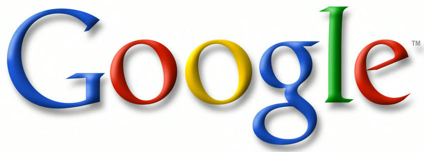


John G. Paton

Missionar auf den neuen Hebriden.







Unsere Hütte. Seite 1.

John G. Paton

Missionar auf den neuen Hebriden.

Eine Selbstbiographie.

Von seinem Bruder herausgegeben.

Nach der fünften Auflage des Originals
und mit Bewilligung des Verfassers im Auszuge übertragen

von

E. v. St.

3. Auflage.

New York 1896.
Amerikan Tract Society.

Inhalt.

1. Theil.

2. Theil.

Vorwort zur 1. Auflage.

Gern komme ich dem Wunsche nach, die schöne Selbstbiographie des schottischen Missionars Paton, die in seinem Heimathlande mit so großem Beifall aufgenommen worden ist, durch ein empfehlendes Vorwort in die Kreise der deutschen Missionsfreunde einzuführen.

Der Mann, mit welchem die Biographie uns bekannt macht, das Missionsgebiet, auf welches sie uns führt, und die Erlebnisse, die sie so anschaulich schildert, fesseln den Leser im gleichen Grade.

Es ist ein Missionar der alten Schule, den wir kennen lernen: schlicht, fromm, vor Gott wandelnd, im Glauben und in der Liebe gegründet, demüthig, geduldig, tapfer, todesfreudig, der in kindlicher Einfalt ohne alle Ruhmrederei seine innere und äußere Lebensgeschichte erzählt, oft an Jung Stilling erinnernd, immer fesselnd, auch wenn er kleine und kleinste Züge einflicht. Man kann dieses Lebensbild nicht betrachten, ohne den Mann lieb zu gewinnen und zu respektiren, den es darstellt, und ohne durch seinen Anblick erbaut zu werden. Es gehört zu dem Schmuck, mit welchem unser himmlischer König die seine Schmach reichlich tragende Mission ausziert, daß er ihr nicht wenig solche Männer und Frauen geschenkt hat, deren Leben im besten Sinne des Wortes erbaulich ist. Auch Paton ist einer dieser Männer, die ihre Kleider *helle* gemacht haben im Blute des Lammes und die zugleich in der Nachfolge des Gekreuzigten Helden geworden sind.

Das Missionsgebiet, auf welches uns die Biographie versetzt, ist die kleine Welt der Neuhebriden und noch nicht einmal

diese ganz, sondern nur die Inselchen Tanna und Aniwa, jenes das Feld der Thränensaat, dieses das Feld der Freudenernte für Paton. In der That eine kleine Welt; ein räumlich ziemlich eng begrenztes Missionsgebiet, aber doch eine ganze Welt voll Ungerechtigkeit, Wildheit, Unwissenheit, Feindschaft, die viel Geduld und Glauben der Heiligen beanspruchte, um überwunden zu werden. Wir werden in die Missionsanfänge unter einem Volke eingeführt, das nicht nur noch im ungebrochensten Heidenthum lebte, sondern auch durch die himmelschreiendsten Gewaltthaten weißer Händler beständig zu Rachehandlungen herausgefordert wurde. Aber gerade diese grundlegende Missionsarbeit mit ihren eigenthümlichen Schwierigkeiten, Gefahren, Kämpfen, Leiden, getäuschten Hoffnungen und endlichen Siegen hält den Leser in beständiger Spannung. Hier ist noch reichliche Missionsromantik, ja Missionstragödie. Nicht mit allgemeinen Schilderungen geographischer, ethnologischer, religionsgeschichtlicher und dergleichen Art wird der Leser abgespeist; alles ist konkret, anschaulich bis ins kleinste Detail hinein, alles leibt und lebt, daß es einem handgreiflich wird, als ob man sich mitten drin befände. Der Leser lernt also ein, wenn auch kleines Stück Missionsleben kennen, wie es in Wirklichkeit ist, er lebt ein Stück Missionsgeschichte mit, und das ist der originale Reiz, den das Buch in Schottland ausgeübt hat und den es auch in Deutschland ausüben wird.

Wir dürfen daher die wohlgelungene deutsche Uebersetzung als eine werthvolle Bereicherung der deutschen Missionsliteratur freudig begrüßen und zweifeln nicht, daß sie sich bald viele Freunde unter uns erwerben wird.

Rothenschirmbach, Pfingsten 1891.

D. **Warneck.**

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Jugendtage.

Was ich hier schreibe, geschieht zur Ehre Gottes. Seit mehr als zwanzig Jahren bin ich dringend und oft gebeten worden, die Geschichte meiner Arbeit in der Mission zu schreiben; aber bis heute, bis in mein vierundsechzigstes Jahr, habe ich mich dieser Arbeit entzogen, weil sie viel von meinem Ich enthalten muß. Neuerdings aber sah ich ein, daß es eher Hochmuth als Demuth sein würde, wollte ich die Erfahrungen meines Lebens mit mir sterben lassen.

So beginne ich die Arbeit mit demüthigem Herzen und werde mit Hülfe meines Gedächtnisses, vieler Notizen und Briefe von mir und meinen Freunden ein Bild des Lebens zusammenstellen, wie der Herr es mich geführt hat. Wenn es nur Einigen meiner Leser das feste Gottvertrauen giebt, welches der Herr mir geschenkt, so wird meine Arbeit an jenem großen Tage sich nicht unfruchtbar erweisen.

Ich wurde am 24. Mai 1824 in einer Hütte des Pachtgutes Braehead, in der Pfarrei Kirkmahoe, bei Dumfries, im Süden von Schottland, geboren. Mein Vater, James Paton, war ein Strumpfwirker; er und seine junge Frau Janet Jardine Rogerson lebten in herzlicher Freundschaft mit dem Pächter, dessen Namen John Gibson sie mir gaben. Der kleine Knabe war bald im Stande, in den Pachthof zu gehen, wo er ein großer Liebling der feingebildeten Hausfrau ward. Mehr als ein Mal bin ich auf meinen Reisen Menschen begegnet, die mit diesem Hause in Verkehr standen und immer wieder er=

neuerte sich mir das freundliche Bild von den nahen, ächt menschlichen Beziehungen, in denen zu jener Zeit der Besitzende in Schottland zu den kleineren Leuten seiner Umgebung lebte. Bei meinem letzten Besuche in der Heimath, 60 Jahre nach jener Zeit, fuhr ich mit meinem fast 20 Jahre jüngeren Bruder James und meinem Vetter David, der in derselben Woche mit mir geboren war, nach meinem Heimathsort Braehead. Wir fanden keine Hütte mehr vor; kaum daß wir in einer kleinen Erhöhung im üppigen Grase die Linie erkennen konnten, wo sie einst gestanden! So ist es mit zehntausend Heimstätten heute in Schottland, von denen jede mit ihren wenigen, aber hochcultivirten Feldern ein kleines Paradies hätte sein können! Wo sind die gesunden, glücklichen Knaben und Mädchen des Landvolkes, das diese Hütten bewohnte? Sie kämpfen um ihr Leben in der dumpfigen Atmosphäre unsrer kleinen und großen Städte. Man sagt mir, das habe so sein müssen, es sei die Folge ökonomischer Gesetze; ich aber bekenne mich zu der Ueberzeugung, daß es nicht hätte sein müssen und daß der Verlust, den die Nation als Ganzes erleidet, ein wesentlicher, wenn nicht ein unersetzlicher ist.

Ich mochte fünf Jahre alt sein, als meine Eltern nach Torthorwald zogen, ungefähr 4¹/₄ Meile (engl.) nördlich von Dumfries, an der Straße nach Lockerbie gelegen. Torthorwald war damals 1830 ein fleißiger, gut gedeihender Ort mit Bauern, großen und kleinen Pächtern, Webern, Schuhmachern, Böttchern, Schnitzern von Holzschuhen, Schneidern und Schmieden. Fünfundfünfzig Jahre später, als ich zuletzt den Schauplatz meiner Jugend besuchte, war das Dorf eigentlich vernichtet. Nur noch fünf strohgedeckte Hütten, deren betagten Besitzern man erlaubte, dort abzusterben, wo sie gelebt, standen noch! Auch über ihre Gärtchen und Felder, die sie noch umgaben, wird der Pflug gehen, wie über die von sechzig oder siebzig, die der Vernichtung anheim gefallen waren. Noch stand die Dorfschmiede, aber sie sprüht ihre Funken selten — die großen Landbebauer ziehen städtische Arbeit vor. Auch die Mühle

besteht noch und hie und da klappern ihre Räder, aber selten gegen jene Zeit, wo alle Dorfbewohner ihren Bedarf selbst bauten und in der Mühle verarbeiteten. Und die Heldin meiner Jugendzeit, die Frau des Kaufmanns, hatte sich im Grimme vom Geschäft abgewandt; sie meinte, „diese Tory-Landlords mit ihren großen Pachthöfen haben alle unsere Leute vertrieben! sie haben die Schule und den Laden, die Kirche und die Mühle vernichtet.“ Und wahrlich, die Schule ist ihrer Kinder beraubt und die Pfarrkirche ihrer andächtigen Besucher, wenn nur fünf Familien kümmerlich fortkommen, wo sonst viel mehr als sechzig gediehen. Die Nationalökonomie mag mich verurtheilen, wenn sie will; aber ich höre es mit einer Art von Schadenfreude, daß dies System des Landbaues im Großen, welches unsre Dörfer vernichtet hat, welches unsre Landleute in enge Straßen und Hinterhäuser unsrer großen Städte verbannt hat, auf die Dauer den Landlords nichts weniger als von Vortheil gewesen ist, die in vielen Fällen zwangsweise und grausam gegen das seine Scholle liebende Volk vorgingen und zwar nur aus Gewinnsucht.

Die Dorfbewohner in meiner Jugendzeit waren alle, die Knechte und die Tagelöhner des Landbaues, die Händler und die kleinen Pächter, eine sehr fleißige und durch und durch unabhängige Sorte von Menschen. Sie mußten sämmtlich hart arbeiten, wenn sie nicht darben wollten; aber dabei waren sie scharfe Beurtheiler von Allem, was Staat und Kirche betraf. Oft konnte man in der Schmiede, auf dem Markt oder auf dem Wege zur Kirche von den scheinbar so abgeschieden lebenden Leuten die Fragen, welche draußen die Welt bewegten, mit erstaunlicher Leidenschaft und hellem Verstande besprechen hören.

Von einer Anhöhe dicht hinter dem Dorfe hatte man eine Aussicht, die, wenn ich auch alle so natürliche Vorliebe bei Seite setze, mir doch als solche erscheint, die unter all den Schönheiten Schottlands mit Recht ihren Platz behauptet. Zu den Füßen lag ein wohlhabendes, gedeihendes Dorf, dessen Häuser, alle von Gärten umgeben, ihren bläulichen, dünnen

Torfrauch in die Höhe sandten, der nie die Luft verdarb; nach meiner Ansicht ist ein schön gelegenes Dorf mit gesunden und glücklichen Heimstätten für Gottes Kinder der bedeutendste Zug in jeder Landschaft. Da liegt die „Manse", das Pfarrhaus, unter alten mächtigen Bäumen; nicht weit davon die Pfarrschule, wo Reiche und Arme auf gleichem Fuße, als Gottes Kinder, zusammenkamen, wo wir lernten, daß Verstandes- und Charakterbildung die einzige wirkliche Aristokratie schaffe. Drüben, zwischen Gräbern, deren zerbröckelnde Steine zum Theil fünf Jahrhunderte alt sind, steht die Dorfkirche, und dort auf einem kleinen Hügel am Ende des Dorfes der alte Thurm von Torthorwald; er übersieht ernst die weite Windung des Thales des Nith und erzählt von den blutigen Kämpfen um die Grenzen Englands und Schottlands. Er gehörte zu einem der vielen Schlösser der Kirkpatricks; seine mächtigen Mauern erinnern an Jenen aus der Familie, der deren Geschichte mit dem Blut des Red Comyn schrieb, als er in der Greyfriars Kirche zu Dumfries dem Dolchstoße, welchen Robert Bruce dem Verräther versetzte, noch einen hinzufügte mit den Worten: „I mak siccar!" (Ich mache den Tod sicher.) Jenseits, zwischen dem Beschauer und dem Nith, schlängelt sich der Lochar in den Solway durch Meilen und Meilen von Moos und Haide. An einem hellen Sommertage scheint Dumfries mit seinen Thürmen ganz nahe gerückt; das Thal des Nith, reich mit Dörfern, Herrenhäusern und freundlichen Pachthöfen besetzt, bildet einen herrlichen Mittelgrund, während die Berge von Galloway seitwärts abschließen. Weiterhin der weiße Strand des Solway mit seinen rasch heranrollenden Wogen und endlich hinter den Küstendörfern ragen die Berge von Cumberland majestätisch in die Höhe. Dazwischen überall Reste der Burgen der Ritterzeit, reich an Ueberlieferungen für die Umwohnenden, die nichts von ihrer Kraft verloren haben, auch wenn sie immer neuen Generationen von den Kriegen erzählen, die hier um den Besitz des Landes durch Jahrhunderte geführt worden sind. Eine glühende Vater-

landsliebe und eine innere Freude an den kühnen Thaten waren ein Erbtheil von uns Allen.

Hier, inmitten eines kräftigen, gesunden Dorflebens, hatten meine lieben Eltern ihre Wohnstätte durch vierzig Jahre. Hier wurden ihnen weitere acht Kinder geboren, zusammen eine Familie von fünf Söhnen und sechs Töchtern. Noch steht das strohgedeckte Häuschen mit einem Garten davor und einem größeren jenseits der Straße und zeigt dem jetzigen Geschlecht, wie seine Väter wohnten. Kunst hatte der Baumeister nicht aufgewandt, wohl aber auf die Dauerhaftigkeit sein Auge gerichtet. Das Haus bestand aus vier Paar Eichenstämmen, die wie lebende Bäume so tief in die Erde gesenkt waren, daß ihre Spitzen einander begegneten. Nicht mit Eisen, sondern mit einem eichenen Balken wurden je zwei solcher Bäume „gekoppelt"; auf diese war als Unterlage für das Strohdach ein hürdenartig gepflochtenes Gemenge von Eichenästen gelegt, etwa zwölf Fuß über der Erde. In den Zwischenräumen zwischen den vier Paar nach Innen sich biegenden Stämmen wurden Mauern aufgeführt, so senkrecht, wie das Gerippe des Hauses es erlaubte. Das Dach wurde Jahr für Jahr fast ganz erneuert und trotzte Stürmen und Regen aufs Beste. Das Haus war ein behagliches; seine Schönheit bestand in seiner Dauerhaftigkeit. Noch heute stehen die vom Wetter und vom Rauch gebräunten Balken, die sicher vierhundert Jahre Dienst geleistet haben und noch vierhundert stehen können, denn noch heute kann man in die gehärteten Bäume einen gewöhnlichen Nagel mit gewöhnlicher Kraft nicht einschlagen! Die Mauern sind jünger, da mein Vater sie neu aufführte und sie werden noch manchmal ausgebessert werden müssen, ehe die Eichbäume vermodern.

Unser Haus hatte drei Räume; der eine war das Territorium meiner Mutter und war Küche, Wohn- und Eßzimmer zugleich; auch enthielt er zwei große hohe, luftige Betten mit Umhängen. Das zweite Zimmer, am anderen Ende des Hauses, war meines Vaters Werkstätte, in der fünf oder sechs Strumpf-

wirkstühle standen, die fleißig in Bewegung die Kaufleute von Dumfries mit ächter guter Waare versorgten. Eine dritte Stube, zwischen den beiden gelegen, war klein; sie hatte nur Platz für ein Bett, einen kleinen Tisch und einen Stuhl; ein schmales Fensterchen brachte nur wenig Licht. Dies war das Heiligthum der Hütte. Hierher sahen wir unsern Vater sich mehrmals täglich, gewöhnlich nach jeder Mahlzeit, zurückziehen; wir hörten ihn die Thür verriegeln und wir Kinder erriethen durch eine Art geistigen Instinct, (denn die Sache war zu heilig, um sie zu besprechen) daß unser Vater dort für uns bete, wie der Hohenpriester im Allerheiligsten. Mitunter hörten wir den ernsten Ton der bewegten Stimme, die bat, als ob es unser Leben gelte und wir lernten es, nur auf den Zehen an dem Zimmerchen vorüber zu schleichen, um nicht zu stören. Die übrigen Menschen wußten es wohl nicht, woher die Strahlen von Glück und Freundlichkeit, das liebevolle Lächeln in des Vaters Züge kamen; wir aber wußten es: es war der Widerschein der Nähe Gottes, in deren Bewußtsein er stets lebte. Nirgends, weder in Tempeln noch in Domen, auf den Höhen der Berge noch in Thälern, kann ich je die Nähe Gottes mehr empfinden, mehr sein directes Wirken auf den Menschen fühlen, als es in unsrer ärmlichen Hütte der Fall war. Wenn durch irgend eine undenkbare Katastrophe Alles aus meiner Seele und meinem Gedächtniß hinweggeschwemmt würde, was sich auf Religion bezieht, so würden die Gedanken doch zu diesen Scenen der frühen Kindheit heimkehrend das Echo der Gebete und des Rufens hören und jeder Zweifel würde schwinden mit den Worten: er ging mit Gott um, warum dürfte ich es nicht auch thun?

Einige Worte mögen den Familien gewidmet sein, denen meine Eltern entstammten. Meines Vaters Mutter, Janet Murray, gehörte einem Hause von „Covenantern“ an, die für ihren Glauben gekämpft und gelitten hatten und war selbst von ausgesprochen religiösem Charakter. Ihr Gatte, mein Großvater William Paton, hatte eine romantische Laufbahn

hinter sich, als er sich in Dumfries als Weber niederließ, wie sein Vater es vor ihm gethan hatte.

Zum Seedienst an Bord eines englischen Kriegsschiffes „gepreßt“, war er von Franzosen gefangen genommen worden und später Paul Jones, dem großen Seeräuber, in die Hände gefallen. Er trug bis zum Tode die Narbe eines Säbelhiebes, welchen Jones ihm für ein Zeichen vermeintlicher Nichtachtung quer über die Schulter versetzt hatte. Entschlossen, dem Piraten zu entkommen, war er mit zwei andern Flüchtigen Gegenstand heftiger Verfolgung von Seiten der Seeräuber. Einer der Kameraden, der nicht gut schwimmen konnte, ward von einem Schuß der Verfolger getroffen und mußte von den beiden Anderen mitgezogen werden, denen es in der Dunkelheit gelang, in einer Höhle des felsigen Strandes zu landen, wo sie zwei Nächte und einen Tag vom Feinde unentdeckt blieben. Mein Großvater, jung, blond und zart, bewegte gute Herzen, ihm Frauenkleider zu geben und entging in diesen mehrmals den suchenden Verfolgern ebenso, wie einer Gesellschaft von Weibern glücklich. Nach unsäglichen Mühseligkeiten gelang es ihm, mit dem Capitain eines Kohlenschiffs zu unterhandeln, der ihn zwischen seiner Ladung verbarg. So kam er nach endlosen Irrfahrten nach Dumfries in die Heimath zurück, wo er sein weiteres Leben als pflichtgetreuer Bürger und Familienvater verbrachte. Die Erzählungen aus seiner Jugend vergnügten oft den Kreis, der um seinen Heerd sich sammelte und bekamen erst die rechte Würze durch den ächt evangelischen Geist seiner Frau, die den „Covenanters“ angehörte.

Von ihren Kindern hatten zwei die Art des Vaters geerbt, zwei die der Mutter. William wurde Soldat und blieb in Spanien; May, die einzige Tochter, heirathete einen heitern, tapfern Engländer, der bei Waterloo focht und der seinen hundertsten Geburtstag erlebte. John und James, der Letztere mein Vater, wurden Strumpfwirker wie der Vater, folgten aber schon in früher Jugend der Mutter in ihren sehr ernsten religiösen Ansichten und wurden wie sie treue Bekenner des Herrn.

Meine Mutter ihrerseits stammte aus Annandale. Ihr Vater William Rogerson gehörte einer zahlreichen Familie an, deren kräftige Naturen der stets so kriegerischen Grenzbevölkerung würdig waren. Ganz im Sinne der dort gebräuchlichen Anschauungen hatte er sich auch sein Weib gewonnen; doch war die gute alte Frau in späteren Tagen nicht oft zu bewegen, davon zu erzählen. Sie war ein Mädchen aus guten Kreisen und Mündel zweier gewissenlosen Vormünder, die ihre kleine Besitzung bei Langholm schlecht in Obhut hatten. Während sie in einem Institut erzogen wurde, verliebte sie sich in den stattlichen jungen Schmied William Rogerson und es war nur natürlich, daß sich die Vormünder einer solchen Verbindung widersetzten. Der junge Mann aber ritt mit sechs oder sieben Brüdern und einigen andern Vertrauensmännern, alle zu Pferde, am hellen Tage vor das Haus und verlangte, man solle ihm seine „rechtmäßige Braut“ ausliefern. Diese kam, stieg zu William aufs Pferd und fort gings mit den ganzen stattlichen Cavalieren zur Trauung, die nach damals geltenden Gesetzen in Schottland jeder Mann vollziehen konnte, — es brauchte kein Geistlicher zu sein, — sobald ein Paar vor ihm und zwei Zeugen sich erklärte, sie seien Willens sich zu heirathen. So zog die junge Frau in die kleine Dorfschmiede ein!

Die Vormünder bestraften William in besondrer Weise. Während er im jungen Glück alle fernerliegenden Geschäfte vergaß, verkauften jene den ganzen Besitz und entflohen nach Amerika. Als der junge Schmied durch Gerüchte davon hörte, stieg er zu Pferde und ritt nach Langholm, wo er gerade zum Schluß einer Versteigerung eintraf, welche der Käufer des Ganzen nun abgehalten hatte. Eben kam das letzte Stück unter den Hammer — die Familienbibel! Er beanspruchte oder kaufte dieselbe — das war Alles, was die junge Frau von ihrem elterlichen Erbe erhielt! Sie gebrauchte dieselbe fleißig bis zu ihrem Todestage und schrieb alle Nachrichten über ihre Heirath und eine Reihe von Kindern, die Gott ihr schenkte, hinein.

Janet Jardine beugte ihren Nacken in das selbstgewählte Joch demüthig und mit liebendem Herzen. In ihrer ganzen Art zu sein, in ihrer Vorliebe für Bücher, ihren vielen Handfertigkeiten und Geschicklichkeiten zeigte sie, daß ihr Loos einst ein leichteres gewesen war. Ihr Mann bewies sich aber ihrer Liebe nicht unwürdig; mit rastlosem Fleiß arbeitend, hatten Beide in ihrem Alter ein kleines Eigenthum erworben, in dem sie ruhen und einem seligen Ende entgegensehen konnten. Unter denen, die am Grabe der Eltern standen, waren mehrere Söhne und Töchter. Unter den Ersteren hat sich der Rev. James J. Rogerson, Geistlicher der anglikanischen Kirche, einen Namen gemacht; er war bis vor Kurzem in ausgezeichneter Stellung im alten Shrewsbury, wo er in geachtetem und geliebtem Andenken lebt.

Noch einen Zug muß ich von der lieben alten Frau erzählen. Ihr Sohn Walter hatte im Verfolg seines Berufes das Elternhaus verlassen, hatte aus verschiedenen Städten Englands geschrieben, schien dann aber verschollen; kein Zeichen seines Lebens oder seines Todes hatte die Eltern erreicht. Das Mutterherz ließ die Hoffnung aber nicht sinken; jeden Abend betete sie inbrünstig um seine Rückkehr und ehe sie die Hausthür für die Nacht verschloß, rief sie in die Dunkelheit hinaus: „Komm heim, mein Sohn, deine Mutter sehnt sich sehr nach Dir!“ Jeden Morgen bei Tagesanbruch stieg sie, durch mehr als zwanzig Jahre, auf einen kleinen Hügel, Corbie Dykes genannt, und schaute mit thränenerfüllten Augen gegen Süden, ob sie den geliebten Sohn nicht kommen sehen könne; dort betete sie zu Gott für seine Bewahrung und um seine Heimkehr. Jedes Mal, wenn ich an diese Liebe denke, findet mein Herz Trost in dem Gedanken, daß sie wenn nicht hier, so doch sicher dort ihre Belohnung finden wird, daß auch von diesen Lippen das Wort kommen wird: er war verloren und ist wiedergefunden.

Aus solcher Umgebung kam unsre liebe Mutter, Janet Jardine Rogerson, eine herzensfrohe, geduldig arbeitende,

hochsinnige Frau. Durch drei und vierzig Jahre führte sie ihr Haus und ihre fünf Söhne und sechs Töchter in einer so gottesfürchtigen, von Menschen unabhängigen, selbstständigen Weise, daß ich noch jetzt, nachdem ich so viele andere Verhältnisse kennen gelernt habe, nur mit der allergrößten Bewunderung und Verehrung ihrer gedenke. Sie war jung in das Haus eines Urgroßonkels gekommen, um ihm und seiner Frau, die in der ganzen Gegend nur „die alten Adam und Eva" genannt wurden, den Lebensabend zu erheitern, wozu sie mit ihrem fröhlichen Herzen ganz geeignet war. Das fern dem Dorf an der Haide gelegene Häuschen mochte dem jungen Mädchen wenig Unterhaltung bieten, außer den täglichen Spaziergängen in den nahen Wald. Dort war es ihr aufgefallen, daß ein junger Strumpfwirker von „Brig End", James Paton, die Gewohnheit hatte, in seinen Freistunden mit einem Buche in der Hand in den Wald zu eilen, als ob er dort lernen wolle. In jugendlicher Neugierde schlich sie ihm einst von fern nach und hörte ihn andächtig Verse lesen und hersagen, die sie nicht kannte. Es waren Ralph Erskine's „Bibelsonnette", die er noch 60 Jahre später, als er auf dem Sterbebette lag, auswendig wußte. Ihre Neugier verwandelte sich in Hochachtung, als sie den jungen Mann dann niederknien sah und ihn aufs Inbrünstigste zu Gott beten hörte. Sie hatten nie mit einander gesprochen; sie war im Gebüsch versteckt und er ahnte nichts von ihrer Gegenwart, obgleich sie wiederholt ihm folgte. Was sie bewog, eines Tages seinen breiten schottischen Hut, den er während des Betens zur Seite legte, wegzunehmen und ihn an einem Zweige aufzuhängen, läßt sich nicht sagen. Im Gebet ganz von der Umgebung abgezogen, hatte James nichts bemerkt; das junge Mädchen aber ergötzte sich in ihrem Versteck am Suchen und Finden des Hutes. Am nächsten Tage wiederholte die kleine Neckerin das Spiel, erschrak aber fast über die Wirkung, welche sie in James Zügen deutlich bemerkte. Er stand lange mit dem Hut in der Hand, ernstlich nachsinnend, was hier vorgegangen sei. Das ließ eine andere

Saite in ihr ertönen, die des Mitleids, jenes höheren Mitleids, welches beklagt, denen, die besser und edler sind als wir, weh gethan zu haben. Als James am nächsten Tage auf seinen gewohnten Platz im Walde kam, fand er am Baum ein Papier befestigt, auf dem stand:

„Die, welche den Hut genommen hat, ist beschämt über das, was sie that. Sie hat große Achtung vor Euch und bittet für sie zu beten, sie möge so gute Christin werden, wie Ihr Christ seid."

James starrte lange auf die Worte und vergaß die Sonnette zu lesen; er sann, wer die Worte geschrieben haben könnte und ärgerte sich über seine Dummheit, die ihn nicht an einen Spaß, sondern an die Gegenwart von Engeln hatte denken lassen. Als er aufsah, fiel sein Blick auf „Adams und Evas" Hütte, die er durch eine Lichtung sehen konnte und vor derselben ein junges Mädchen, die ein schottisches Lied singend mit dem Milcheimer zum Melken ging. Plötzlich wußte er, daß es „Adams und Evas" Nichte gewesen, die er nie gesprochen, deren Lob er aber von allen Seiten oft gehört hatte. Ich glaube, er hat jenen Abend das erbetene Gebet in mehr als einem Sinn gesprochen; auf jeden Fall ward später mehr genommen und das Vertrauen ist von keiner Seite je bedauert, noch gebrochen worden.

Oft, sehr oft habe ich den Vater in den schönen Sommertagen ihres langen Lebens die Mutter über ihre Absichten necken hören, mit denen sie den Hut nahm. Und eben so oft folgte mit raschem Mutterwitz die Erwiderung, daß, wenn seine Gedanken nur dem Gebet geweiht gewesen wären, er eben so gut an der andern Seite des Waldes einen Platz hätte suchen können. Begebe man sich aber in die Nähe von „Eden", so müsse man darauf gefaßt sein, einer Tochter Evas zu begegnen.

Mit 17 oder 18 Jahren hatte mein Vater eine Reihe besonderer religiöser Erfahrungen durchgemacht und von der Zeit an folgte er dem Herrn unentwegt. Seine Eltern gehörten einem der ältern Zweige der Kirche an, die sich heute „Vereinigte

Presbyterianer" nennen; aber mein Vater hatte sich nach eingehender Prüfung der verschiedenen Kirchen und ihrer Lehren für das älteste aller schottischen Bekenntnisse, das der „reformirten Presbyterianer" entschieden, als am meisten dem der Covenanter gleichend und den Zielen der schottischen Reformation am meisten entsprechend. Er traf diese Wahl mit gutem Bedacht und war zu allen Zeiten im Stande, sie mit klaren und starken Gründen aus der Bibel und der Geschichte der Reformation zu rechtfertigen. Daneben aber sympathisirte und stimmte er mit dem fortschrittlichen Theile dieser alten Kirche und hielt sich zur „Majoritäts-Synode", die später in die „freie, schottische Kirche" eingefügt worden ist.

Außer seiner Wahl einer Kirche für sich selbst, erwuchs ihm noch eine andere Frucht aus seiner frühen entschiedenen Kirchlichkeit. Häusliche Andacht hatte man bis dahin in seinem elterlichen Hause nur Sonntags gehalten; der junge, freudige Christ besprach sich mit seiner ihm beistimmenden Mutter und Beide überzeugten die übrigen Glieder der Familie, daß Morgens und Abends Gebet und Bibellesen die Tage eröffnen und beschließen solle; der Vater stimmte um so williger ein, als der Sohn bereit war, den häuslichen Gottesdienst zu leiten, was dem alten Soldaten doch vielleicht eine zu fremdartige Anstrengung gewesen wäre. So begann mein guter Vater in seinem 18. Lebensjahre diese segensreiche Gewohnheit des gemeinsamen Familiengebets und dürfte sie ohne Unterbrechung bis an seinen Tod, der im 78. Lebensjahre erfolgte, ausgeübt haben. Noch an seinem letzten irdischen Tage lauschte er aufmerksam dem vorgelesenen Bibelabschnitt und leise hörte man seine Stimme den gesungenen Psalm begleiten; sein letztes leises Gebet fiel als Segnung auf seine Kinder nieder, von denen Viele weit über die Erde hin zerstreut waren, aber Alle voll Hoffnung, ihm am Thore der Gnade wieder zu begegnen. Keines von uns entsinnt sich des Falles, daß ein Tag nicht in solcher Weise geheiligt worden wäre; weder die Eile zur Arbeit noch zum Handel, weder die Ankunft von Freunden

oder Gästen, noch Angst und Sorge, weder Freude noch Leid verhinderte jemals, daß wir am häuslichen Altare knieten, während der Priester des Hauses unsere Gebete zu Gott leitete. Und auch für Andere ist dies zum Segen geworden; ich habe in viel späteren Jahren gehört, daß eine Frau, die damals einen schlechten Lebenswandel führte, durch Gottes Gnade aber auf den rechten Weg gebracht wurde, wiederholt sagte, es habe sie nichts von Verzweiflung und Selbstmord gerettet, als meines Vaters Gebete, denen sie an dunkeln Winterabenden unter unser Fenster gekauert lauschte. Sie hatte bei seinen innigen Gebeten um die Bekehrung der Sünder gefühlt, daß er auch sie einschließe und daß Gott die Bitte eines solchen Beters erhören würde, glaubte sie sicher. „Das allein“, sagte das arme Weib, „hielt mich vom Selbstmord ab und führte mich endlich zu meinem Erlöser.“

Meines Vaters größter Wunsch war es, Geistlicher zu werden; aber als er schließlich einsah, daß Gott ihn andere Wege führen wollte, söhnte er sich auch damit aus, gelobte aber, daß, wenn er Söhne haben sollte, „er sie ohne Rückhalt dem Herrn und seinem Dienste widmen wolle, wenn dieser ihrer bedürfe und die Wege eröffne.“ Es genüge hier zu sagen, daß er drei von uns im heiligen Amte sah: mich, den Aeltesten, meinen um einige Jahre jüngeren Bruder Walter und den Jüngsten von uns Elfen, meinen Bruder James.

Die von uns besuchte Kirche war die reformirt presbyterianische in Dumfries, deren Prediger, Rev. John Mc. Diarmid, meinem Vater in wahrer Freundschaft im Herrn zugethan war. Dumfries war reichlich vier Meilen (engl.) von Torthorwald entfernt, doch war mein Vater so viele Jahrzehnte hindurch nur drei Mal verhindert, den Weg zum Gotteshause zu machen; ein Mal durch so tiefen Schnee, daß er umkehren mußte, einmal durch so hochgradiges Glatteis, daß er den Berg bei der Umkehr hinauf kriechen mußte, nachdem er an demselben einen großen Theil durch Fallen hinabgerutscht war und einmal durch den Ausbruch der Cholera in Dumfries.

Aller und jeder Verkehr mit dem Ort war streng verboten worden; die umwohnenden Landleute, die wissen mochten, daß keine Cholera meinen Vater vom Gotteshause fern halten würde, schickten meiner Mutter eine Deputation mit der Bitte, sie möge den Vater bewegen, ein Mal seines Gottesdienstes zu Hause zu pflegen. Das aber war unnöthig; wo es sich um Verbot und um das Wohl Anderer handelte, war das stets seine erste Rücksicht. Jedes von uns betrachtete es als eine große Freude, wenn wir den Vater zur Kirche begleiten durften; die vier Meilen Wegs waren unsern lebhaften Geistern ein Vergnügen und hier und da belohnte auch ein Stück städtischen Lebens unsre unverwöhnten Augen. Einige fromme Männer und Frauen pflegten sich meinem Vater anzuschließen und wir Jüngeren erhielten dabei eine Idee von Dem, was christliches Gespräch sein kann und sein soll. Sie gingen in die Kirche voll Erwartung des Geistes, ihre Seelen sehnten sich nach Gott; sie kehrten heim, bereit und voll Eifer ihre Gedanken auszutauschen über das Brod des Lebens, das sie empfangen hatten. Ich muß es bezeugen, daß die Religion uns in dieser Art mit sehr viel geistiger Frische und Freudigkeit nahe gebracht ward, und nie im trocknen Gespräch, sondern als aufrichtiger Ausdruck der Persönlichkeiten unsere Seelen berührte. Darin dürfte der große Unterschied liegen zwischen Gesprächen, die abstoßen und solchen, die die jugendlichen Gemüther anziehen.

An Sonntag-Abenden lasen wir die Bibel mit einander, mit Zwischenfragen und Erklärungen, die alle dahin gerichtet waren, uns die Liebe Gottes, der seinen Sohn für uns in den Tod gab, immer mehr und mehr erkennen zu lassen. Der Katechismus wurde durchgenommen und die Fragen von Erwachsenen und uns Kindern beantwortet und die Antworten mit den Bibelstellen belegt. Es ist mir später stets unbegreiflich gewesen, von Vielen dies Katechisiren getadelt zu hören als Etwas, das die Freude an der Religion verderbe. In unserm Familienkreise war das Gegentheil der Fall; es legte bei uns Allen den festen Grund zu ernstem religiösen Leben und Denken.

Die späteren Jahre haben mancher Frage und mancher Antwort wohl einen tieferen Sinn und klareres Verständniß hinzugefügt, aber Keines von uns hat je daran gedacht zu wünschen, wir möchten anders erzogen worden sein. Natürlich, wenn die Eltern nicht wirklich fromm, andächtig, aufrichtig und liebevoll sind, wenn die ganze Sache auf beiden Seiten eine Aeußerlichkeit bleibt, — oder schlimmer, Scheinheiligkeit und Falschheit, so werden die Erfolge freilich ganz andere sein! O ich kann sie nie vergessen, diese glücklichen Abende der Sonntage, dieser heiligen, glücklichen, ächt menschlichen Tage, deren der christliche Vater, die Mutter und die Kinder, von Sorge und Arbeit ruhend, sich erfreuen dürfen! Wie getreu erzählte mein Vater der Mutter den Inhalt der Predigten, die sie der großen Entfernung und der vielen kleinen Kinder wegen nicht oft hören konnte. Wie spornte er uns an, ihm zu helfen bei der Wiedergabe des Gehörten, wie freudig belohnte er uns, als wir soweit gekommen waren, uns Notizen machen zu können und sie bei unserer Rückkehr durchgingen und vervollständigten. Und welcher Wetteifer war unter uns vorzulesen, während die Andern zuhörten und der Vater hie und da einen passenden Gedanken, ein hierher gehöriges Erlebniß von sich oder Andern einschob. Mögen Andere sagen und schreiben was sie fühlen und was sie wollen; aber auch ich muß dies thun. Wir waren unsrer elf, aber Keins von uns, weder Tochter noch Sohn, hat je den so gefeierten Sonntag zu lang oder zu traurig gefunden, oder gedacht, Eltern oder Kinder könnten ihn anders und schöner zubringen! Aber Gott erbarme sich der Familien, wo solche Dinge aus Zwang geschehen und gethan werden und nicht aus Liebe! Selbst die Zucht, in der uns der Vater hielt, war in sich eine Art von Religion. Wenn etwas Ernstes bestraft werden mußte, so sahen wir den Vater sich in sein Stübchen zurückziehen und die Mutter sagte uns, er lege die ganze Sache Gott vor! Das war für mich der schwerste Theil der ganzen Strafe. Ich hätte lieber jeden Grad von Schmerz ertragen, denn dies erfaßte mein Gewissen wie eine directe

Botschaft von Gott. Wir liebten den Vater um so mehr, als wir sahen, wie schmerzlich es ihm war, uns strafen zu müssen. Gar zu viel hat er bei Keinem von uns darin thun müssen, denn die Eltern regierten uns mehr durch Liebe als durch Furcht.

Aber ich muß die Lebensgeschichte meines Vaters verlassen, obgleich sie in mancher Beziehung des Aufzeichnens mehr werth wäre als die meine. Ich will nur noch erwähnen, daß der Vater in allen ernstgesinnten Kreisen der ganzen Gegend hochgeschätzt war, daß man ihn zu Sterbenden und Trauernden holte, um Gebet und Trost durch ihn zu empfangen. Diese Achtung nahm mit den Jahren, die seine Locken bleichten und ihm das Aussehen eines alten Apostels gaben, nur zu. Die letzten zwölf Jahre verwendete man ihn als Landmissionar und er durfte den Samen des Reiches Gottes im Dienste der „Traktat- und Buchgesellschaft" reichlich ausstreuen. Seine Erfolge waren für einen ländlichen Bezirk ganz außerordentliche. In einem Umkreise von fünf Meilen war er in jedem Hause bekannt, von allen Kindern froh begrüßt, von den Dienenden geachtet, von Alten und Kranken ersehnt. Er strahlte in hoher Freude, wenn er die Bibeln und andere werthvolle Bücher zeigte, von denen er unglaubliche Mengen verkaufte. Er sang die Psalmen an den Betten der Kranken, er faßte die Gebete der Sterbenden in Worte. Unermüdlich und heiter ging er von Farm zu Farm, von Hütte zu Hütte und wenn er ermüden wollte auf dem Wege, so erfrischte er sich durch lautes Aufsagen eines Erskine'schen Bibelsonnetts oder durch einen Psalm Davids. Seine glückliche Lebensgefährtin, die „kleine Jennie", starb 1865, er selbst 1868, nachdem er das 77. Jahr erreicht hatte. Beider Leben ist, obgleich in den ärmlichen Verhältnissen einer schottischen Hütte verbracht, durch Gottes Gnade doch eine schöne und edle Episode menschlicher Existenz gewesen. Ihre Kinder werden sie in dieser wie in jener Welt segnen und ihr Andenken als ein geheiligtes betrachten.



Schloß Torthorwald. Seite 17.

Zweites Kapitel.

In der Schule.

In meiner Jugend hatte Torthorwald eine jener großen, Schottland eigenthümlichen Schulen, wo die Reichen und die Armen der Pfarrei auf völlig gleichem Boden zusammentrafen, wo Bibel und Katechismus eben so eifrig gelehrt wurden, wie Grammatik, Geschichte und Geographie, und wo die befähigten Knaben, auch aus den ärmsten Hütten, in Latein, Mathematik und Griechisch so weit gebracht wurden, daß sie von dieser einfachen Schule direct auf die Universität gehen konnten. Außerdem hatte zu meiner Zeit ein tüchtiger Pädagog, Namens Smith, ein Knabeninstitut mit der Schule verbunden und dadurch Söhne höher gestellter Familien aus der Umgegend angezogen, so daß Torthorwald unter ihm seinen Zenith im Schulwesen erreichte. In dieser Schule wurden meine Brüder und ich in die Geheimnisse des Wissens eingeweiht, natürlich die Jüngeren von anderen Lehrern als ich; mein jüngster Bruder James ging von hier in seinem vierzehnten Jahre direct auf die Universität nach Glasgow!

Mein Lehrer strafte sehr streng, fast möchte ich sagen, in einer Art von Wildheit, zumal für schlecht gelöste Aufgaben. Und doch hatte ich Ursache, zu wissen, daß er manchmal gütig und weichherzig war. Er hatte wohl beobachtet, daß ich nicht so gut versorgt mit Kleidern war, wie meine wohlhabenderen Mitschüler. Da er an meinen Fortschritten Freude hatte, so ersann er eine freudige, von gutem Herzen zeugende Ueberraschung, — eine Art von Schulpreis besondrer Art. Eines

Abends, während mein Vater in der Abendandacht von ganzem Herzen betete, öffnete sich leise unsre Hausthür und ward eben so sachte wieder geschlossen. Nach beendigtem Gebet hinauseilend fand ich ein Packet, mit einem prächtig warmen Anzug für mich darin. Die gute Mutter sagte, Gott habe ihn mir gesandt, von wem er auch gegeben sein möge und aus seiner Hand soll ich ihn dankbar hinnehmen. Als ich am nächsten Morgen in den neuen Kleidern in der Schule erschien, belobte der Lehrer deren gutes Aussehen und ich erzählte ihm unschuldig, wie ich sie erhalten und was meine Mutter gesagt hätte. Lächelnd erwiderte er darauf: „John, wenn Du je wieder Etwas gebrauchst, sage Deinem Vater, er solle darum beten, dann wird Gott vielleicht wieder helfen!“ Es vergingen Jahre, ehe ich erfuhr, was der Leser erräth, daß der gutherzige Lehrer an jenem Abend während unsrer Andacht unsre Thür so leise geöffnet hatte.

Aber aller gute Einfluß dieses Lehrers wurde gestört und fast aufgehoben durch Ausbrüche seines maßlosen Zornes, der ihn zu förmlicher Wildheit brachte. Auch seine Vorliebe für Einzelne war manchmal sehr ermuthigend; ich erhielt einst durch den Ausspruch des anderen Lehrers einen Preis für Latein, bekam ihn aber nicht; Preise wurden überhaupt ohne Verdienst ertheilt und meist an wohlhabender Leute Kinder, so wenigstens dachten wir und es kühlte meinen Eifer bedeutend ab. Begünstigungen konnten ertragen werden, aber nicht die brutale Behandlung, wenn er in Wuth kam. Einmal, als er mich ungerechterweise sehr geschlagen hatte, überredete mich meine gute Mutter, in die Schule zurückzugehen; sobald er mich erblickte, stürzte er wieder auf mich zu, stieß und schlug mich so wild, daß ich in Schmerz und Schrecken aus seiner Gegenwart entfloh. Später, als seine Leidenschaft sich gelegt hatte, kam er zu meinen Eltern, entschuldigte sich und wollte mich wieder mitnehmen. Aber das war vergebens — ich konnte mich nicht dazu entschließen! Ohne Zweifel hatte ich damals wirkliche Sehnsucht nach Erziehung, auch lernte ich

leicht; da keine andere Schule in der Nähe war, so blieb es ein unermeßlicher Verlust für mich, daß ich vor diesem Lehrer zurückbebte.

Obgleich kaum zwölf Jahre alt, begann ich meines Vaters Gewerbe zu erlernen, in dem ich bald Gutes leistete. Wir arbeiteten von 6 des Morgens bis 10 Uhr Abends mit einer Ruhestunde zu Mittag und je einer halben für Frühstück und Abendessen. Diese wenigen freien Augenblicke widmete ich treu meinen Schulbüchern, besonders dem, was ich von Latein und Griechisch gelernt hatte, denn es war mein größter Wunsch, Missionar oder Geistlicher zu werden. Trotzdem bezeuge ich gern, daß, was ich am Wirkstuhl meines Vaters gelernt habe, durchaus nicht verloren war; die Fähigkeit mit Werkzeugen umzugehen, die Maschinerie zu beobachten und in Ordnung zu halten, ist mir von großem Werthe im fremden, uncultivirten Lande gewesen.

Von welch' mächtigem Eindruck die Gebete meines Vaters in dieser Zeit auf mich waren, das könnte ich weder erklären, noch könnte ein Fremder es verstehen. Wenn wir um ihn knieten und er sein ganzes volles Herz in das Gebet um Bekehrung der Heiden zum Dienste Jesu legte, wenn er alle persönliche und häusliche Noth ihm vortrug, so war uns Allen, als seien wir dem lebenden Erlöser ganz nahe und wir lernten ihn als unsern persönlichen Freund kennen und lieben. Wenn wir uns erhoben, blickte ich gern auf das strahlende Antlitz meines Vaters; ich wünschte dann zu sein wie er und hoffte als Erhörung seiner Gebete, es werde mir einst vergönnt sein, das Wort Gottes in irgend einem Theil der finsteren heidnischen Welt zu predigen.

Eines Erlebnisses muß ich hier erwähnen, weil es von bleibendem Einfluß auf mein inneres Leben gewesen ist. Unsere Familie war, wie alle, welche Landbau trieben, durch gänzliche Mißernte der Kartoffeln und den geringen Ertrag der Korn- und Haferfelder in große Noth versetzt worden. Unser Vater war mit Wirkwaaren nach Hawick gegangen, konnte aber mit

dem Erlös erst am nächsten Abende heimkehren; mittlerweile waren unsere ohnehin kleinen Vorräthe zu Ende und unsere theure Mutter, zu stolz und zu feinfühlend, es Jemand zu sagen oder Jemand um Hülfe zu bitten, liebkoste uns und bat, wir möchten uns ohne Abendbrod niederlegen; sie habe Gott Alles erzählt und ihn gebeten zu helfen; sicher werde er das schon morgen früh thun. Am andern Tage zeitig brachte der Frachtfuhrmann von Lockerbie ein Geschenk ihres Vaters, der im Ganzen wenig von ihren Verhältnissen wußte, keinesfalls eine Ahnung von der augenblicklichen Nothlage hatte. Gott hatte es ihm eingegeben, der Tochter gerade in diesem Augenblicke ein Geschenk zu senden, wie sie noch heute in diesen Theilen Schottlands Gebrauch sind. Ein solches besteht aus dem Ersten, was die neue Ernte ergiebt; hier war es ein Säckchen neuer Kartoffeln, ein Stein (14 Pfund) neues Mehl und der erste abgelegene Käse des Jahres. Natürlich war aller unserer Noth ein Ende gemacht! Meine Mutter, die unser Erstaunen über die Gebetserhörung bemerkte, ließ uns mit ihr niederknieen, dankte Gott inbrünstig für seine Gnade und sagte zu uns: „O liebe Kinder, liebt euren himmlischen Vater stets von ganzem Herzen; tragt ihm mit festem Glauben im Gebet all euer Bedürfen vor und er wird geben, wenn es zu eurem Besten und zu seiner Ehre geschehen kann.“

Vielleicht war dies in den Kämpfen, die eine Familie von elf Kindern den Eltern nothwendig bringt, das einzige Mal, daß wir wirklichen Hunger fühlten und unter ihm litten, denn das Wenige, was die Eltern hatten, ward stets von Gott wunderbar gesegnet und von der fleißigen, edeln Mutter aufs Nützlichste verwendet; durch deren frohen Muth, der innig mit ihrer aufrichtigen Frömmigkeit verbunden war, sind wir mit Gottes Hülfe das, was wir sind, geworden.

Ich sparte mir am Tagelohn, den der Vater mir gab, soviel, daß ich sechs Wochen in Dumfries leben und die Akademie besuchen konnte. Dort erwachte mein Hunger und

Durst nach dem Lernen wieder und ich beschloß, meinen Beruf mit einem andern zu vertauschen, der es mir ermöglichen würde, meine Erziehung zu verbessern. Fürs Erste fand ich eine Verwendung bei den Sappeuren und Mineuren, die damals Vermessungen für militärische Karten in unserer Grafschaft vornahmen. Die Dienststunden waren von 9 Uhr Vormittags bis 4 Uhr Nachmittags und obgleich mein Weg von und zu der Arbeit je 4 Meilen (engl.) betrug, fand ich doch viel Zeit zum Lernen, sowohl auf den Wegen, als zu Hause in den freien Stunden. Die Mittagsstunde, welche die Uebrigen zum Fußball und andern Spielen benutzten, brachte ich unter irgend einem Baume zu, vertieft in meine Bücher. Unser Lieutenant hatte dies von seinem Quartier, das am andern Ufer des Flüßchens lag, bemerkt; er ließ mich eines Tages in sein Arbeitszimmer kommen und frug, was ich studirte. Ich erzählte ihm von meiner Lage und meinen Wünschen. Nachdem er mit seinen Kameraden Rath gepflogen hatte, ließ er mich wieder kommen und versprach mir in Gegenwart der andern Herren Beförderung im Dienst und volle Ausbildung in den Akademieen von Woolwich auf Kosten der Regierung, wenn ich eine siebenjährige Dienstzeit contractlich eingehen wolle. Ich dankte ihm höflich und sehr herzlich, sagte aber, ich könne mich höchstens auf drei oder vier Jahre binden, nicht auf sieben.

Erregt sagte er: Was? Sie wollen ein Anerbieten ausschlagen, über das viele Söhne von Gentlemen stolz sein würden?

Ich sagte: Mein Leben gehört einem andern Herrn, dem darf ich mich nicht für sieben Jahre entziehen.

Er frug scharf: Wem dienen Sie denn?

Ich erwiederte: Dem Herrn Jesus Christus und ich will mich sobald als möglich darauf vorbereiten, sein Evangelium zu verkündigen.

Sehr ärgerlich schritt er im Zimmer auf und ab, rief den Zahlmeister und sagte: Nehmen Sie mein Anerbieten an, oder Sie sind auf der Stelle entlassen.

Ich antwortete: Es wird mir außerordentlich leid sein, wenn Sie das thun; aber wenn ich mich für sieben Jahre bände, so würde ich das Ziel meines Lebens gewiß verfehlen und obgleich ich Ihnen sehr zu Dank verpflichtet bin, kann ich doch unmöglich Ihr gütiges Anerbieten annehmen.

Sein Aerger machte ihn unfähig, meine schwierige Lage zu verstehen; die Zeichenapparate wurden abgeliefert, ich erhielt meine Bezahlung und ging ohne weitere Verhandlung. Die Leute, mit und unter welchen ich gearbeitet hatte, waren zumeist Irländer; ihre Reden waren die ruchlosesten, die ich je gehört hatte. Wenige von ihnen thaten irgend eine Arbeit, ohne fortwährend dabei zu fluchen und in dieser Hinsicht war ich dankbar von ihnen loszukommen. Gegen mich persönlich aber waren Officiere und Mannschaft stets freundlich gewesen, ich dankte dafür Allen herzlich, was mit erstaunten Blicken beantwortet wurde, als ob sie dergleichen nicht gewöhnt seien.

Mr. Maxwell, der Rector der Akademie in Dumfries, bot mir freundlich und in Anbetracht der Gründe meiner Entlassung an, die ihm untergeordnete Anstalt unentgeltlich ganz durchzumachen; aber das war für den Augenblick wenigstens unmöglich, da es mir an Subsistenzmitteln fehlte; daß ich meinem lieben Vater nicht wieder zur Last fallen dürfe, stand fest bei mir; ich war vielmehr entschlossen, ihm so viel als es in meinen Kräften stand die Erziehung der übrigen zu erleichtern. Ich ging nach Lockerbie, wo man Hände für die Ernte bedurfte und fand Arbeit. Als ich zum ersten Male dabei half, kam der Farmer zu mir und befahl mir eine Garbe zu binden; nachdem ich es gethan hatte, ergriff der kräftige Mann sie am Strohbande und sie zerfiel völlig. Statt mich zu schelten, zeigte er mir aufs Genaueste, wie ich es zu machen habe. Die zweite Garbe hielt seinen starken Griff aus, die dritte warf er eine Strecke weit ins Feld und als er sie unbeschädigt aufhob, rief er: Gut so, mein Junge! Nun vorwärts!

Anfangs war es schwere Arbeit für mich und meine Hände wurden sehr wund; aber fest entschlossen nicht abzu-

lassen, kam ich in gute Uebung und konnte mit den besten Arbeitern Schritt halten. Diese, welche sahen, daß ich nicht zu ihnen gehörte, waren getheilter Meinung darüber, was ich eigentlich sei. Einige hielten mich für einen Maler, Andere für einen Schneider, doch wurden diese damit abgewiesen, daß mein Zeigefinger nicht zerstochen sei. Die Männer schliefen auf einem großen Heuboden, wo ihre Betten, wie in einer Kaserne, in langer Reihe aufgestellt waren. Viele der Burschen waren lärmende, rauhe Gesellen; es entging dem schnellen Blick und dem guten Herzen der Pächtersfrau nicht, daß ich mich so wenig als möglich unter sie mischte; sie schlug mir alsbald vor, da ich so viel jünger sei als die Uebrigen, möge ich das Zimmer ihres Sohnes George theilen. O mit welch' dankbaren Gefühlen nahm ich das liebevolle Anerbieten an! Das hübsche Wohnhaus war erst kürzlich gebaut worden; die Umgebung desselben lag ungeordnet und es machte mir Freude, in Tagen oder doch Theilen von Tagen, wo des Wetters wegen nicht gearbeitet werden konnte, einen Ziergarten für diese leeren Stellen zu entwerfen. Der Plan fand Zustimmung und ich führte ihn selbst aus; das war mir leicht, da ich die Freude meiner Mutter an Garten und Blumen geerbt und ihr bei deren Besorgung von Kind auf geholfen hatte. Man gab mir beim Abschied ein ansehnliches Geschenk außer meinem Arbeitslohn, denn ich hatte zur Zufriedenheit der guten Leute gedient und sie waren mir gut geworden. Auch diese Uebung ist mir später von Werth gewesen, als ich, in freilich damals noch fernen Tagen, in fremdem Lande Missionshäuser zu bauen und Feld und Garten ohne irgend eine Hülfe, wie sie in Europa überall zu Gebote stehen, zu errichten hatte.

Ehe ich in die Erntearbeit ging, hatte ich mich für eine Stelle in Glasgow gemeldet, die mir sehr erwünscht gewesen wäre; aber ich durfte nur geringe Hoffnung auf Erfolg hegen. Ich hatte einen Aufruf einer reformirt presbyterianischen Gemeinde gelesen, an deren Spitze Dr. Bates stand; sie suchte einen jungen Mann, welcher im District arbeiten, Traktate

vertheilen und besonders Jene aufsuchen sollte, die der Sonntagsschule fern blieben. Als Gehalt waren 50 L. Sterl. ausgesetzt und die werthvolle Zusage, ein Jahr das Seminar der Free Church besuchen zu dürfen, um sich dort zum Lehrer auszubilden. Die Bewerber hatten mit ihrem Gesuch und ihren Papieren einen selbstgemachten und selbstgeschriebenen Aufsatz einzusenden. Ich hatte zwei verschiedene Gedichte über die Convenanters eingeschickt, welche die Herren mehr belustigt, als erbaut haben mögen, denn ich verstand damals ja noch kaum richtig in Prosa zu schreiben. Aber zu meiner großen Freude erhielt ich bald nach meiner Heimkehr von der Feldarbeit die Nachricht, ich sei mit noch einem jungen Mann auf die engere Wahlliste gesetzt und wir Beide hätten an einem bestimmten Tage in Glasgow uns vorzustellen. Zwei Tage später war ich auf dem Wege dorthin. Buchstäblich auf dem Wege, denn die Strecke von Torthorwald nach Kilmarnock, etwa vierzig Meilen, mußte zu Fuße zurückgelegt werden; von dort benutzte ich die Eisenbahn. Diese waren in jenen Tagen nur erst auf den Hauptstrecken und die „Stagecoach“, die Post, war natürlich für mich ein unerreichbarer Luxus. Mein kleines Bündel in einem Taschentuch enthielt meine Bibel und meine sonstige persönliche Habe. So schiffte ich mich ein auf dem Ocean des Lebens. „Ich weiß deine Armuth, Du bist aber reich.“

Mein lieber Vater machte die ersten sechs Meilen des Weges mit mir. Seine Rathschläge und Thränen, seine Rede über das Heilige bei dieser letzten Wanderung sind frisch in meinem Gedächtniß, als wäre es gestern gewesen; noch immer werden meine Augen feucht, wenn ich dieser Stunden gedenke. Die letzte Zeit gingen wir fast schweigend nebeneinander. Mein Vater hatte den Hut in der Hand, seine langen, blonden Locken, die später schneeweiß wurden, hingen über seine Schultern. Seine Lippen bewegten sich in stillem Gebet für mich und seine Augen waren voll Thränen. Am bestimmten Orte, wo wir uns trennen wollten, standen wir still. Er hielt meine



Ein denkwürdiges Scheiden. Seite 25.

Hand fest, blickte mir stumm in die Augen und sagte dann feierlich und liebevoll: „Gott segne dich, mein Sohn! Deiner Väter Gott geleite dich und bewahre dich vor allem Uebel!" Unfähig, mehr zu sprechen, bewegten sich seine Lippen wieder in leisem Gebet; in Thränen umarmten wir einander und schieden. Ich lief so schnell ich konnte und als ich an einer Biegung des Weges mich umsah, stand der gute Vater noch, wo ich ihn verlassen hatte. Mein letztes Lebewohl ihm zuwinkend schritt ich um die Waldecke und war aus seinen Augen verschwunden. Aber mein Herz war zu voll; ich konnte nicht weiter; ich wendete mich vom Wege abseits und weinte. Dann stand ich auf, erstieg einen Baum, um auszuspähen, ob er gegangen sei. In diesem Augenblick sah ich ihn das Gleiche auf einem Hügel thun, von wo er lange dorthin blickte, wo er mich wandern wußte. Dann stieg er hinab und kehrte heim — noch war sein Haupt unbedeckt, noch — das wußte ich — betete er für sein Kind! Ich beobachtete den geliebten Vater durch Thränen, bis er mir verschwand; ich setzte meinen Weg fort und gelobte mir wieder und wieder, mit Gottes Hülfe ein Leben zu führen, das nie Unehre oder Trauer über solche Eltern, wie Gott sie mir geschenkt, bringen könne. Das Bild meines Vaters, sein Rath, seine Gebete und Thränen, — die Straße, der Hügel, das Verschwinden der Gestalt mit unbedecktem Haupt, sind oft, oft lebendig vor meinem Geiste gewesen; sie sind es jetzt, nach so vielen Jahrzehnten, wo ich dies schreibe. Besonders in meiner Jugend ist der betende Vater oft mein Schutzengel gewesen! Es ist nicht Selbstgerechtigkeit, sondern die tiefste Dankbarkeit, die mich hier zu bezeugen drängt, daß das Andenken an diese Stunde mich von den herrschenden Sünden fern hielt, und mich bei allen Studien anspornte, damit ich gewiß seine Hoffnungen erfüllen und in christlichem Leben und Thun seinem leuchtenden Beispiel folgen könne.

Ich erreichte Glasgow am dritten Tage; ich hatte eine Nacht in Thornhill, eine in New-Cumnock geschlafen und

hatte durch die Güte von Freunden, bei denen ich vorsprach, nur ein und einen halben Penny von meiner kleinen Baarschaft verbraucht. Ermüdet wie ich war, suchte ich alsbald ein Unterkommen, für das ich wöchentlich anderthalb Schilling zu bezahlen hatte. Voller Hoffnung und Gottes Leitung mich überlassend erschien ich zur bestimmten Stunde vor den Herren zur Prüfung. Nachdem dieselbe vorüber war, wurden der andere Bewerber und ich entlassen. Als wir wieder in das Zimmer gerufen wurden, erklärten die Herren, es sei ihnen sehr schwer, eine Wahl zu treffen; sie schlugen vor, es möge Einer zu Gunsten des Andern verzichten oder sich einer noch strengeren Prüfung unterwerfen. Keiner von uns schien geneigt, die herrliche Aussicht fahren zu lassen und Beide waren wir gewillt, uns einem weiteren Examen zu unterwerfen, als die Herren einen dritten Vorschlag machten. Sie konnten nicht mehr als 50 L. St. geben; wollten wir uns in diese theilen, wie in die Arbeit, so könnten wir zusammen wohnen und würden vielleicht auskommen. Die Bezahlung unserer Studien im Normalseminar und die Anschaffung der nöthigen Bücher wollten die gütigen Herren übernehmen, möglicherweise auch die versprochene Summe um eine Kleinigkeit vermehren. Mit Recht betonten sie auch, daß uns durch die getheilte Missionsarbeit viel mehr Zeit zum Studium bleiben werde, als dem einzelnen Angestellten und so sagten wir Beide freudig zu, obgleich wir uns bis zu jener Stunde nie gesehen hatten. Wir sind sehr gut miteinander ausgekommen und haben nie in unserem Beisammensein Streit über die Interessen gehabt, deren Wahrung in unsere Hände gelegt ward.

Wir fanden die Studenten uns weit voraus und so gab es zunächst für uns Beide früh und spät sehr harte Arbeit. Beide waren wir, ehe das Jahr um war, in schlechtem Gesundheitszustand, zum Theil von Ueberanstrengung, zum Theil aber auch von Mangel an nahrhafter Kost. Heftiger Bluthusten befiel mich; der Arzt verbot strengstens jedes Studium und schickte mich zur Erholung nach Hause. Das war ein

großer Schlag, eine harte Prüfung für mich! Gleich nach mir erkrankte mein Gefährte ähnlich; obgleich er viel stärker war als ich, hat er sich nie ganz erholt; er lehrte später in einer kleinen Schule, ist aber längst im Herrn entschlafen.

Ich dagegen war nach kurzer Ruhe in der Heimath, in der Bergluft von Torthorwald, durch die gute Pflege meiner Mutter und die nahrhafte Milch unserer Familienkuh, völlig genesen. Ich war fähig Arbeit und Studium wieder aufzunehmen; nach Verlauf des Jahres erhielt ich eine Lehrerstelle an einer kleinen Schule in Girvan. Nachdem es mir gelungen war, dort 10 L. St. zu ersparen, kehrte ich nach Glasgow zurück und ließ mich an der Universität einschreiben. Leider reichte mein Ersparniß nicht für das ganze Wintersemester aus, ich hatte einem noch Aermeren unter den Studenten geborgt und er war außer Stande, mich zu bezahlen; es blieben nur noch neun Schillinge. Ich wußte Niemand, von dem ich hätte leihen können, selbst wenn ich es gewollt hätte; Privatstunden zu erhalten, war mir, fremd wie ich war, nicht gelungen. Es schien nichts übrig zu sein, als mein Studium aufzugeben und auf dem Lande eine kleine Lehrerstelle oder andere Arbeit zu suchen. Ich schrieb meinen Eltern, ich verließe Glasgow, um zu verdienen; sie würden erst dann wieder von mir hören, wenn ich ein Unterkommen gefunden haben würde. Wenn mir nichts Anderes sich böte, so würde ich mein Handwerk wieder aufnehmen, obgleich nur im äußersten Nothfall, weil es mir jede Möglichkeit der Weiterbildung verschließe. Ich bat meine Eltern, versichert zu sein, daß ich nichts thun würde, was mich als ihren Sohn oder als Christen in Schande bringen müßte. Als ich diesen Brief unter Thränen wieder und wieder gelesen hatte, sagte ich mir, ich könne ihn nicht absenden, weil er die armen Eltern zu tief betrüben würde. Somit ließ ich ihn auf dem Tische liegen, verschloß meine Thür und lief fort, um einen Verkauf meiner wenigen Bücher zu versuchen und mich so noch einige Wochen beim Studium zu fristen. Als ich nun vor dem Hause stand und mich frug,

was die Leute in dem Gewölbe wohl für die Bücher eines armen Studenten geben würden, zögerte ich doch, weil ich wußte, wie sehr nöthig sie mir waren und mein Gewissen empörte sich gegen das sündliche Vorhaben. Ich bildete mir ein, die Leute hätten mich beobachtet, als sähen sie mich einen Diebstahl begehen und ich eilte davon im Gefühl größter Beschämung, daß ich nur einen solchen Gedanken hatte fassen können. Indem ich von einer Straße zur andern kam, ging ich zuletzt ganz mechanisch weiter, ohne zu wissen wohin; aber wenn ich den Weg auch nicht kannte, so war doch meinem Gott keiner meiner Schritte verborgen und er leitete sie.

Ein Zettel an einem Fenster, das mein Auge sicher früher nie gesehen hatte, fiel mir auf; auf demselben stand: „Lehrer in Maryhill Free Church School gesucht; Näheres im Pfarrhause.“ Ein Omnibus, der in der Richtung von Maryhill verkehrte, kam, als ich mich eben nach einer Fahrgelegenheit nach dem ziemlich entfernten Theil der Stadt umsah. Rasch war ich an Ort und Stelle, sprach den Geistlichen, erhielt die Stelle, kehrte in meine Wohnung zurück, bezahlte meine Hauswirthin und zerriß den Brief an meine Eltern. Ein andrer voll Muth und Hoffnung ward geschrieben und früh am nächsten Morgen betrat ich die Schulstube. Der Geistliche sagte mir offen, die Schule sei sehr verwahrlost und leide unter den schlechten Elementen, welche aus dem umgebenden Fabrik- und Kohlendistrict zur Schule, besonders zu den Abendkursen, hierherkämen. Sie hatten mehrere Lehrer nach einander veranlaßt, die Stelle aufzugeben. Der Geistliche legte mir einen dicken Stock auf das Pult und sagte dabei: „Machen Sie tüchtigen Gebrauch davon, oder Sie werden hier nie Ruhe und Ordnung aufrecht halten können!“ Ich legte den Stock in die Schublade meines Pultes und sagte: „Das wird meine äußerste Zuflucht sein!“

Die Zahl der Schüler war in der ersten Woche nur gering, etwa achtzehn am Tage und zwanzig Abends. Ein Schreiber aus der nahen Fabrik kam zu den letzteren Stunden,

wie er sagte, um Buchführung zu lernen, eigentlich aber um mich vor Rohheiten der Schüler zu schützen.

In der zweiten Woche erschienen Abends ein junger Bursche und ein Mädchen beim Unterricht, denen man alsbald anmerkte, daß sie nur gekommen seien, um Störungen zu bereiten. Durch lautes Sprechen unter einander, durch Lachen und Erzählen machten sie die Arbeit unmöglich. Je mehr ich um Stille und Ordnung bat, um so mehr lärmten Beide zur großen Belustigung der wenig Anwesenden. Endlich gebot ich dem jungen Menschen Schweigen oder wenn er dazu sich nicht bequeme, die Schule zu verlassen; ich erklärte, ich werde die Ordnung um jeden Preis aufrecht erhalten; darauf lachte er meiner und nahm dann eine Stellung an wie zum Kampfe. Ruhig verschloß ich die Thür, steckte den Schlüssel zu mir, entnahm meinen Stock der Schublade und warnte Alle, sich ruhig zu verhalten. Es war ein wirklicher Kampf, den wir fochten; er schlug plump mit den Fäusten nach mir; ich wich durch rasche Bewegungen aus und ertheilte ihm Schlag auf Schlag, bis er zuletzt erschöpft und besiegt auf seinen Platz zurückkehrte. Ich befahl ihm sein Buch zu nehmen, was er mürrisch, aber ohne Widerrede that. Ich sagte dann, Alle möchten es verbreiten, ich würde Denen, die kämen, um wirklich zu lernen, meine ganze Kraft widmen und ihnen stets helfen, vorwärts zu gelangen. Denen, welche auf Unheil und Entwürdigung der Schule dächten, riethe ich künftig weg zu bleiben, denn ich sei entschlossen, um jeden Preis Sieger zu sein und die Ordnung aufrecht zu halten. Dann versicherte ich, dieser Stock werde so lange nicht mehr gebraucht werden, wie Güte und Nachsicht meinerseits unter ihnen genügen würden, denn ich wolle lieber durch Liebe als durch Furcht herrschen. Dieser junge Mensch habe sehr gut gewußt, daß er mir gegenüber im Unrecht sei und nur das habe ihn, den körperlich mir weit Ueberlegenen, so schwach gemacht, daß ich ihn besiegen konnte. Ich würde übrigens ihm helfen und ihn fördern, als wenn nichts vorgegangen wäre, wenn er das richtige Benehmen

von nun an zeigen werde. Das größte Schweigen herrschte nach meinen Worten und Alle beschäftigten sich ernsthaft mit ihren Büchern.

Am nächsten Morgen begannen zwei der größeren Knaben in einem anstoßenden Raum einen Lärm zu machen, als ob Hund und Katze sich bissen und kratzten. Ein Verweis meinerseits hatte keinen Erfolg, die Störung dauerte fort. Als ich die Kinder zum Schlusse der Schule eine Hymne singen ließ, kamen die Beiden herein und sangen in schreiender, unehrerbietiger Weise mit. Ich schüttelte Beide derb am Kragen und stellte sie vor der Klasse auf; ich forderte die Mitschüler auf, ein Urtheil zu sprechen und diese erklärten sie für „schuldig“ und tüchtiger Strafe würdig. Ich erklärte dann, ihr Urtheilsspruch sei richtig, ich wolle aber, da es das erste Vergehen sei, dies Mal von der Strafe absehen, da ich den Stock des Pfarrers nur in der alleräußersten Noth anwenden wolle. Die beiden Uebelthäter baten um Verzeihung und versprachen, gehorsam und aufmerksam zu sein; sie haben das Gelöbniß gehalten und gehörten später zu meinen besten Schülern. Auch in der Abendklasse ward es fürs Erste stiller, da die Unruhigsten wegblieben, weil sie sahen, es werde Ernst gemacht.

Am nächsten Tage kamen einige der Eltern mit dem Pastor zu mir und sagten, ihre Kinder fürchteten sich die Schule zu besuchen. Ich sagte, ich hätte kein Kind geschlagen, sondern nur einen jungen Mann, der kämpfend auf mich losging, aber ich werde auf Gehorsam bestehen, sowohl bei den Kindern, als bei den Erwachsenen; ich sagte, daß meine drei letzten Vorgänger an meiner Stelle nicht aushielten, daß der Eine den Verstand verlor, der Andere seine körperliche Gesundheit einbüßte und starb, während der Dritte vor Abscheu vor dieser Bevölkerung das Feld räumte. Ich sei entschlossen, meine ganze Kraft einzusetzen, wolle aber Herr in der Schule sein oder sie verlassen. Von der Zeit an herrschte Ordnung, obgleich auch die schlimmsten Elemente nach und nach zurückkehrten. Das Betragen Aller gegen mich ließ nichts zu wünschen

übrig; die Zahl der Schüler nahm bis zur Ueberfüllung des Raumes zu und ich hatte sogar eine Mittagsklasse einzurichten, in die junge Mädchen und Frauen kamen, die im Schreiben und Rechnen die fast verlernten Anfangsgründe auffrischen wollten. Der Stock wurde ein nahezu vergessener Gegenstand; mein Leid über schlecht gelöste Aufgaben oder sonst etwas Tadelnswerthes war bald zu genügender Strafe geworden.

Das Schulcomité hatte mir zum Wenigsten zehn Schillinge wöchentlich versprochen und garantirte mir diese, falls die Schulgelder weniger betragen sollten; was über zehn Schilling wöchentlich einginge, sollte mein Eigenthum sein. Für eine Zeit ging es gut auch in dieser Hinsicht, vielleicht zu gut für meine weltlichen Interessen. Das Comité betrachtete meine Anstellung nur als eine zeitweise und konnte für die stark angewachsene Schule einen Lehrer höheren Grades nehmen. Den Eltern vieler Schüler war es leid, da ich ihre Kinder vorwärts gebracht hatte und sie schlugen mir vor, ein Zimmer zu miethen und mir die Kinder zu lassen. Ich wußte aber zu gut, daß ich mit einem höhern Lehrer nicht concurriren könne und hätte es auch dem Comité gegenüber für nicht in der Ordnung gehalten, wenn ich darauf eingegangen wäre, obgleich dasselbe nicht eben ganz correct mir gegenüber gehandelt hatte. Die Kinder aber brachten mir ein sogenanntes Testimonial, ein Geschenk, zu dem sie unter sich gesammelt hatten und übergaben es mir am Tage vor meinem Weggehen mit freundlichen Worten. Ich habe die Gabe hochgeschätzt, da sie von Denen kam, die sich Anfangs so schlecht betrugen und die mir nun aufrichtig anhingen.

Und wieder legte ich mein Loos in die Hände meines Gottes mit vollem Vertrauen, obgleich ich nur zu gut fühlte, daß mein Pfad wieder dunkel geworden war.

Drittes Kapitel.

In der Stadtmission zu Glasgow.

Schon ehe ich die Schule in Maryhill übernommen hatte, war ich bei dem Vorstand der Stadtmission in Glasgow um Verwendung in derselben eingekommen. Am Abend ehe ich die Schule zu verlassen hatte, ohne zu wissen, wie ich mir helfen sollte, erhielt ich einen Brief von Rev. Thomas Caie, dem Vorsteher dieser Mission, in welchem mir mitgetheilt ward, die Directoren hätten mich seit meiner Bewerbung im Auge behalten. Da ich meinen jetzigen Posten verlasse, möge ich mich am nächsten Morgen bei den Herren einfinden, um Proben abzulegen, ob ich mich für die erbetene Stellung eigne.

Gott für seine sichtliche Hülfe innig dankend, stellte ich mich den Directoren vor, entsprach ihren Prüfungsfragen und erhielt den Befehl, mich Nachmittags und den kommenden Montag wieder einzufinden, um zwei der Herren bei ihren Besuchen in einem sehr verwahrloseten Bezirk zu begleiten und mit den Bewohnern über ihr ewiges Heil zu reden. Am Sonntag Abend sollte ich versuchsweise auch in einer Missionsandacht sprechen, bei der einige der Vorsteher anwesend sein würden. In einer Sitzung am Mittwoch sollte dann über Aufnahme oder Abweisung entschieden werden. Alles dieses war so unerwartet gekommen, daß ich fast sicher war, den Ansprüchen nicht genügen zu können. Ich bat Gott inbrünstig um seine Hülfe und daß er mir geben wolle, das Rechte zu thun. Am fünften Tage erschien ich, wie angeordnet, vor den Herren und erfuhr, daß sie beschlossen hätten, mich alsbald

als Stadtmissionar anzustellen, da die Berichte über meine Arbeitsversuche ebenso für mich sprächen, wie die vor ihnen abgelegte Prüfung. Mein Gehalt ward mit 40 L. St. festgesetzt, welche zur Hälfte Herr Matthew Fairley für zwei Jahre zu bezahlen versprach, während die andre Hälfte mir aus den freiwilligen Beiträgen zufließen sollte, aus welchen die Stadtmission überhaupt erhalten wird. Der Bezirk hätte noch nie einen Missionar gehabt und somit werde der Anfang nicht leicht sein, doch möge ich gleich am nächsten Tage meine Besuche in und um Green Street, Calton, beginnen. Nachdem ich viel freundliche Rathschläge erhalten hatte, empfahl mich einer der gütigen, liebevollen Herren in warmem Gebet unserm Herrn und Meister zu der Arbeit, die in seinem Namen und auf seinen Befehl geschehen sollte. Abwechselnd wollte einer der Herren mich die ersten Tage begleiten und einführen. Feierlich bewegt durch die Verantwortung meines neuen Amts dankte ich den mir vertrauenden Directoren und lobte und pries Gott für seine unverdiente Gnade, die mich durch eine Reihe von Führungen und Prüfungen für den Dienst, den er mir auftrug, vorbereitet hatte.

Die meisten jener Herren waren mit ganzer Seele Gott und der Missionssache ergeben; sie waren mir ein kräftiger Beistand, der um so wichtiger sein konnte, da sie bei meiner Einführung sich selbst über den Zustand jenes Stadttheils und seiner Bewohner unterrichtet hatten. So oft ich an diese Zeit zurückdenke, erkenne ich in den Erfahrungen derselben eine Erziehung, eine Vorbildung für das geistliche Amt, die nicht nur mir, sondern Vielen sehr wohlthätig gewesen ist; wir lernten es, mit Menschen zu verkehren, die der Hülfe sehr bedurften, es aber in den seltensten Fällen erkannten, und denen in dieser oder jener Art näher zu treten, oft nicht leicht war. Der Bezirk war in der That verkommen, wie es mir die Herren gesagt hatten. Viele Familien erklärten, es habe sie noch niemals ein Geistlicher aufgesucht; viele bekannten sich zu keiner Confession und waren zehn, sechszehn, ja zwanzig

Jahre nicht in einer Kirche gewesen. Es fanden sich dort Solche, die sich ihres Unglaubens rühmten, Taugenichtse, Gewohnheitstrinker, Diebe, — Alles lebte in naher Berührung und Verbindung, um den lichtscheuen Zwecken vereint und deshalb besser nachgehen zu können. Vielerwärts war auch das letzte Gefühl von Scham verschwunden und die Sünde zeigte sich unverhüllt.

Ich sollte vier Stunden täglich den Hausbesuchen widmen, sollte auf jede Weise suchen, die Leute zu berathen und zu heben und kurze Gebetsstunden mit ihnen zu halten, zu denen ich die durch öftere Besuche schon Bekannteren versammeln sollte. In dieser Gegend gab es nur die engen finstern Wohnungen der Armen und nicht ein einziges Haus mit einem größeren Zimmer, in welchem Raum für solche Meetings gewesen wäre. Es blieb nichts übrig, als einen Heuboden dazu zu benutzen, der über dem Stall eines Kuhhälters war. Nach etwa einem Jahre harter Arbeit hatte ich etwa sechs bis sieben, die nicht zur Kirche zu bringen waren, an Sonntag Abenden dort um mich; ebenso viele etwa, die am Abend eines Wochentages sich versammelten, kamen im Zimmer eines armen, fleißigen Weibes zusammen, die von ihrem Mann übel behandelt wurde. Er war ein guter Arbeiter, aber ein starker Trinker und versetzte und verkaufte Alles, dessen er habhaft werden konnte. In wahren Wuthanfällen schlug er die arme Frau in entsetzlicher Weise, die mit ihrem kleinen Kohlenverkauf seiner Meinung nach nicht genug verdiente. Unter Thränen und in herzlichem Gebet ertrug sie Alles und suchte ihre Tochter in Gottesfurcht zu erziehen. Durch Gottes Gnade empfing er gute Anregungen in unsern Versammlungen. Er schwor den Trunk ab, gab seine bösen Wege auf und ging nun allsonntäglich mit den Seinen zur Kirche. Nach und nach interessierte er sich warm für unsere Sache; er versuchte, auch Andere zum Beitritt des „Vereins gegen geistige Getränke“ zu veranlassen und brachte seine früheren Genossen zu unsern Versammlungen in sein Haus. Seine Frau ward

mir durch ihren Einfluß und ihre Hülfe in jedem Elend von großem Nutzen und so wuchs meine Hoffnung auf Erfolg mit jedem Tage.

Als die Directoren sahen, wie wenig zahlreich die Resultate nach Verlauf eines Jahres waren, schlugen sie vor, mir einen andern Bezirk zu geben, da sie glaubten, die Bewohner von Green Street bedürften stärkerer Mittel. Ich bat, mir noch sechs Monate zu gewähren, da ich die Ueberzeugung hatte, daß der gute Same doch endlich aufgehen und Frucht tragen würde. Die Herren bewilligten mein Bleiben für ein weiteres halbes Jahr. In der nächsten Versammlung sagte ich den Anwesenden, daß, wenn es uns nicht gelänge, mehrere von denen zu uns zu ziehen, welche jeden Kirchenbesuch unterlassen, so würde ich in einen anderen Bezirk versetzt werden. Auf der Stelle versicherte jeder Anwesende, das nächste Mal wenigstens noch Einen mitzubringen und unsre beiden Versammlungen waren von dem Tage an gut besucht und indem ihr Interesse wuchs und indem sie mich zu behalten wünschten, verdoppelten sie bald ihre Zahl zum zweiten Male. Bald wurden beide Versammlungen zu groß für das Local, wie es dieser arme Bezirk bot. Wir richteten Bibel- und Singstunden ein, eine Stunde für Solche, die wieder zum Abendmahl zu gehen sich entschlossen und gründeten einen „Verein zur Enthaltsamkeit von geistigen Getränken." Außer unsern bisherigen zwei Meetings wurden noch zwei für die Constabler eingerichtet, das eine für jene, die am Tage durch den Dienst verhindert waren, das andre für die, welche Nachtdienst hatten. Bald gründeten die Männer unter sich auch eine Gesellschaft zur gegenseitigen Hülfeleistung, die auch einen Wochenabend sich versammelte und so waren nun alle meine Abende mit Arbeit in Meetings besetzt und zweimal hatten wir Sonntags Gebetsversammlungen. Gottes Segen zeigte sich deutlich an Allen und bewies, daß er unsrer armen Kräfte sich bediente in diesem Liebeswerk.

Als der Besitzer des Heubodens uns mit Leidwesen an-

kündigte, daß er des Raumes in nächster Zeit bedürfen werde, war es rührend, die Furcht der Armen zu sehen, es werde dadurch unseren ganzen Bestrebungen ein Ende gemacht werden. Aus eigenem Antriebe baten die Knechte und Kutscher eines Besitzers von vielem Lohnfuhrwerk, der große Gebäude in der Nähe hatte, ihren Herrn um einen Theil seines Heubodens und da er es ihnen erlaubte, ließen diese guten Leute auf ihre eigenen Kosten eine Treppe von Holz machen, auf der man von Außen, also ohne die Ställe passiren zu müssen, den Zutritt gewann. Dies wurde im ganzen District lobend besprochen und vermehrte wiederum das allgemeine Interesse an unserer Missionsarbeit. Aber so großmüthig wie dies von den hartarbeitenden guten Leuten war, blieb es doch ein Unterkommen, das uns über kurz oder lang genommen werden konnte, wenn es dem Besitzer nicht länger entbehrlich war. Ich besprach die Sache deshalb mit unserm großherzigen Freund, Thomas Binnie, Esq., der, nachdem er genaue Erkundigungen eingezogen hatte, einen Platz in der Nähe kaufte und auf seine Kosten uns eine Halle bauen wollte. Eben damals kam ein Häuserkomplex dort zum Verkauf, der eine kleine Kirche, Schule und Pfarrwohnung enthielt. Mr. Binnie überredete jene Gemeinde, welche unsere Mission in Green Street gegründet hatte, das Ganze zu erwerben. Die Lage im Mittelpunkt des Bezirks war eine günstige und so ward mir die Kirche zu unseren Versammlungen übergeben. In den übrigen Räumen richtete die Mission Schulen für arme Knaben und Mädchen ein, wo sie von guten Lehrern unterrichtet und mit Büchern, Kleidern und guter Nahrung von den Frauen der Gemeinde bedacht wurden. Der Kauf und die Benutzung dieser Gebäude sind für jenen Theil Glasgows nach und nach ein großer Segen geworden, der noch fortdauert; unsere damals freudig begrüßten Localitäten sind in eine Industrialschule umgewandelt worden und unseren Missionszwecken dient jetzt eine prachtvolle, geräumige Halle, gegenüber der alten neu erbaut.

Mir gaben die neuen Erleichterungen die Möglichkeit, die

ganze Arbeit neu zu organisiren. Sonntag Morgen um 7 Uhr versammelte sich meine ernsteste, eifrigste Klasse zur Bibelstunde. Es waren dies zwischen siebzig und hundert der allerärmsten jungen Leute beiderlei Geschlechts. Sie hatten keine andern Kleider, als die sie täglich zur Arbeit trugen, in ihrem Besitz; sie waren sämmtlich ohne Kopfbedeckung, viele barfuß. Es war eine Freude zu beobachten, wie die Erscheinung auch der Aermsten unter ihnen an Reinlichkeit und Ordnung sich besserte, als sie nur einigemale unsere Stunde besucht hatten, wie sie nach und nach Schuhe tragen konnten, wie sich die Kleidungsstücke langsam besserten und sauberer gehalten wurden, so daß sie bald auch unsere Tagesversammlungen und später die Kirche nicht zu scheuen hatten, wie es früher in ihren Lumpen der Fall gewesen war. Wie glücklich waren sie, wenn sie andere gewonnen hatten und sie mitbringen konnten; man sah sie, die armen Geschöpfe, bald ganz erfüllt von den Zwecken der Mission. Lange, nachdem sie durch Arbeitsamkeit und Sparen bessere Kleider besaßen, kamen sie doch in diese frühe Bibelstunde in den Arbeitsanzügen, um nichts vor Denen voraus zu haben, welche sie mitbrachten und für deren Besserung sie solch warmes Herz hatten.

Meine Freude an eben dieser Bibelstunde gehört zu den größten und reinsten meines Lebens und meiner ganzen Seelsorge, obgleich sie viel Mühe machte. Was möchten meine jüngeren Mitbrüder davon denken, daß es galt, um 6 Uhr an die Thüren Saumseliger zu pochen, um sie nicht fehlen zu sehen und die eben erwachende Gewohnheit neuen Lebens nicht wieder verkümmern zu lassen. Eine Zeit lang that ich das, von Straße zu Straße gehend; später übernahmen es die Eifrigsten freiwillig, die Neulinge, die Gleichgültigen und die, welche unregelmäßig kamen, zu rechter Zeit zu rufen; die guten Leute halfen Vielen damit, doch nicht am Wenigsten sich selbst, da ihr Interesse ein immer lebhafteres wurde.

Montag Abend hatten wir eine bald stark besuchte Bibelstunde, in die alle Zutritt hatten, die Sinn für unsere Arbeit besaßen, und es kamen Personen aller Altersstufen gern dahin.

Mittwoch Abend versammelten wir uns zu gemeinsamem Gebet und auch an diesen Abenden war die Kirche mehr als zur Hälfte gefüllt. Donnerstag Abend bereitete ich Jene vor, die gründlicher belehrt zu sein und volle Glieder der Kirche zu werden wünschten und später zum heiligen Abendmahl zugelassen sein wollten. Nach längerer Zeit und nachdem ich mich überzeugt hielt von der vorgeschrittenen Erkenntniß der Einzelnen, erhielten diese eine Empfehlung an die Geistlichen, die dann die Leute in ihre Gemeinden aufnahmen. Auf diese Art wurden mit Gottes Hülfe viele lebendige Christen und als solche wieder ein Segen für ihre Umgebung; acht junge Leute widmeten sich später dem Dienst der Kirche und haben ihre Anfangsgründe in Latein und Griechisch aus meinen damals noch geringen Kenntnissen dieser Sprachen entnehmen müssen! Freitag Abend war der Musik gewidmet und wir übten fleißig die Gesänge für den folgenden Sonntag. Am Sonnabend hielten wir unser Meeting des „Vereins zu gänzlicher Enthaltsamkeit von geistigen Getränken", an dem die Mitglieder viel thätigen Antheil nahmen durch Vorlesen, Mittheilungen aus Erfahrungen an sich und Andern, Singen von Hymnen u. s. w.

Sehr viel Gutes ist diesem Verein entsprossen. Viele Erwachsene hielten das Versprechen und trugen dadurch zum Glück und zum besseren Fortkommen der Ihren viel bei. Viele wurden dadurch veranlaßt, am Sonntage sich zur Kirche zu halten, den sie früher durch Trunk und Leichtsinn entweiht hatten, aber was noch mehr ist, es brachte der Verein bei den Jüngern einen wahren Abscheu gegen Unmäßigkeit und Trunk hervor, so daß sie sich den Stätten fern hielten, wo ihnen Gelegenheit dazu geboten war. Meine Beobachtungen haben mich gelehrt, daß bloße „Mäßigkeitsvereine" wenig leisten und daß nur „Enthaltsamkeits-Gesellschaften" unter Gottes Beistand das einzige Heilmittel, die einzige Behütung vor diesem Fluche sind. Denn was für den Einen „Mäßigkeit" ist, bedeutet für Andere schon „Trunkenheit" und alle die rückfälligen Trinker sah ich nicht aus den Reihen entfliehen, in

denen man sich ganz enthielt, sondern aus jenen, wo man mäßigen Genuß erlaubte. Ich sah „Mäßigkeitsvereinler“ Wein in Gegenwart Solcher trinken, die viel zu viel davon nahmen und habe nie begreifen können, wie sie ihr Gewissen dabei unbeschwert fühlen konnten. Ich habe Andere gekannt, unter ihnen sogar Geistliche, welche lebhaft ihren „Mäßigkeitsverein“ gegen die Gesellschaften vertheidigten, welche gänzliches Enthalten verlangen, die mit ihrer „Mäßigkeit“ nach und nach doch „Trinker“ wurden. Deshalb steht mir lebenslang in dieser Beziehung fest, daß die einzige rationelle Hülfe gegen die Trunksucht allein im „gänzlichen Enthalten“ von berauschenden Getränken zu finden ist. Ich habe auch stets gefunden, daß, wenn ich einem Trinker ins Gewissen redend gefragt ward: „Sind Sie selbst Einer, der gänzlich abgeschworen hat?“ und mit aller Entschiedenheit antworten konnte: „Ja, ich habe es gethan!“ hiermit am besten alle Einwendungen abgeschnitten wurden.

Nicht daß ich mich dessen rühmen will, aber dankbar dem Gott, der durch mich gearbeitet hat, muß ich hier berichten, daß meine „Meetings“ und „Klassen“ nun zu den besuchtesten und erfolgreichsten in allen Bezirken der Stadtmission gehörten. Es bildete sich eine regelmäßige, warmfühlende Gemeinde, an der zu wirken mich beglückte. Zwischen fünf- und sechshundert besuchten die Abendversammlung regelmäßig und zwar waren es ausschließlich Arme. Die Mehrzahl gehörte den unteren Schichten der Arbeiter an, welche ihre Tage in den näheren oder entfernteren Fabriken zubrachten. Sobald sich ihre Verhältnisse unter Gottes Beistand und durch das Verlassen schlechter Gewohnheiten besserten, wendeten sie sich anständigeren, gesunderen Theilen der Stadt zu und zerstreuten sich daher weit über dieselbe. Ich besuchte sie aber auch in der Ferne, um ihren Rückfall zu verhindern, bis ich sie der Kirche angeschlossen wußte, in deren Nähe sie nun wohnten und in deren schützender Fürsorge ich meine Freunde wohl behütet wußte. Als ich nach vielen Jahren von dem Missionsfelde aus die

Heimath besuchte, gab es kaum eine kirchliche Gemeinschaft in Glasgow, in der mir bei meinen Missionsmeetings nicht ein warmer Gruß geboten wäre mit den Worten: „Erinnern Sie sich meiner nicht mehr?“ und dann folgte der eine oder andere mir noch wohlbekannte Name eines Mitgliedes aus meinem Bezirk.

Natürlich ließen mir diese Arbeiten wenig Zeit zum Studium. Die verlangten täglichen vier Stunden mußte ich oft im Drange der Noth, die mich umgab, verdoppeln, obgleich acht bis zehn junge Männer und eine doppelt große Anzahl junger Frauen mir jetzt schon thatkräftig im Besuchen der Kranken und im Austheilen der Traktate beistanden, die sich meiner Belehrung für diese Arbeit besonders zugänglich erwiesen. Jeder der jungen Leute hatte für sich einen Theil der Straße übernommen; die Frauen sorgten für einen solchen je zu Zweien. So wurde jede Familie regelmäßig zwei Mal im Monat besucht; bei unseren Versammlungen tauschten wir Erfahrungen und Notizen aus und bei besonderen Fällen ward erst nach gemeinsam gepflogenem Rath eingegriffen.

Verschiedene Herren, die in ihren Geschäften oder Fabriken Arbeiter gebrauchten, nahmen so herzlichen Antheil an der Besserung der umwohnenden Bevölkerung, daß sie mich beauftragten, würdige Arbeitslose ihnen ohne Weiteres zuzuschicken. Sie gaben ihnen Beschäftigung und somit Brod und setzten damit dem Elend Grenzen. Bei Vielen wurde die vorherige große Armuth auch gänzlich überwunden, da der Verdienst völlig ausreichend war, sobald die Ausgaben für Branntwein aus dem Budget des Einzelnen verschwanden.

Nach einigen Jahren wurde ich in jener Kirche, deren Pastor Dr. Symington war, fast einstimmig zum Aeltesten gewählt. Viele, die mich kannten und mir wohl wollten, riethen mir, die Wahl anzunehmen; obgleich ich verhältnißmäßig jung für ein solches Amt sei, biete dasselbe mir Gelegenheit, meinem Wunsch, Gutes zu wirken, noch mehr als bisher entgegen zu kommen. Da auch mein guter Vater, der

längst die gleiche Stelle in Dumfries bekleidete, mir Muth machte, nahm ich das Amt dankbar an und behielt es, bis ich als Missionar für die Neuhebriden ordinirt ward.

Durch die ganze Zeit der Stadtmissionsarbeit setzte ich, oft schwer genug, meine Studien an der Universität zu Glasgow fort und hörte neben den theologischen auch medicinische Collegien. Mit Ausnahme eines Semesters, da meine Gesundheit ernstlich litt, kämpfte ich zehn volle Jahre um die nöthigen Kenntnisse! Es war das neben dem Amt schwere und aufreibende Arbeit! Erreichte ich auch nicht die volle Gelehrsamkeit, nach welcher ich dürstete, — schon weil der in der Jugend gelegte Grund zu schwach war — so hatte ich doch in all' meinen Bemühungen stets den Segen, meinen Herrn und Meister mir ganz nahe zu wissen, der manchem Begabteren fehlte. Der brennende Wunsch, für das Amt eines Verkündigers des Evangeliums endlich doch reif und tüchtig befunden zu werden, ließ mich mit Gottes Hülfe alles Schwere überwinden.

Viertes Kapitel.

Die Heidenmission ruft.

So glücklich ich mich auch in meinem Berufe fühlte, so sichtlich Gottes Segen auch auf meiner Arbeit lag, so standen doch stets die armen Heiden der Südsee vor meinen Augen. Besonders in meinen letzten Studienjahren war es mir oft, als hörte ich ihre Klagen. Dabei sah ich, daß Wenige gerade ihrer gedachten, während ich sehr wohl wußte, daß meine bisherige Arbeit von Vielen aufgenommen werden konnte, die sie vielleicht mit noch mehr Wirkung verrichten würden. Aber obgleich diese Gedanken mich vorwiegend beschäftigten, obgleich der Wunsch, das Evangelium zu den Heiden zu bringen, täglich in meinen Gebeten laut ward, sprach ich doch mit keinem Menschen darüber. Innerlich hoffend, Gott werde mich doch einst dazu berufen, betrieb ich meine medicinischen Studien neben den theologischen so viel ich konnte; ich hatte die Absicht, nach den Prüfungen in meinem Fach mich denselben völlig hinzugeben und mich auch in der ärztlichen Wissenschaft examiniren zu lassen, als schon am Schlusse des dritten Jahres, in welchem ich Medicin hörte, ein Ereigniß eintrat, welches mich bestimmte, alsbald das Feld der Heidenmission zu betreten.

Die reformirte presbyterianische Kirche Schottlands, der ich angehörte, forderte öffentlich Solche auf, welche dem Rev. John Inglis in seiner Mission auf den Neuhebriden beistehen wollten. Zum großen Leidwesen der Kirche und ihres ausgezeichneten Vorstandes Dr. Bates war dem Aufruf nach

zwei Jahren noch nicht ein einziges Angebot erfolgt. Als die Bitten von drüben immer dringender wurden, beschloß die Synode nach langen Verhandlungen und vielem Gebet, zu versuchen, ob Gott irgend einen bezeichnen werde. Jedes Mitglied der Synode sollte nach ernstlichstem Gebet drei Namen von Männern auf Zettel schreiben, welche ihm nach bestem Wissen am geeignetsten schienen, das Amt bei den Heiden auszuüben. Ich hörte die Verhandlungen mit dem lebhaftesten Interesse an und ebenso folgte ich dem so ganz ungewöhnlichen Verfahren. Noch jetzt kann ich den Ernst der Wählenden vor mir sehen und die Todtenstille mir vergegenwärtigen, mit welcher die Versammlung die Rückkehr der Herren erwartete, welche sich mit den Wahlzetteln entfernt hatten. Als diese mit feierlichem Ernst verkündigten, Gott wolle auf diese Weise keine Antwort geben, die Stimmen seien so zersplittert, das Resultat ein so unbestimmtes, daß man nicht einen Einzigen als bestimmt zu dem großen Werke bezeichnen könne, traten Thränen in meine Augen. Es schien eine Wolke der Trauer sich über die ganze Versammlung zu senken, die nochmals Gottes Beistand in ernstem Gebet anrief.

In mir sprach es lauter und lauter: „Da kein besser geeigneter Mann sich findet, stehe auf und biete dich an!“ Der Impuls zu rufen: „Hier bin ich! sendet mich!“ war überwältigend! Doch aber war ich sehr zaghaft, ob ich nicht meine eigene Bewegung und meine heißen Wünsche fälschlich für den Willen Gottes hielte. Deshalb beschloß ich, über die Sache noch einige Tage ernstlich nachzudenken, sie von allen Seiten zu prüfen und Gott wieder und wieder zu bitten, mich das thun zu lassen, was er wolle. Trotzdem ich mir sagen durfte, daß meine Armen mich ungern entbehren würden, zumal die Jüngeren, die mir so viel Anhänglichkeit bewiesen, wuchs doch von Tag zu Tage die Ueberzeugung in mir: „Gott will dich senden! Er ist bereit und im Stande, durch eine geeignete Persönlichkeit Dein Werk fortführen zu lassen.“ Immer sah ich die Heiden vor mir, die aus Mangel an Erkenntniß

so unselig leben und in Elend umkommen, während die Armen meines Bezirks die offene Bibel hatten und alle Gnadenmittel Gottes erreichen konnten; wenn sie diese verwarfen, so würde es ihre Schuld sein, während die armen Heiden nichts von alledem hatten und in Nacht und Finsterniß saßen. Für sie fand sich Keiner, während Viele fähig und willig sein würden, meinen bisherigen Dienst fortzuführen. Zudem hatte ich durch meine medicinischen Kenntnisse, wenn sie auch nicht zu Ende geführt waren, doch auch Etwas errungen, was mich in dem Streben nach dem Ziel unterstützen konnte und so ward denn meine Ueberzeugung, Gott rufe mich, nach und nach immer fester.

Ich hatte unter dem vortrefflichen Dr. Bates und durch ihn meine Laufbahn in Glasgow begonnen und er hatte mir allezeit die größte Freundlichkeit bewiesen. Als ich nun zu ihm ging, um mich für die Neuhebriden anzubieten, empfing er mich mit großer Freude und segnete meinen Entschluß. Mit erleichtertem Herzen zu meinem Collegen heimkehrend, der all' die Jahre Arbeit und Studium mit mir getheilt hatte, sagte ich ihm, was ich so eben gethan habe. Nach längerem Schweigen und stillem Nachdenken erwiderte er: „Wenn sie mich auch annehmen, so bin ich ebenfalls entschlossen zu gehen!" Mit seiner Erlaubniß schrieb ich die Meldung für ihn an Dr. Bates. Dieser besuchte uns am nächsten Morgen, unterhielt sich eingehend mit uns Beiden über die Sache und betete mit und für uns um die Arbeit, der wir unser Leben widmen wollten. Bei einem bald folgenden Meeting des Heidenmissionscomités wurden wir beide endgültig aufgenommen, natürlich mit der Bedingung, daß wir die theologischen Examina, wie alle Geistlichen sie zu machen haben, gut beständen. Wir sollten zunächst noch ein Jahr dem Studium der Medicin widmen, uns auch einige Kenntniß in den Handelswissenschaften erwerben, Handwerken Aufmerksamkeit schenken, kurz unsere Befähigung für den zugewiesenen Platz nach verschiedenen Seiten hin zu vergrößern suchen.

Als es bekannt ward, was ich zu thun im Begriff war, hatte ich Alle gegen mich, mit Ausnahme des Dr. Bates und meines Gefährten. Meine guten Eltern aber antworteten, sie hätten mich längst dem Herrn übergeben und sie seien zufrieden, wie immer er mich in seinem Dienst verwenden wolle. Von allen Seiten sonst ward uns abgeredet! Selbst Dr. Symington, einer meiner theologischen Lehrer an der Universität und der verehrte Pastor, in dessen Gemeinde ich so lange gearbeitet und zu dessen Presbytern ich nun schon einige Jahre gehört hatte, drang wiederholt in mich, „im Lande zu bleiben". Er stellte mir vor, daß ich eine Arbeit aufgebe, für die ich geeignet und sicher von Gott bestimmt sei, da er mich darin so sichtlich gesegnet habe. Ich würfe den sicheren Erfolg für einen sehr zweifelhaften weg und er betrachte meine Thätigkeit, und mein Leben bei den Kannibalen als verloren. Ich erwiderte, mein Entschluß stehe fest und so sehr ich meine Armen geliebt, so fühle ich doch, ich könne sie dieses Zieles wegen verlassen, wissend, Gott werde ihnen auch ferner gute Hirten geben. In Bezug auf mein Leben unter Menschenfressern stelle ich mich in den Schutz dessen, der mich so wunderbar bewahrt habe in den Zeiten, da Cholera und Typhus mich Tag und Nacht in den Wohnungen meiner Armen gefährdet hätten. In dieser Richtung sei ich ohne jede Sorge, da ich Alles dem Herrn anheim stelle, dessen Ehre ich suchen wolle, im Leben wie im Tode.

Man bot mir dann ein Haus und einen von mir selbst zu bestimmenden passenden Gehalt an, der bedeutend höher sein sollte, als die 120 L. St., die mir als Missionar zugesagt waren, im Falle ich mich verpflichten würde, im Green Street Bezirk zu bleiben. Ich müßte von der Wahrheit abgehen, wollte ich sagen, daß solche Angebote und die Einflüsse, die versucht wurden, mich bewegt oder schwankend gemacht hätten; sie dienten im Gegentheil, mich noch sicherer in der Erkenntniß des Weges zu machen, welchen die Pflicht mir zeigte.

Das Einzige, was mich doch noch hie und da auf's Neue

prüfen ließ, ob ich Gottes Willen ausführe, war die Anhänglichkeit meiner Armen, die sich in oft wiederholten, rührenden Bitten, bei ihnen zu bleiben, aussprach. Es trieb mich dies eben stets auf's Neue ins Gebet hinein und in die Nähe meines Heilands. Aber lauter und lauter sprach die Stimme in mir: Ueberlasse das Angefangene ruhig dem Herrn! Geh' du hin und lehre alle Völker! Siehe, ich bin bei dir alle Tage! Und diese Worte klangen mir wie ein Marschbefehl dem Soldaten.

Oft mußte ich auch hören: Es gibt auch daheim Heiden! laßt uns zuerst suchen und retten, was an Verlornem vor unsrer Thür liegt. Die Wahrheit dieser Meinung kannte ich seit Jahren und sie hätte vielleicht stärker mich beeinflußt, wenn ich mir nicht hätte sagen müssen, daß Jene, die so zu mir sprachen, ebenso wenig fürsorglich der „Heiden vor der Thür" gedachten, als der auf der andern Seite der Erde. Ich wußte, daß diese Leute an einem Tage vielleicht zehnfach so viel für einen Ball, ein Theater oder dergleichen ausgaben, als sie das ganze Jahr für die Heiden darreichten, sowohl für die einheimischen, als für die fremden. Ich habe für solche „schlechte Haushalter über Gottes Gaben" stets großes Mitleid empfunden; aber ihre Meinung über mein Thun und Lassen konnte unmöglich Werth für mich haben.

Meine guten Eltern schrieben mir: „Wir haben uns jedes directen Einflusses auf dich enthalten, um Gott ganz in dir walten zu lassen und nicht etwas zu erzwingen, das nicht sein Wille ist. Nun aber, da dein Entschluß fest steht, können wir dir sagen, warum wir Gott für seine Führung danken. Du weißt, daß dein Vater von ganzem Herzen hoffte, Geistlicher werden zu können, daß die Verhältnisse es nicht zuließen. Als wir dich unsern Erstgebornen besaßen, weihten wir dich dem Herrn, wenn Gott es annehmen wolle, als Boten des Herrn zu den Heiden. Es ist unser tägliches Gebet gewesen, Gott wolle dich zu diesem Werke bereiten, rüsten und dich diesen Weg führen, wenn es sein heiliger Wille sei. Nun du entschlossen bist, bitten wir von ganzem Herzen, der Herr wolle

dich annehmen, dich behüten und schützen und dich viele Seelen für ihn gewinnen lassen."

Von diesem Augenbick an sah ich Gottes Thun in meiner ganzen Lebensführung und in dem Ruf auf das Arbeitsfeld; es regte sich auch nicht mehr der leiseste Zweifel in mir, ob ich seinem oder dem eigenen Willen gefolgt sei. Wohl hatte ich die Gebete meiner Eltern für mich gekannt und die Theilnahme, mit der sie mich bei Arbeit und Studien stets begleitet hatten; aber natürlich hatten sie mir zu meiner Erziehung keine Mittel gewähren können. Im Gegentheil war es mein Stolz und meine Freude gewesen, ihnen bei den Lasten helfen zu können, welche durch eine Familie von elf Kindern ihnen erwuchsen. Das Erste, was ich ihnen von meinen Ersparnissen aus 40 L. St. Gehalt hatte kaufen können, war eine Kuh gewesen, welche meiner guten Mutter eine große Hülfe für die Ernährung der Familie wurde; später konnte ich ihnen die Miethe, noch später auch das Futter für die Kuh bezahlen — Alles zu meiner unsäglichen Freude! Als die heranwuchsen, welche im Alter mir am nächsten standen, übernahmen es diese, manche Ausgaben zu verdienen; mir blieb es überlassen, für Schulgeld und Kleider zu sorgen. Zuletzt war mein Gehalt auf 45 L. St. erhöht worden, was mir in Anbetracht der Studien in Theologie, Medicin und Gegenständen der allgemeinen Bildung, die doch nicht ganz umsonst zu haben waren, sehr lieb war. Ich habe auch durch die Einfachheit des Lebens, zu der ich gezwungen war, eine vorbereitende Schulung für meinen Beruf gehabt, die mir sehr zu Statten gekommen ist. Gott segnete mich in meinen Bemühungen auch in Geldsachen sichtlich, denn er ließ es mir gelingen, daß ich nie Jemand einen Heller schuldig war.

Aber als ich mich nun immer ernster bereitete, das Land und die Meinen zu verlassen, fühlte ich doppelt schwer den Druck einer Schuld, welche meinen armen Eltern seit Jahren das Leben sehr hart machte und die auf folgende Weise ihnen

aufgebürdet worden war. Der frühere Besitzer des Gutes Dalwinston hatte zur Beförderung des Sinnes für Schönheit und Ordnung unter seinen Dorfbewohnern als Preis ausgesetzt, daß Derjenige, der sein Häuschen am besten und reinlichsten, seinen Blumengarten am gepflegtesten hielt, ihm, dem Besitzer, keine Miethe zu zahlen brauchte. Durch mehrere Jahre hatte mein alter Großvater, der Seefahrer, durch eignen Fleiß und den im Garten entwickelten Geschmack seiner guten Frau diesen Preis gewonnen. Da jener menschenfreundliche Herr mit seinen armen Miethern auf einem fast freundschaftlichen Fuß gestanden hatte, so war eine Quittung hierüber leider weder verlangt noch gegeben worden. Nach seinem Tode erhielt ein Verwandter den Besitz, der stets in Geldnoth war und dem es bequem schien, die nicht eingetragene Bezahlung der Miethe zu benutzen und sie für eine Reihe von Jahren als „rückständig“ zu verlangen; er drohte sogar mit Pfändung und den weiteren Folgen. Also das Geld hatte damals beschafft werden müssen; es war nur zu unerhörten Wucherzinsen zu erhalten gewesen und gegen die Verbürgung des Sohnes für Kapital und Zinsen. Wie ein Mühlstein um den Hals hatte diese Last meinem Großvater bis zum Tode aufgelegen; von jenem Tage an drückte sie meinen guten Vater allein. Als der Geldgeber erfuhr, daß ich das Handwerk aufgegeben hatte, um zu studiren, bedrohte er den Unglücklichen aufs Neue mit dem gerichtlichen Einschreiten und stand davon nur dadurch ab, daß auch ich mich für die Bezahlung durch meine Unterschrift verbürgte. Jeder Schilling, den ich oder Jemand von uns in diesen langen zehn Jahren meiner Vorbereitung zum Amt ersparen konnte, ward zur Zahlung der Zinsen und zur Verringerung des Kapitals verwendet. Es war eine der reinsten Freuden meines Lebens, daß es möglich ward diese Schuld ganz abzubezahlen, ehe ich mich einschiffte, da die Missionsgesellschaft mir den Gehalt für ein Jahr im Voraus gab. So konnte ich meine Eltern, die so hart gekämpft hatten, in Unabhängigkeit zurücklassen. Und

vergrößert ward meine Freude dadurch, daß ich sah, meine Geschwister seien schon zum Theil im Stande und Willens, Alles für die Eltern zu erwerben. Wir hingen sämmtlich sehr aneinander und ich wußte, daß nun der Herbst des Lebens sich durch Liebe und Fürsorge der Kinder für Vater und Mutter licht und hell gestalten werde. Das Alles war mir Gegenstand heißer Dankgebete zu Gott und tröstete mich wunderbar beim Scheiden, das nach menschlichem Ermessen fürs Leben sein würde.

Die Directoren der Stadtmission hatten bisher vergebens nach einem Nachfolger für mich gesucht; da schlug Rev. Mr. Caie vor, meinen Bruder Walter anzustellen, der seit längerer Zeit in allen seinen Freistunden meine Arbeit getheilt hatte. Mein Bruder gab ohne Besinnen eine gute Stellung und sehr günstige Aussichten in einem kaufmännischen Geschäft auf; er trat an meine Stelle, führte dabei seine theologischen Studien trotz längerem Fußleiden durch und wurde später ein geliebter Seelsorger in Chapelton bei Hamilton.

Als mein Bruder viel später diese Arbeit verließ, folgte ihm der Rev. John Edgar, der so gesegnet wirkte, daß eine Theilung des Bezirks und der Bau einer zweiten Kirche möglich war. Auch an dieser Frucht freuen sich Alle, die dafür gewirkt haben. Der Geist jener Bezirke ist ein guter geblieben; möge der Herr ihnen seinen Segen nie entziehen.

Als endlich die Zeit gekommen war, daß ich Glasgow verlassen mußte, wären viele meiner bisherigen Pflegebefohlenen gern mit mir gegangen, um unter den Heiden zu leben und zu sterben. Obgleich die meisten jungen Leute nur Fabrikarbeiter waren, war ihr Interesse an dem Werke, dem ich mich widmen wollte, so groß geworden, daß sie ihre Pfennige zusammenthaten, um Baumwollstoffe zu kaufen und sie zu Kleidungsstücken für die Armen im fernen Lande zu verarbeiten. Das haben sie fortgesetzt, lange nachdem ich sie verlassen hatte und noch heute kommt keine Kiste aus Glasgow auf den Neuhebriden an, die nicht reichliche Liebesgaben aus

meinem Bezirk enthält. Gott lohne ihnen die dauernd bewiesene Liebe.

Dr. Bates, der Hauptarbeiter in der Heidenmission, nahm an allen unsern Vorbereitungen für unsre Aufgabe den innigsten Antheil. Als der Tag unseres Examens gekommen war, war er durch Krankheit verhindert, sein Bett zu verlassen. Er sandte deshalb seine Tochter in ein dem Prüfungslocal nahgelegenes Haus, wo sie alsbald die Nachricht über den Ausgang erhalten sollte. Als sie zum Vater eilte und ihm mittheilte, daß wir gut bestanden hatten und daß der Tag unsrer Ordination festgesetzt sei, sagte der theure Mann, er könne nun in Frieden sterben, da er endlich zwei Männer nach den blutgetränkten Inseln aufbrechen sähe, die ihr ganzes Herz an die Rettung der Unglücklichen gesetzt hätten. Kurze Zeit später ist der theure Mann im Herrn entschlafen. Er war mir vom Beginn an ein gütiger, thatkräftiger Freund gewesen und sicher gehörte er zu den besten und begabtesten Hirten, die Gott unserer Kirche geschenkt hat.

Fünftes Kapitel.

Die Neuhebriden.

Am ersten December 1857 wurden mein Gefährte und ich als Missionare bestätigt. Die nächsten vier Monate hatten wir fast alle Gemeinden der reformirt-presbyterianischen Kirche Schottlands, der wir angehörten und die uns aussandte, zu besuchen, sie in einer Versammlung anzureden, damit sie uns kennen lernen und persönliches Interesse an dem Unternehmen und uns bekommen möchten. Dieser Plan hat sich durchaus bewährt und er wäre auch für die größeren Religionsgemeinschaften sehr zu empfehlen. Man könnte es dadurch dahin bringen, daß jede Abtheilung der Kirche von so und so viel Gemeinden einen Missionar aussendete, den sie als den Ihren betrachten und an dessen Arbeit sie doppelten Antheil nehmen würde. Am 23. März 1858 wurden wir in Gegenwart der zahlreichen Gemeinde in Dr. Symingtons Kirche zu Glasgow ordinirt und speziell den Neuhebriden zugewiesen. Am 16. April 1858 verließen wir den heimathlichen Hafen in der „Clutha".

Unsere Reise nach Melbourne war von ziemlich langer Dauer, endete aber gut und Kapitän Broadfoot, ein gutherziger Schotte, that Alles für uns, was in seinen Kräften stand. Er führte den Gesang bei unsern Gottesdiensten selbst, die bei gutem Wetter auf Deck, bei schlechtem unten gehalten wurden. Er erlaubte uns auch zu Zeiten, wo es mit dem Dienst der Mannschaft verträglich war, Bibelerklärungen zu halten, was uns Beiden zu großer Befriedigung gereichte.

In Melbourne angekommen begrüßten uns Rev. Mr. Moor, Mr. Samuel Wilson und seine Frau und Mr. Wright, sämmtlich reformirte Presbyterianer aus Geelong. Mr. Wilsons beide Kinder, Jessie und Donald, waren auf der Reise meiner jungen Frau und mir übergeben gewesen; sie nahmen uns Beide mit nach Geelong, während mein Gefährte Mr. Copeldan an Bord der „Clutha" blieb, um unser Gepäck zu wahren und ein Schiff für unsre Weiterreise zu finden. Es war der „Franzis P. Sage", ein amerikanisches Schiff, nach Penang bestimmt, das wir am 12. August bestiegen; der Contract war, daß der Kapitän uns und unsre fünfzig Kisten in Aneityum, Neuhebriden, landen und dafür 100 L. Sterl. erhalten sollte, die wir im Voraus bezahlen mußten. Es wehten so furchtbare Stürme, daß er erst am 17. August auslaufen konnte. War auf der „Clutha" Alles still und ruhig abgemacht worden, so war dafür der Lärm auf dem „F. P. Sage" entsetzlich. Der Kapitän behauptete, er hielte sich den zweiten „Maat" ausschließlich zum Schimpfen, Fluchen und zum Schlagen der Mannschaft! Glücklicherweise dauerte diese sehr unangenehme Reise nur zwölf Tage; wir waren am 29. vor der Insel angelangt, aber der Kapitän weigerte sich, uns in seinen Booten ans Land zu bringen, wahrscheinlich weil er fürchtete, es möchten die so übel behandelten Matrosen nicht wieder zu ihm zurückkehren. Jedenfalls hatte er seine 100 L. Sterl. und wir konnten nichts thun als warten.

Wir waren vor der Insel vor Anker gegangen; endlich kam das Boot eines Händlers, um zu fragen, was wir bedürften. Wir sandten einen Brief an den dortigen Missionar Dr. Geddie, der früh am nächsten Morgen mit seinem Boot erschien, um uns zu holen. Mit ihm kam ein kleiner Missions-Schooner, der „John Knox", und ein größeres Missionsschiff, Namens „Columbia", beide mit guten eingeborenen Matrosen bemannt. Bald waren unsere fünfzig Koffer und Kisten auf die Schiffe gebracht, die dadurch schwer beladen wurden; um so schwerer, als jenes Boot, das die andern ans Land ziehen

sollte, leer bleiben mußte. Dr. Geddie, Mr. Mathieson, meine Frau und ich waren zwischen unsern Kisten an Bord des „John Knox“ und mußten uns an diesen, so gut wir konnten, festhalten. Beim Abschwenken vom „J. P. Sage“ zerbrach einer von dessen Davits den Mast unsres kleinen „John Knox“ dicht über Deck, der auf meine Frau gefallen wäre und sie unfehlbar zerschmettert haben würde, hätte ich sie nicht auf eine uns Allen fast unmöglich erscheinende Weise auf die Seite zu reißen vermocht. Er fiel nahe bei Mr. Mathieson nieder, doch ohne ihn zu verletzen. Das Boot, ohnehin überladen, war natürlich unfähig zu segeln; wir waren 10 (engl.) Meilen weit vom Lande und in bedeutender Gefahr; trotzdem lichtète der „Sage“ die Anker, segelte fort und überließ uns unserm Schicksal!

Wir trieben gegen Tanna zu, eine von Menschenfressern bewohnte Insel, welche unsern Besitz genommen und uns verzehrt haben würden. Wir waren im Tau von Dr. Geddies Boot, während Mr. Copeland und seine Eingeborenen hart arbeiteten, um die „Columbia“ und ihre Ladung nach Aneityum zu bringen. Obgleich der Passatwind nicht unbedeutend wehte, war die See verhältnißmäßig ruhig; trotz aller Mühe trieben wir aber vom Lande ab, bis Dr. Inglis, der von der Ankunft des Schiffes gehört hatte, vom Hafen aus unsere hülflose Lage beobachtend, mit mehreren Booten zu Hülfe kam. Alle diese wurden unserm Schooner vorgespannt und den vereinten Anstrengungen aller Ruderer gelang es endlich, das Schiff vorwärts zu bewegen! Nach stundenlanger Arbeit unter dem Brande einer fast tropischen Sonne landeten wir um sechs Uhr Abends des 30. August in Aneityum, d. h. vier Monate und vierzehn Tage nachdem wir den schottischen Hafen verlassen hatten. Die freundlichste Begrüßung von Seiten der Frauen der Missionare und jener Eingeborenen, die bereits Christen waren, berührte uns sehr angenehm. Unser Dank gegen Gott, der uns aus der Gefahr errettet und an diesen friedlichen Ort inmitten der Neuhebriden gebracht hatte, war groß und erfüllte unsere Herzen gänzlich.

Mr. Copeland, meine Frau und ich erhielten zunächst Unterkunft und die liebevollste Aufnahme auf der Station des Dr. Inglis. Da er soeben damit beschäftigt war, sein Haus durch verschiedene Zubauten zu vergrößern, so fand ich hier außer der Schulung in höheren Dingen auch sehr nothwendige Uebung im Errichten von Missionshäusern. Dann kamen meine Brüder an der Arbeit zusammen, um zu berathen, auf welcher der vielen Inseln der Anfang gemacht werden solle. Der Beschluß war der, daß Mr. Mathieson und seine Frau, bisher in Nova Scotia, auf der Südseite der Insel Tanna, in Kwamera, sich niederlassen sollten, während meine Frau und ich auf dieselbe Insel, in das auf der Ostseite gelegene Port Resolution zu gehen hätten. Mr. Copeland sollte auf beiden Stationen beschäftigt werden, je nachdem Mr. Mathieson oder ich seiner Hülfe gerade am meisten benöthigt sein würde.

Dr. Inglis und einige seiner besten Eingeborenen begleiteten uns nach Kwamera auf Tanna. Wir kauften dort Land für Missionshaus und Kirche, legten die Grundsteine und begannen den Bau, dessen Weiterbeförderung dann Mr. Mathieson überlassend. Dasselbe geschah in Port Resolution; wir kauften Land und errichteten ein Haus für uns; Kalk erhielten wir durch Brennen von Korallenblöcken; das Dach sollte aus Zuckerrohr bestehen, welches die Eingeborenen dazu besonders zu präpariren verstehen. Für die Arbeit sowohl als für Grund und Boden wurde bezahlt. Unglücklicherweise erfuhren wir erst zu spät, daß beide Missionshäuser zu nahe der See angelegt, und daß sie dadurch dem Fieber ausgesetzt waren, das den Europäern jene Südseeinseln so gefährlich macht.

Auf beiden Stationen fanden wir die Bewohner in sehr unruhigem, aufgeregtem Zustande. Kriege und Kämpfe, theils mit entfernteren Stämmen, theils mit den Nachbardörfern, ja mit den nächsten Nachbaren, hielten sie in Schrecken. Die Häuptlinge verkauften sowohl in Kwamera als in Port Resolution uns Grund und Boden gern; es schien ihnen nicht unlieb, daß Missionare unter ihnen leben würden. Jedenfalls

waren es die Messer, Aexte, Fischhaken, Decken und Kleider, welche sie als Bezahlung erhielten, die sie so willig machten. Sie mochten auch hoffen, durch Plünderung mehr davon zu bekommen, als durch Arbeit, denn sie verweigerten es durchaus, uns ihren Schutz zu versprechen. Alles was erzielt werden konnte, war, daß sie sich verpflichteten, selbst nichts gegen uns zu unternehmen; was die Stämme des Inlands thun würden, daran könnten sie nichts ändern. Solche Zusagen bedeuteten nichts und sollten es auch nicht. Die Tannesen sowohl als die Bewohner meiner zweiten Niederlassung Aniwa glaubten, sie seien ihrem Versprechen treu, wenn sie nicht selbst uns Schaden zufügten, sondern dies nur durch von ihnen bezahlte Hände geschehen ließen. Keinem der Heiden konnte nur um einen Schritt weiter getraut werden, als seine Absicht, sein eignes Interesse reichte und nichts Erdenkliches war zu niedrig oder zu grausam, wenn es dem Zweck des Einzelnen oder Aller dienen konnte.

Meine ersten Eindrücke ließen meinen Muth tief sinken. Diese Eingeborenen in ihrer Nacktheit, mit ihren gemalten Körpern, ihrem Elend und ihren ganz unverdeckt zur Schau getragenen Sünden erfüllten mich allerdings mit dem innigsten Mitleid, aber auch mit Abscheu! Würde es möglich sein, ihnen Begriffe von Recht oder Unrecht beizubringen? Würden sie zu gesitteten Menschen, zu Christen zu machen sein? Aber diese Angst ging vorüber; mein Abscheu verwandelte sich in Theilnahme und bald arbeitete ich so gern unter ihnen, wie früher unter meinen Armen in Glasgow. Hatten wir doch die wunderbaren Erfolge der Dr. Geddie und Inglis in Aneityum vor Augen gehabt und so hofften wir, durch unermüdliche Ausdauer und Gottes Beistand in Tanna das Gleiche zu erreichen. Unsere Frauen, begeistert von der Arbeit unter den weiblichen Wilden, wie Mrs. Inglis und Mrs. Geddie sie in ihren Stationen auf Aneityum verrichteten, waren, während wir bauten, dort geblieben, um sich von ihnen unterrichten zu lassen und um mit ihnen zu wirken. Den Tannesen waren

verging, ohne uns neue Einblicke in die Finsterniß zu gewähren, in welcher dies unselige Volk lebte. Wie sehnten wir uns, ihnen von Jesus und der Liebe Gottes sprechen zu können! Wir sammelten fleißig jedes Wort ihrer Sprache, dessen Bedeutung wir erfuhren, um möglichst bald den Reichthum von Gottes Gnade vor den armen Bethörten auszubreiten und sie von solchen Sünden zu befreien.

Nachdem wir mit dem Hause ziemlich weit gekommen waren, übergaben Dr. Inglis und ich noch verschiedene Arbeiten, wie Kalkbrennen und Holzsägen gegen Bezahlung von Messern, Baumwollstoffen u. s. w. an die Tannesen. Dann fuhren wir nach Aneityum zurück, um meine Frau und unsere Kisten wo möglich noch vor Anbruch der Regenzeit nach Tanna zu bringen, die bald eintreten mußte.

Sechstes Kapitel.

Leben und Tod in Tanna.

Da unser kleines Missionsschiff, der „John Knox", gar nicht auf Personentransport eingerichtet war, freuten wir uns, ein Handelsschiff zu finden, dessen Kapitän uns und unsere Kisten für 5 L. Sterl. nach Tanna bringen wollte. Nach einer Fahrt von wenigen Stunden betraten wir am 5. November 1858 die Insel, die nun unsere Heimath sein sollte. Meine Frau und ich, ebenso Dr. Copeland, hatten nun zu versuchen, uns so bald und so gut es gehen würde, mit den Leuten einzuleben. Die Tannesen waren, wie schon bemerkt, thatsächlich am ganzen Körper bemalt; die Kinder liefen ohne jede Kleidung umher; die Frauen trugen eine kleine von Gräsern geflochtene Schürze, die Männer einen sackförmigen Gürtel.

Alle kamen, um uns staunend zuzusehen bei dem, was wir thaten. Wir verstanden sie nicht; wir konnten ihnen kein einziges Wort sagen. Wir sahen sie an, lächelten und nickten ihnen freundlich zu. Das war unsere erste Begegnung. Einer der Wilden hob einen uns gehörigen Gegenstand auf und sagte: „Nunksi nari enu?" Ich schloß, daß er sagte: „Was ist das?" Ich nahm ein Stückchen Holz, zeigte darauf und frug: „Nunksi nari enu?" Sie lachten und sahen einander an. Dann nannten sie mir das Wort, mit welchem sie das Holz bezeichneten und ich sah, sie hatten meine Frage verstanden.

In Melbourne angekommen begrüßten uns Rev. Mr. Moor, Mr. Samuel Wilson und seine Frau und Mr. Wright, sämmtlich reformirte Presbyterianer aus Geelong. Mr. Wilsons beide Kinder, Jessie und Donald, waren auf der Reise meiner jungen Frau und mir übergeben gewesen; sie nahmen uns Beide mit nach Geelong, während mein Gefährte Mr. Copeldan an Bord der „Clutha“ blieb, um unser Gepäck zu wahren und ein Schiff für unsre Weiterreise zu finden. Es war der „Franzis P. Sage“, ein amerikanisches Schiff, nach Penang bestimmt, das wir am 12. August bestiegen; der Contract war, daß der Kapitän uns und unsre fünfzig Kisten in Aneityum, Neuhebriden, landen und dafür 100 L. Sterl. erhalten sollte, die wir im Voraus bezahlen mußten. Es wehten so furchtbare Stürme, daß er erst am 17. August auslaufen konnte. War auf der „Clutha“ Alles still und ruhig abgemacht worden, so war dafür der Lärm auf dem „F. P. Sage“ entsetzlich. Der Kapitän behauptete, er hielte sich den zweiten „Maat“ ausschließlich zum Schimpfen, Fluchen und zum Schlagen der Mannschaft! Glücklicherweise dauerte diese sehr unangenehme Reise nur zwölf Tage; wir waren am 29. vor der Insel angelangt, aber der Kapitän weigerte sich, uns in seinen Booten ans Land zu bringen, wahrscheinlich weil er fürchtete, es möchten die so übel behandelten Matrosen nicht wieder zu ihm zurückkehren. Jedenfalls hatte er seine 100 L. Sterl. und wir konnten nichts thun als warten.

Wir waren vor der Insel vor Anker gegangen; endlich kam das Boot eines Händlers, um zu fragen, was wir bedürften. Wir sandten einen Brief an den dortigen Missionar Dr. Geddie, der früh am nächsten Morgen mit seinem Boot erschien, um uns zu holen. Mit ihm kam ein kleiner Missions-Schooner, der „John Knox“, und ein größeres Missionsschiff, Namens „Columbia“, beide mit guten eingeborenen Matrosen bemannt. Bald waren unsere fünfzig Koffer und Kisten auf die Schiffe gebracht, die dadurch schwer beladen wurden; um so schwerer, als jenes Boot, das die andern ans Land ziehen

sollte, leer bleiben mußte. Dr. Geddie, Mr. Mathieson, meine Frau und ich waren zwischen unsern Kisten an Bord des „John Knox“ und mußten uns an diesen, so gut wir konnten, festhalten. Beim Abschwenken vom „J. P. Sage“ zerbrach einer von dessen Davits den Mast unsres kleinen „John Knox“ dicht über Deck, der auf meine Frau gefallen wäre und sie unfehlbar zerschmettert haben würde, hätte ich sie nicht auf eine uns Allen fast unmöglich erscheinende Weise auf die Seite zu reißen vermocht. Er fiel nahe bei Mr. Mathieson nieder, doch ohne ihn zu verletzen. Das Boot, ohnehin überladen, war natürlich unfähig zu segeln; wir waren 10 (engl.) Meilen weit vom Lande und in bedeutender Gefahr; trotzdem lichtete der „Sage“ die Anker, segelte fort und überließ uns unserm Schicksal!

Wir trieben gegen Tanna zu, eine von Menschenfressern bewohnte Insel, welche unsern Besitz genommen und uns verzehrt haben würden. Wir waren im Tau von Dr. Geddies Boot, während Mr. Copeland und seine Eingeborenen hart arbeiteten, um die „Columbia“ und ihre Ladung nach Aneityum zu bringen. Obgleich der Passatwind nicht unbedeutend wehte, war die See verhältnißmäßig ruhig; trotz aller Mühe trieben wir aber vom Lande ab, bis Dr. Inglis, der von der Ankunft des Schiffes gehört hatte, vom Hafen aus unsere hülflose Lage beobachtend, mit mehreren Booten zu Hülfe kam. Alle diese wurden unserm Schooner vorgespannt und den vereinten Anstrengungen aller Ruderer gelang es endlich, das Schiff vorwärts zu bewegen! Nach stundenlanger Arbeit unter dem Brande einer fast tropischen Sonne landeten wir um sechs Uhr Abends des 30. August in Aneityum, d. h. vier Monate und vierzehn Tage nachdem wir den schottischen Hafen verlassen hatten. Die freundlichste Begrüßung von Seiten der Frauen der Missionare und jener Eingeborenen, die bereits Christen waren, berührte uns sehr angenehm. Unser Dank gegen Gott, der uns aus der Gefahr errettet und an diesen friedlichen Ort inmitten der Neuhebriden gebracht hatte, war groß und erfüllte unsere Herzen gänzlich.

Mr. Copeland, meine Frau und ich erhielten zunächst Unterkunft und die liebevollste Aufnahme auf der Station des Dr. Inglis. Da er soeben damit beschäftigt war, sein Haus durch verschiedene Zubauten zu vergrößern, so fand ich hier außer der Schulung in höheren Dingen auch sehr nothwendige Uebung im Errichten von Missionshäusern. Dann kamen meine Brüder an der Arbeit zusammen, um zu berathen, auf welcher der vielen Inseln der Anfang gemacht werden solle. Der Beschluß war der, daß Mr. Mathieson und seine Frau, bisher in Nova Scotia, auf der Südseite der Insel Tanna, in Kwamera, sich niederlassen sollten, während meine Frau und ich auf dieselbe Insel, in das auf der Ostseite gelegene Port Resolution zu gehen hätten. Mr. Copeland sollte auf beiden Stationen beschäftigt werden, je nachdem Mr. Mathieson oder ich seiner Hülfe gerade am meisten benöthigt sein würde.

Dr. Inglis und einige seiner besten Eingeborenen begleiteten uns nach Kwamera auf Tanna. Wir kauften dort Land für Missionshaus und Kirche, legten die Grundsteine und begannen den Bau, dessen Weiterbeförderung dann Mr. Mathieson überlassend. Dasselbe geschah in Port Resolution; wir kauften Land und errichteten ein Haus für uns; Kalk erhielten wir durch Brennen von Korallenblöcken; das Dach sollte aus Zuckerrohr bestehen, welches die Eingeborenen dazu besonders zu präpariren verstehen. Für die Arbeit sowohl als für Grund und Boden wurde bezahlt. Unglücklicherweise erfuhren wir erst zu spät, daß beide Missionshäuser zu nahe der See angelegt, und daß sie dadurch dem Fieber ausgesetzt waren, das den Europäern jene Südseeinseln so gefährlich macht.

Auf beiden Stationen fanden wir die Bewohner in sehr unruhigem, aufgeregtem Zustande. Kriege und Kämpfe, theils mit entfernteren Stämmen, theils mit den Nachbardörfern, ja mit den nächsten Nachbaren, hielten sie in Schrecken. Die Häuptlinge verkauften sowohl in Kwamera als in Port Resolution uns Grund und Boden gern; es schien ihnen nicht unlieb, daß Missionare unter ihnen leben würden. Jedenfalls

waren es die Messer, Aexte, Fischhaken, Decken und Kleider, welche sie als Bezahlung erhielten, die sie so willig machten. Sie mochten auch hoffen, durch Plünderung mehr davon zu bekommen, als durch Arbeit, denn sie verweigerten es durchaus, uns ihren Schutz zu versprechen. Alles was erzielt werden konnte, war, daß sie sich verpflichteten, selbst nichts gegen uns zu unternehmen; was die Stämme des Inlands thun würden, daran könnten sie nichts ändern. Solche Zusagen bedeuteten nichts und sollten es auch nicht. Die Tannesen sowohl als die Bewohner meiner zweiten Niederlassung Aniwa glaubten, sie seien ihrem Versprechen treu, wenn sie nicht selbst uns Schaden zufügten, sondern dies nur durch von ihnen bezahlte Hände geschehen ließen. Keinem der Heiden konnte nur um einen Schritt weiter getraut werden, als seine Absicht, sein eignes Interesse reichte und nichts Erdenkliches war zu niedrig oder zu grausam, wenn es dem Zweck des Einzelnen oder Aller dienen konnte.

Meine ersten Eindrücke ließen meinen Muth tief sinken. Diese Eingeborenen in ihrer Nacktheit, mit ihren gemalten Körpern, ihrem Elend und ihren ganz unverdeckt zur Schau getragenen Sünden erfüllten mich allerdings mit dem innigsten Mitleid, aber auch mit Abscheu! Würde es möglich sein, ihnen Begriffe von Recht oder Unrecht beizubringen? Würden sie zu gesitteten Menschen, zu Christen zu machen sein? Aber diese Angst ging vorüber; mein Abscheu verwandelte sich in Theilnahme und bald arbeitete ich so gern unter ihnen, wie früher unter meinen Armen in Glasgow. Hatten wir doch die wunderbaren Erfolge der Dr. Geddie und Inglis in Aneityum vor Augen gehabt und so hofften wir, durch unermüdliche Ausdauer und Gottes Beistand in Tanna das Gleiche zu erreichen. Unsere Frauen, begeistert von der Arbeit unter den weiblichen Wilden, wie Mrs. Inglis und Mrs. Geddie sie in ihren Stationen auf Aneityum verrichteten, waren, während wir bauten, dort geblieben, um sich von ihnen unterrichten zu lassen und um mit ihnen zu wirken. Den Tannesen waren

Dr. Inglis und ich sichtlich ebensowohl Gegenstände der Neugier als der Furcht; sie kamen in Haufen, unserm Bau von Holz, Korallen und Kalk zuzusehen und sprachen unaufhörlich unter einander in augenscheinlicher Verwunderung.

Ein Trupp Bewaffneter folgte dem andern; sie kamen und gingen, große Beunruhigung hinterlassend. Man ließ uns durch unsere Lehrer aus Aneityum versichern, es werde Niemand unsre Arbeit hindern und überhaupt würden die Bewohner von Port Resolution keinen Kampf beginnen, sondern sich nur gegen Angriffe vertheidigen. Eines Tages kam es zwischen unsern Nachbarn und Leuten aus dem inneren Theile der Insel zu lautem, wüstem Zanken; die Fremden traten den Heimweg an, wurden aber von unsern Leuten, die doch nicht hatten fechten wollen, mit den Waffen verfolgt. Flintenschüsse und furchtbare Schreie der Wilden im nahen Walde zeugten von tödtlichem Kampfe. Schreck und Furcht lag auf den Gesichtern unserer Nachbarn; Bewaffnete mit ihrem Federschmuck in den Haaren sah man in allen Richtungen kommen und vorbei rennen, die Gesichter roth, schwarz oder weiß bemalt, manche mit einer rothen und einer schwarzen Wange, die Stirn weiß, das Kinn blau! In der That je mehr Farben und an möglichst dem ganzen Körper aufgelegt waren, um so höher galt die Kunst des Trägers. Manche der Weiber suchten mit ihren Kindern versteckte Zufluchtsorte auf; Andere schienen die Gefahr, in welcher ihre Angehörigen schwebten, nicht mehr zu beachten, als wenn sie diese bei einem Feste gewußt hätten, denn sie standen lachend und Zuckerrohr kauend am Strande. Als am Nachmittage der Tumult des Gefechts und die Flintenschüsse uns näher und näher kamen, sagte Dr. Inglis: „Die Mauern Jerusalems sind in unruhigen Zeiten gebaut worden; warum nicht auch das Missionshaus in Tanna? Aber lassen Sie uns für heute aufhören mit der Arbeit; wir wollen für diese armen Heiden beten."

Wir zogen uns in eine Hütte zurück, die uns überlassen worden war, so lange wir ihrer bedurften und beteten mit

vollem Herzen. Nach und nach ward der Lärm geringer und es schien, als ob die Eindringlinge zurückgeschlagen seien. Spät am Abend kehrte die Bevölkerung in die uns nahen Dörfer zurück und es verlautete, daß fünf oder sechs der Erschlagenen gebraten und verzehrt worden seien und zwar nahe an einer heißen Quelle, die kaum eine Meile von unserem Hause in der Nähe der Bai hervorsprudelte! Wir erfuhren es durch einen Knaben, den Dr. Inglis mitgebracht hatte und der uns als Koch diente. Er pflegte Abends Wasser aus dem heißen Quell zu holen, um uns Thee zu machen. Diesmal kam er mit leerem Geschirr heim und sagte: „Missi, dies ist ein böses Land. Die Leute thun dunkle Thaten. Sie haben ihre Feinde gegessen und haben das Blut in die Quelle laufen lassen! Alles ist roth; ich kann Ihnen heute keinen Thee machen! Was soll ich thun?“ Dr. Inglis sagte, er möge sich nach anderm Wasser umsehen; für heute würden wir Kokosnußmilch trinken, wie schon öfters. Der Knabe schien erleichtert, dennoch sahen wir deutlich, daß trotz seiner schon länger dauernden Erziehung in der Mission zu Aneityum ihm das Tödten und Essen der Feinde etwas Bekanntes, fast Natürliches schien, daß in seinen Augen das Verderben des Wassers das bei Weitem größere Unrecht war! Wie sehr sind doch alle unsere Anschauungen die Wirkungen der Umstände und Umgebungen! Wär ich an seiner Stelle geboren, so würde ich wahrscheinlich ebenso empfunden haben.

Am nächsten Abend, als wir unsere Aufgabe besprachen, hörten wir furchtbares, lang anhaltendes Geschrei aus den Dörfern schallen. Auf unsere Frage, was geschehen, hieß es, Einer der gestern Verwundeten sei eben gestorben und man habe nun unter verschiedenen Ceremonien seine Wittwe erdrosselt, damit sie in einer andern Welt ihm dienen könne wie hier. Man hatte soeben die beiden Leichen zur Bestattung im Meer neben einander gelegt. Wir waren entsetzt, daß das in verhältnißmäßiger Nähe hatte vorgehen können, ohne daß wir davon gewußt und versuchen konnten, es zu verhindern. Kein Tag

verging, ohne uns neue Einblicke in die Finsterniß zu gewähren, in welcher dies unselige Volk lebte. Wie sehnten wir uns, ihnen von Jesus und der Liebe Gottes sprechen zu können! Wir sammelten fleißig jedes Wort ihrer Sprache, dessen Bedeutung wir erfuhren, um möglichst bald den Reichthum von Gottes Gnade vor den armen Bethörten auszubreiten und sie von solchen Sünden zu befreien.

Nachdem wir mit dem Hause ziemlich weit gekommen waren, übergaben Dr. Inglis und ich noch verschiedene Arbeiten, wie Kalkbrennen und Holzsägen gegen Bezahlung von Messern, Baumwollstoffen u. s. w. an die Tannesen. Dann fuhren wir nach Aneityum zurück, um meine Frau und unsere Kisten wo möglich noch vor Anbruch der Regenzeit nach Tanna zu bringen, die bald eintreten mußte.

Sechstes Kapitel.

Leben und Tod in Tanna.

Da unser kleines Missionsschiff, der „John Knox“, gar nicht auf Personentransport eingerichtet war, freuten wir uns, ein Handelsschiff zu finden, dessen Kapitän uns und unsere Kisten für 5 L. Sterl. nach Tanna bringen wollte. Nach einer Fahrt von wenigen Stunden betraten wir am 5. November 1858 die Insel, die nun unsere Heimath sein sollte. Meine Frau und ich, ebenso Dr. Copeland, hatten nun zu versuchen, uns so bald und so gut es gehen würde, mit den Leuten einzuleben. Die Tannesen waren, wie schon bemerkt, thatsächlich am ganzen Körper bemalt; die Kinder liefen ohne jede Kleidung umher; die Frauen trugen eine kleine von Gräsern geflochtene Schürze, die Männer einen sackförmigen Gürtel.

Alle kamen, um uns staunend zuzusehen bei dem, was wir thaten. Wir verstanden sie nicht; wir konnten ihnen kein einziges Wort sagen. Wir sahen sie an, lächelten und nickten ihnen freundlich zu. Das war unsere erste Begegnung. Einer der Wilden hob einen uns gehörigen Gegenstand auf und sagte: „Nunksi nari enu?“ Ich schloß, daß er sagte: „Was ist das?“ Ich nahm ein Stückchen Holz, zeigte darauf und frug: „Nunksi nari enu?“ Sie lachten und sahen einander an. Dann nannten sie mir das Wort, mit welchem sie das Holz bezeichneten und ich sah, sie hatten meine Frage verstanden.

So konnte ich denn durch diese drei Worte die Namen, welche die sichtbaren Dinge in ihrer Sprache führten, erfahren; ich notirte mir die Worte sorgfältig und wählte die Buchstaben dazu nach dem Gehör, auch die uns fremden Laute möglichst genau zusammenstellend. Eines Tages kamen zwei Männer zu mir, von denen der Eine ein Fremder war. Er deutete mit dem Finger nach mir und sagte: „Se nangin?“ Glaubend, er wolle meinen Namen hören, machte ich seine Bewegung mit dem Finger nach und frug: „Se nangin?“ Sie lachten und nannten ihre Namen. Nun hatten wir das Mittel, Namen von Menschen und Dingen zu erfahren. Wir schrieben Alles auf, lernten es laut und gewöhnten so unser Ohr an die fremden Töne. Da wir jeden Augenblick des Beisammenseins mit Eingeborenen benützten und bald auch kleinere Sätze ihrer Unterhaltung auffingen und notirten, so machten wir gute Fortschritte. Natürlich war es auch das erste Mal, daß ihre Worte durch Buchstaben wiedergegeben wurden, denn sie hatten keine sichtbaren Zeichen für ihre Sprache. Ich bezahlte einige der Intelligenteren dafür, daß ich sie zu mir kommen ließ, um zu sprechen und mir Gelegenheit zu neuen Notizen zu geben. Anfangs gab es viel Mißverständnisse, aber auch absichtliche Täuschungen ihrerseits, die erst aufhörten, als wir weiter kamen und dieselben bemerkten. Später entstand bei diesen primitiven Lehrern sogar ein Interesse an unsern Fortschritten und von da an halfen sie uns gern weiter.

Unter Denen, die uns am meisten leisteten, waren zwei schon ältere Häuptlinge, Nowar und Nouka, Beide von edlerer Natur als die Uebrigen und von gewisser natürlicher Würde im Benehmen. Aber sie standen Beide in der Gewalt des kriegerischen Oberhauptes Miaki, einer Art dämonischen Herrschers über viele Dörfer und Stämme. Er und sein Bruder waren die allgemein anerkannten Führer in allen Kämpfen und Kriegen; sie rühmten sich des vergossenen Blutes und der geschlachteten Feinde und sie besaßen Macht über

eine große Zahl von Leuten, die ohne Besinnen ihren Befehlen folgten, mochten dieselben welche Verbrechen immer einschließen.

Die Tannesen hatten steinerne Götzenbilder, Zaubermittel und geheiligte Gegenstände, die sie in feigster Weise fürchteten und an deren Wirksamkeit sie fest glaubten. Ihre Gemüther hingen fest an ihren heidnischen Uebungen und zahllose verschiedene Arten von Aberglauben erfüllten Alte und Junge. Ihr Götzendienst war von lauter Furcht eingegeben und bezweckte nur, diesem oder jenem bösen Geist zu wehren, ihnen Schaden zu thun. Ihre Häuptlinge machten sie zu Göttern, so daß fast jedes Dorf seinen „geweihten" oder „verehrten Mann" besaß; einige hatten sogar viele solche. Man glaubte mit aller Sicherheit, daß diese Leute durch ihre Zaubereien Gewalt über Leben und Tod Aller besäßen, welche die Insel bewohnen. Natürlich brachte man ihnen von allen Seiten Geschenke, um den ihnen zugeschriebenen Einfluß auf die Götter auszuüben, um Krankheiten zu heilen, oder solche durch den Nahak hervorzurufen, d. h. durch einen Zauber, den sie über einen Rest von Speisen aussprachen, welchen der zu Schädigende übrig gelassen hatte. Sie verehrten auch die Geister ihrer Vorfahren, indem sie hölzerne und steinerne Bilder von ihnen machten. Sie fürchteten diese Geister und suchten doch deren Hülfe; vor allem galt es Jene zu versöhnen, die Krieg und Frieden, gute oder schlechte Ernten, Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod geben konnten. Ihre ganze Götzenanbetung ging aus sklavischer Furcht hervor, wenigstens habe ich nicht ein einziges Zeichen finden können, daß sie auch einen gütigen Gott kannten.

Ich möchte hier meine Ansicht über die Frage aussprechen, ob es Völker giebt, welche ohne jeden Gottesbegriff, ohne jede Verehrung, wenn auch nur von Götzen, leben. Wenn irgendwo, so hätte es auf diesen abgeschiedenen Inseln der Fall sein können; aber im Gegentheil, sie sind mit Götzenbildern angefüllt! Den wahren Gott nicht kennend, suchen sie, im Finstern tappend,

doch stets nach ihm. Sie sind nicht im Stande, ohne irgend eine Art von Gott zu leben und haben fast Alles zum Gegenstand ihrer Verehrung gemacht; Bäume und Haine, Felsen und Steine, Quellen und Flüsse, Insecten und andere Thiere, Menschen, lebende und verstorbene, Haare und Nägel von Todten, die Vulkane, kurz alle Wesen und alle Dinge sind von ihnen schon als Götter angerufen worden. Sicher ein vollgültiger Beweis dafür, daß auch die niedrigsten Völker den Drang haben, ein höheres oder mächtigeres Wesen, als sie selbst sind, zu verehren und sich auf dasselbe zu stützen. Unvollkommene Kenntniß der Sprache und Gebräuche mögen die frühesten Entdecker einzelner Völker zu dem Ausspruch geleitet haben, sie hätten keinerlei Verehrung, wenn sie keine Götzenbilder vorfanden; aber selbst wo diese nicht sind, finden sich geheimnißvolle Gebräuche und symbolische Handlungen, welche nur ihre Priester und ihre „geweihten Männer“ verstehen. Diese befinden sich gut dabei, wenn sie das Volk im Dunkeln über deren Bedeutung erhalten und es ist ihnen ein Leichtes, einen fremden Forscher verneinend abzuweisen.

Gerade die Thatsache, daß diese armen Heiden an das Fortleben ihrer Vorfahren und ihrer Helden glaubten, daß sie sich überhaupt Begriffe von einer unsichtbaren Welt und ihren Bewohnern gebildet hatten, konnte es ermöglichen, sobald wir nur ihre Sprache reden und ihrem Ideengange folgen konnten, ihnen Jehova, den neuerschaffnen Gott, der Alles erhält, nahe zu bringen. Natürlich konnte es nicht sogleich geschehen, nicht in ein paar flüchtigen Lectionen. Herz, Seele und Leben mußten daran gesetzt werden. Die Einsicht in die Thatsachen der allgemeinen Sündhaftigkeit, der Erlösung, die aus der Liebe Gottes hervorgehend durch seinen eingeborenen Sohn vollbracht ward, die Gewißheit, daß Jesus Jeden in die ewigen Wohnungen aufnehmen will, der ihn über Alles liebt und an ihn glaubt, — konnten nur langsam ihrem Bewußtsein einverleibt werden. Aber es war möglich, da sie Menschen waren! Und es war geschehen, das hatten wir in Aneityum gesehen

und so erhoben sich unsere Herzen zu der Höhe unserer Aufgabe, indem sie sich mit sicherer Hoffnung erfüllten.

Die Tannesen bezeichneten den Himmel mit **Aneai**; später entdeckten wir, daß derselbe Name einem Dorfe ihrer Insel, dem am höchsten und schönsten gelegenen, entnommen war. Ihr bestes Stückchen Erde war den Heiden Sinnbild und Typus des Himmels; auch besaßen sie eine Prophezeihung, nach der sie ein anderes Land, ein „Canaan“ erhalten sollten. Daß sie überhaupt ein Aneai hatten und auf ein versprochenes Land hofften, öffnete ihre Seelen in natürlichster Weise für unsere Botschaft von Glaube und Hoffnung. Das bei ihnen Allen vorherrschende Bestreben, mächtige Götter zu suchen und für sich zu gewinnen, ließ uns, sobald wir uns in ihrer Sprache ausdrücken konnten, williges Gehör finden, als wir ihnen vom lebendigen Gott und seinem Sohne Jesus Christus erzählten. Aber als wir weiter gingen und sagten, daß, wenn sie diesem allmächtigen Gott dienen wollten, sie ihre Götzen verlassen, ihre heidnischen Gewohnheiten aufgeben müßten, standen sie in Wuth gegen uns auf, verfolgten Jeden aufs Grausamste, der sich uns freundlich erwies und ließen uns die schrecklichen Erfahrungen machen, die ich später erzählen werde.

Mein Gefährte Mr. Copeland übernahm Dr. Inglis Station auf Aneityum, während dieser erfolgreiche Missionar und seine Frau in der Heimath den Druck der ersten vollständigen neuen Testaments-Ausgabe in der Sprache von Aneityum besorgten. Er führte das Amt sehr gut und half ausgiebig an der Uebersetzung des alten Testaments. Später vertrat er auf derselben Insel Dr. Geddie und nach dieser Zeit ging er auf die Insel Fotuna, wo er mit seiner Frau aufopferungsvoll wirkte. Leider unterlag Letztere dem Klima und Mr. Copelands Gesundheit war so erschüttert, daß er sich vom Felde der Mission zurückziehen mußte. Dafür übernahm er in Sydney die Redaction des „Presbyterianischen Zeugniß“ und hat also dadurch die Interessen der Mission aufs Beste gefördert.

Ich möchte in einem kleinen Rückblick zusammenfassen, was vor 1858 auf diesen Inseln versucht worden war, um das Evangelium zu verbreiten. Die Allerersten waren John Williams und sein junger Gefährte Harris; sie landeten in Erromanga am 30. November 1839, wurden aber, als sie kaum den Fuß aufs Land gesetzt hatten, von den Wilden erschlagen und — gegessen. So war gleich Märtyrerblut auf diesen Boden geflossen und er gehörte nun um so mehr dem Herrn. Sein Kreuz mußte um so gewisser dort gepredigt werden, wo seine Boten in seinem Namen das Leben hingegeben hatten und so sandte die Londoner Missionsgesellschaft 1842 die Herren Turner und Nisbet ab. Sie wählten die Insel Tanna, als die Erromanga am nächsten liegende. Nach sieben Monaten waren die Wuth und die Mordlust der Tannesen nicht mehr zu bändigen; nach wiederholten Bedrohungen ihres Lebens versuchten beide Missionare in einem kleinen Boot zu entfliehen, in dem sie dem sichern Verderben entgegen gingen, wenn die Wogen sie nicht wieder ans Land geworfen hätten. Am andern Morgen fuhr ein größeres Schiff vorüber und wendete sich dann plötzlich der Insel zu. Gott sandte ihnen diese Rettung, auf die sie durchaus nicht hatten hoffen können, da fremde Schiffe sich nie dieser Insel zu nähern pflegten. Die Pläne waren also abermals hinausgeschoben; der Herr verwendete Turners Arbeit in anderer Weise; er hat in Samoa viele Eingeborene zu tüchtigen Lehrkräften ausgebildet, die segensreich gewirkt haben, und seine Thätigkeit auf Uebersetzen der Bibel verwendet, von der viele Auflagen in die Hände der Heiden kamen; noch jetzt im Herbste des Lebens sind Mr. Turner und seine Frau damit beschäftigt, für die Heiden in ihrer Sprache gute, belehrende Bücher zu verfassen. — Nun versuchte man Eingeborene von Samoa, welche Turner ausgebildet hatte, auf die eine oder andere dieser Inseln zu senden; aber theils erlagen sie dem Klima, theils litten sie so entsetzlich unter der Grausamkeit der Wilden, daß ihres Bleibens nicht war.

So hatte denn das Christenthum immer noch nirgends auf den Neuhebriden Fuß gefaßt, als Rev. John Geddie und seine Frau 1848, Rev. John Inglis 1852 auf Aneityum, der südlichsten Insel, ihr Werk im Auftrage der „Presbyterianischen Mission“ begannen. Von der Londoner Missions-Gesellschaft ward Rev. T. Powell dem Dr. Geddie beigegeben, um ihm bei der Ansiedlung zu rathen und beizustehen. Hier nun fand sich wunderbarerweise eine Bevölkerung, die von Anfang an Interesse zeigte und bald den Missionaren treu anhing. Nach wenigen Jahren erreichten die beiden eifrigen Männer, daß 3500 Wilde ihre Götzenbilder vernichteten, ihre heidnischen Gebräuche verließen und sich zum Christenthum bekannten. Langsam nur legten sie das Heidenthum ab, aber nachdem es geschehen, gingen sie sicher und voll Hoffnung in der christlichen Erkenntniß vorwärts. Nach längeren Jahren wurde eine einfache häusliche Andacht eingeführt, die in jedem Hause treu gehalten ward; man betete bei den Mahlzeiten; Friede und Ordnung waren ungestört; das Eigenthum war völlig sicher geworden unter dem heiligenden, erhebenden Einfluß des Evangeliums. Und nach und nach erlebten diese Missionare die Freude, die ganze Bibel in den Händen der jungen Christen zu sehen! Sie und Mr. Copeland hatten sie mit großem Fleiße und endloser Mühe übersetzt; die „Britische und ausländische Bibelgesellschaft“, diese edle Dienerin des Herrn in allen Missionen, hatte sie gedruckt. Und wie war das zu Stande gekommen?

Als die Aneityumesen Einblicke in das Wort Gottes bekommen hatten, war es ihr größter Wunsch, die heilige Schrift in ihrer eigenen Sprache zu besitzen. Nie war in derselben auch nur eine Seite niedergeschrieben worden! Während die Missionare sich mit der schwierigen Uebertragung beschäftigten, arbeiteten die Eingeborenen eifrig daran, das Geld für den Druck zu beschaffen, das auf 1200 L. St. veranschlagt war. Durch fünfzehn Jahre bauten sie Arrowrot „für den Herrn“; sie gönnten sich diese Speise nicht mehr, sondern brachten die

ganzen Ernten den Missionaren, die sie nach Australien und Schottland sandten, wo Freunde der neuen Christen sie möglichst gut verkauften und den Ertrag sammelten. Als das große Unternehmen beendet war, als die ersten Bibeln den sehnsüchtig Wartenden zugesendet wurden, fand es sich, daß die ganze Summe von den Aneithumesen verdient worden war!

Mögen Jene, die ihre Bibel nicht als das Höchste schätzen, darüber nachdenken, daß es diesen bekehrten Wilden nicht zu viel schien, den fünfzehnjährigen Ertrag ihrer Arbeit und Mühe für das Wort Gottes zu verausgaben! Sie hatten eben eingesehen, daß von demselben getrieben, ihre Freunde, die Missionare, zu ihnen gekommen waren, daß es ihre Augen und Herzen für die Wunder der erlösenden Liebe geöffnet habe! Sie hatten an sich empfunden, was wir überall beobachten, daß die Bibel, wo sie aufgenommen, wo ihr gehorcht wird, die Kraft Gottes, zu erlösen, entfaltet; durch sie waren sie aus ihrer Wildheit erhoben worden, durch sie hatten sie sich dem Herrn Jesus zu Füßen setzen können. O, daß Diejenigen, die nur Vergnügen suchen, nur ein Mal die einzige wirkliche Freude kosten könnten — den wahren Gott zu kennen und ihn zu lieben! Aber das ist ein Erbtheil, welches die Welt nicht verleihen kann, das aber selbst dem Aermsten und Niedrigsten zufällt, der dem Herrn nachfolgt.

Mein erstes Haus in Tanna war auf der Stelle erbaut, welche auch Mr. Turner und Nisbet gewählt hatten; sie erschien praktisch, weil unfern der See Alles, was jetzt und später von Schiffen gebracht wurde, nicht weiter zu tragen war und weil wir die Nähe des Meeres für kühlend hielten. Ach, wir hatten, wie alle unsere Brüder in unbekannten Ländern, zu lernen! Bald zeigte es sich, daß jene Gegend eine wahre Brutstätte für Wechselfieber und Malaria sei und daß wir viel besser gethan haben würden, auf hochgelegenem Platze zu bauen, wo die Passatwinde die Luft reiner erhielten. Niemand konnte dafür getadelt werden, da man nach bestem Wissen gehandelt hatte. Hinter dem Hause erhob sich ein etwa 400

Fuß hoher Hügel, der demselben Schutz gab; ohne diese Höhe wäre es gesunder gewesen! Ringsum standen herrliche, viel Schatten gebende Bäume, theils Brotfrüchte, theils Kokosnüsse tragend; die Kühle unter denselben hatte uns angezogen und mit zur Wahl des Platzes beigetragen; aber es zeigte sich, daß sie Licht und Luft abhielten, die uns nötig gewesen wären, da wenig tiefer als das Haus, gegen das Meer zu, ein großer Sumpf bestand. So hörte denn die Malaria bei uns nicht auf! Einst, nachdem ich wieder einen tüchtigen Anfall davon zu bestehen gehabt hatte, sagte mir einer der Häuptlinge:

„Missi, wenn Sie hier bleiben, sterben Sie! Kein Mann von Tanna würde es überleben, schliefe er so nahe dem Meer wie Sie und Sie können es weniger. Wir sind höher oben und sind gesund durch den Passatwind. Sie müssen das auch thun.“

Ich hatte das selbst längst eingesehen und beschloß, sobald als möglich dem Rathe zu folgen, koste es was es wolle an Mühe und Arbeit.

Meine liebe Frau Mary Ann Robson und ich waren am 5. November 1858 in vollster Gesundheit in Tanna angekommen. Am 12. Februar 1859 schenkte sie mir einen Sohn; zwei Tage lang ging es beiden gut und unser Inselexil schien uns so herrlich! Aber Angst und Sorge folgten der Freude auf dem Fuße. Die Kräfte meines Lieblings schwanden sichtlich; ein Anfall von Malariafieber, den sie kurz vorher durchgemacht, kehrte mit Heftigkeit wieder und verzehrte jeden zweiten Tag die Kräfte! Jeder folgende Paroxismus war stärker als der vorhergehende; der fieberfreie Tag genügte nicht, um sich zu erholen! Symptome von Lungenentzündung und hie und da leichtes Delirium machten den Zustand trostlos! Am 3. März entschlief meine theure Gattin! Um mein Leid noch zu erhöhen, meine Einsamkeit zu vermehren, starb auch mein Knabe, den ich nach seinem Großvater von mütterlicher Seite Robert Robson getauft hatte, am 20. März.

Wer durch solche Nacht des Leidens selbst hat wandeln müssen, wird mit mir fühlen; wen Gott davor bewahrt hat, dem kann man den ganzen Schmerz doch nicht schildern.

Jetzt, wo es zu spät war, wußte ich, daß wir uns zu kurz vor der Regenzeit hier angesiedelt hatten. Aber ich hatte auf unser Beider fester Gesundheit gehofft und machte täglich das Haus wohnlicher und besser, in Aussicht auf lange Jahre, indem wir hier für den Herrn zu arbeiten gedachten. O wenn ich meine Frau bis nach der Regenzeit bei den Freunden in Aneityum gelassen hätte! Aber Niemand hatte das vorgeschlagen und sie selbst, voll Begeisterung für unsern Beruf, eilte demselben so schnell als möglich entgegen. So begaben wir uns in eine Gefahr, von der ich hier nur rede, weil ich Andere vor solchem Fehler bewahren möchte.

Betäubt von dem entsetzlichen Verlust gleich zu Anfang meiner Laufbahn, immer wieder von Fieber und Malaria niedergeworfen, verlebte ich schwere Zeiten. Aber nie fühlte ich mich ganz verlassen: der ewig gnädige Gott war stets bei mir; er stärkte mich für die schwere Arbeit, meine Theuren der Erde zu übergeben, die ich ja, obgleich mein Herz fast brach, größtentheils selbst zu verrichten hatte. Ich faßte den Boden und die Wände mit Korallenblöcken ein, wählte die Stelle zum Grabe möglichst nahe dem Hause und so wurde es in den folgenden Jahren, inmitten von Tod und Gefahren, mein Ruheplatz, an dem ich meinen Gott suchte, wo ich in Gebet und Thränen das Land vom Herrn erbat, in dem ich meine Todten begraben hatte. Ohne Jesus und ohne die Gemeinschaft mit ihm, wäre ich an jenem einsamen Grabe wohl wahnsinnig geworden.

Das Blatt unserer Kirche, „das reformirt presbyterianische Magazin“, brachte aus der Feder des Dr. Inglis einen warmen Nachruf, dem der Herausgeber noch einen zweiten beifügte. Beide wußten, mit welchem Eifer die Vollendete gewirkt haben würde, wenn es des Herrn Wille gewesen wäre. Auch die Missionare, die sich am 27. April 1859 in Tanna

versammelten, gaben mir einen schriftlichen Beweis ihres Bedauerns und drückten, was sie von der hochbegabten Frau erwartet hatten, in warmen Worten aus.

Der gute Bischof Selwyn besuchte mich, mit seinem Missionsschiff die Insel erreichend. Er hatte meine Frau im vorigen Jahre in Aneityum in blühendster Gesundheit gesehen und war, wie sein Begleiter Patteson — später der Märtyrer von Nakupu — voll Theilnahme. Bischof Selwyns Gebete an dem theuren Grabe, seine mich segnende Hand sind unvergessen und wirkten in mir!

Beide wollten mich zu meiner Erholung für einige Zeit nach Aneityum bringen. Aber ich lehnte es dankbar ab, da ich meinen Posten nicht verlassen wollte; es schien mir nicht unmöglich, daß, wenn ich einmal den Rücken gewendet haben würde, man mir eine zweite Landung nicht gestattet hätte. So blieb ich, obgleich Fieber und Leid mich sehr heruntergebracht hatten.

Meiner Liebe und meinem Schmerze möge es gestattet sein, hier einen Brief meiner Frau — ihren letzten — folgen zu lassen. Er ist von Port Resolution, Tanna den 28. December 1858 datirt.:

„Meine theuren Eltern und Schwestern!

Als ich Euch zuletzt schrieb, waren wir im Begriff von Aneityum nach Tanna, dem Ort unserer Bestimmung abzureisen. Niemand, der nicht unter Heiden gelebt hat, kann sich einen Begriff von ihrem niedrigen Zustande machen. Aber trotzdem hoffen wir zuversichtlich, das Dunkel, das Tanna so lange umgeben hat, werde der Sonne des Christenthums weichen. Wir sind nun fast zwei Monate hier und bis jetzt sind die Leute freundlich gewesen. Zahlreiche heidnische Priester wohnen in der Nähe des Vulkans, von denen wir viel Opposition erwarten, da sie wissen, daß es mit ihrem Einfluß zu Ende ist, wo das Christenthum Fuß faßt. Die Tannesen sind sehr habgierig; sie verlangen für den geringsten Dienst ungeheure Bezahlung; in der That sind sie kaum zufrieden zu

stellen. Von den Männern besuchen uns Viele, von den Frauen sehr Wenige, weil sie nicht höher stehen als Sklaven, und alle Arbeit zu verrichten haben. Die Männer entstellen ihre Gesichter sehr durch Anmalen mit rother und schwarzer Farbe und tragen immer Speer und Keule. Anfangs erschrak ich sehr bei ihrem Anblick, nun aber bin ich dessen schon gewohnt. Sie haben auch Pulver und Flinten; diese Gegenstände und Tabak sind stets Ziel ihrer Forderungen. Alle Eingeborenen sind nackt, mit Ausnahme eines kurzen Röckchens von Gras, welches die Frauen tragen. In der That, wäre nicht Gott allmächtig, so könnte man fast die Hoffnung sinken lassen, auf diese Leute irgendwie einwirken zu können. Mädchen lieben große Glasperlen sehr und bedecken sich, wenn sie so viel haben, den Hals ganz damit; in den Ohrläppchen tragen sie große Ringe von Schildpatt. Zwei oder drei kleine Mädchen habe ich soweit gebracht, daß sie zu mir kommen, ich lehre sie nähen und singen; aber ehe wir ihre Sprache nicht bemeistert haben, kann unsere Nützlichkeit nur gering sein. Wir haben schon eine gute Zahl von Worten und Sätzen gelernt und hoffen mit Gottes Hülfe, in nicht zu ferner Zeit von Dem reden zu können, was zu ihrem ewigen Heile dient.

Die Bay von Port Resolution ist sehr schön; ich glaube, ich sah nirgends einen schöneren Fleck Erde. Alles erfreut das Auge, ausgenommen der Mensch. Unser Haus steht am oberen Ende der Bay, auf demselben Grund, von dem Dr. Turner vor 15 Jahren fliehen mußte. Bei Springfluthen kommt die See unsrer Thür bis auf wenige Ellen nahe.

Mr. Copeland ist jetzt bei uns, wird aber in der nächsten Zeit uns verlassen, um Mr. Mathieson, der kränklich ist, auf seiner Station zu helfen. Da die Regenzeit begonnen hat, so werden wir vor 3 bis 4 Monaten kaum Gelegenheit haben, Briefe zu erhalten, oder abzusenden und doch sehne ich mich so nach Kunde von Euch. Schon neun Monate sind es, daß ich Euch und das schöne Schottland verließ! Was wird Alles geschehen sein, bis ich Euch dort wiedersehen kann!

Mein Mann und ich sind wohl, fühlen aber die große Hitze sehr. Ein glückliches neues Jahr Euch Allen, Ihr meine Geliebten! Ich schreibe in fliegender Eile, da ein Schiff gekommen ist, daß den Brief mitnimmt. Schreibt mir viel und von Allen, denn meine Liebe zur Heimath ist groß, auch in der Ferne! Mit Grüßen für Euch Alle

bin ich Eure liebende Tochter

Mary Ann Paton."

Die letzten Worte der Sterbenden waren:

„O wäre doch meine liebe Mutter hier! Sie ist eine so gute Mutter! ein Juwel unter den Müttern!"

Als sie sah, daß Mr. Copeland in der Nähe stand, sagte sie:

„Denken Sie nicht, Mr. Copeland, daß ich es bereue, meine Mutter verlassen zu haben und hierher gekommen zu sein. Wenn ich mich heute dazu entschließen sollte, ich würde es ohne Bedenken wieder thun, ja, von ganzem Herzen! Aber manchmal fühlt man das Getrenntsein doch schmerzlich."

Bald darauf legte sie ihre Hand in die meinige und sagte:

„J. C. schrieb einst, daß junge Christen unter den ersten Eindrücken glauben, jedes Opfer für Jesus bringen zu können; er halte es nicht für sicher, bis sie geprüft worden seien. Ich, fügte sie mit großem Nachdruck hinzu, ich glaube, daß sie es können!"

Ganz plötzlich sagte sie: „Nicht verloren, aber vorangegangen zum Herrn!" und hauchte den letzten Athem aus! Mein Herz ist von diesen Worten und dem Ton, in dem sie gesprochen wurden, bis zu dieser Stunde erfüllt!

Seit ich mit ihr vereinigt war, hatte ich oft ein sonderbares Vorgefühl von baldiger Trennung gehabt. Vielleicht bin ich nicht der Einzige, der mit solchen sündhaften Gefühlen kämpft, daß das, was uns so kostbar, so beseeligend erscheint, uns genommen werden wird! Unser kurzes Beisammenleben war wolkenlos und glücklich; ich fühlte den Verlust in jenem dunklen Lande tiefer, als es sich vorstellen läßt. Es war sehr

schwer Ergebung zu erringen, so allein in so sorgenvollem Leben. Aber im Bewußtsein, daß Gott zu weise ist, um zu irren, zu liebend, um Etwas zuzulassen, das uns schadet, sah ich immer wieder zum Herrn um Hülfe empor und versuchte seinen Auftrag zu erfüllen. Ich maße mir nicht an, in das Geheimniß der göttlichen Führung zu blicken, wenn er Diejenigen abruft, die in der Fülle der Jugendkraft und Leistungsfähigkeit stehen und die wir hier noch für sehr nöthig halten; das aber weiß ich mit Sicherheit aus der Zeit meiner Prüfungen, daß es uns Allen gebührt, den Herrn Jesus zu lieben und ihm zu dienen, damit wir für den Ruf zu Tod und Ewigkeit allezeit bereit sind.

Siebentes Kapitel.

Missionsblätter aus Tanna.

Aus den ersten Berichten, welche unseren Auftraggebern in der Heimath von Mr. Copeland und mir gemeinschaftlich gesandt wurden, entnehme ich Folgendes:

Wir fanden in den Tannesen nackte, ganz bemalte Wilde, erfüllt von vielerlei heidnischem Aberglauben und heidnischer Bosheit. Sie sind außerordentlich unwissend, lasterhaft, ihren Gebräuchen blind ergeben und fast ohne eine Spur von Zuneigung für ihre Familien. Die Einwohner von Port Resolution sind durch den Verkehr mit Weißen nicht besser, sondern schlechter geworden, da sie deren üble Gewohnheiten und Laster rasch angenommen haben. Man muß sich dieser Landsleute in der Seele schämen, die als Pioniere des Handels diese fernen Inseln besuchen, um Sandelholz zu erhalten. Die armen Eingeborenen werden von ihnen bedrückt und im Handel betrogen, ja beraubt und wenn sie den kleinsten Widerstand leisten, ohne Bedenken von ihnen niedergeschossen. Selten vergehen ein paar Monate ohne solche Vorfälle und es ist nur natürlich, daß sie alle Weißen hassen, Rache gegen sie üben und am liebsten keinen Einzigen auf ihrer Insel landen sehen möchten. Hoffentlich wird unser Einfluß auch nach dieser Richtung hin günstig sein.

Wir hörten bald auf, der Gegenstand ihrer Neugierde zu sein, wie im Anfang; dafür aber begannen ihre Listigkeit und Habgier sich zu zeigen. Die Häuptlinge, die zuerst gutwillig den Platz zur Ansiedlung verkauft hatten, vereinten sich und

gaben uns für die festgesetzte Bezahlung nur die Hälfte desselben. Als wir anfingen ihn einzuzäunen, verboten sie es und bedrohten unsere Gehülfen aus Aneityum und uns mit dem Tode, falls wir mit dieser Arbeit fortführen. So unterließen wir sie, um wo möglich jeden Anlaß zum Streit zu vermeiden. Dann vertheilten sie die Brodbäume des gekauften Platzes unter sich und verlangten, da wir die geforderten Preise unmöglich bezahlen konnten, daß wir mit dem Leben für dieselben einstehen sollten; jede Beschädigung sollte an uns gestraft werden. Die Leute wurden mit jedem Tage unvernünftiger, so daß unser Leben schon damals jeden Augenblick gefährdet war. Zu dieser Zeit erschien ein Schiff im Hafen, von dessen Kapitän ich solche Dinge kaufte, welche sie als Bezahlung für die Bäume verlangten; nun hoben sie den „Tabuh", den Bann, auf, in den sie uns gethan hatten und es schien eine Zeit lang, als wären sie nun zufriedengestellt. Es war dies eigentlich die dritte Bezahlung, die wir für das gekaufte Land leisteten; wir waren uns wohl bewußt, daß dies Nachgeben unsererseits gefährlich sei und sie nur um so gieriger machen werde; aber ganz auf uns selbst angewiesen, mußten wir die Leute zu versöhnen und unser Leben zu erhalten suchen, wenn es irgend mit der Ehre des Christen vereinbar war.

Bald nachher kam große Dürre über das Land und schadete ihren Yams und Bananen sehr. Natürlich waren wir die Schuld dieses Unglücks! Von weit und breit versammelten sich die Insulaner zur Berathung und beschlossen, daß, wenn nicht bald und genügend Regen käme, sie uns ermorden würden. Diesen Beschluß überbrachte uns am nächsten Morgen der Häuptling Nouka in Begleitung des Kriegshäuptlings Miaki; sie fügten bei, daß auch Nouka mit uns sterben sollte, weil er uns schütze.

„Bittet Euren Gott um Regen und geht nicht aus Eurem Hause; Ihr seid in der größten Gefahr, wenn der Kampf ausbricht und wir mit Euch!" mit diesen Worten verließen sie uns.

Aber all' diese Freundlichkeit und Schutzbereitschaft war nur Maske! Waren doch die Beiden, im Glauben des Volkes und vielleicht auch in ihrem eigenen, „Herrn über Sonnenschein und Regen" und es kam gerade für sie sehr gelegen, daß sie die Wuth des Volkes von sich auf uns lenken konnten und wie immer sie uns gegenüber sprechen mochten, so hatten sie ihre Untergebenen nur mehr und mehr gereizt. Der ewig Barmherzige sandte uns Hülfe: als wir uns am Sonntage zum Gottesdienst vereinigten, begann der Regen zu fallen und zwar so ausgiebig, daß alle Wünsche erfüllt waren. Die Insulaner versammelten sich aufs Neue und beschlossen, uns bis auf Weiteres am Leben zu lassen, da unsere Gebete zu unserem Gott ihnen Rettung gebracht hätten.

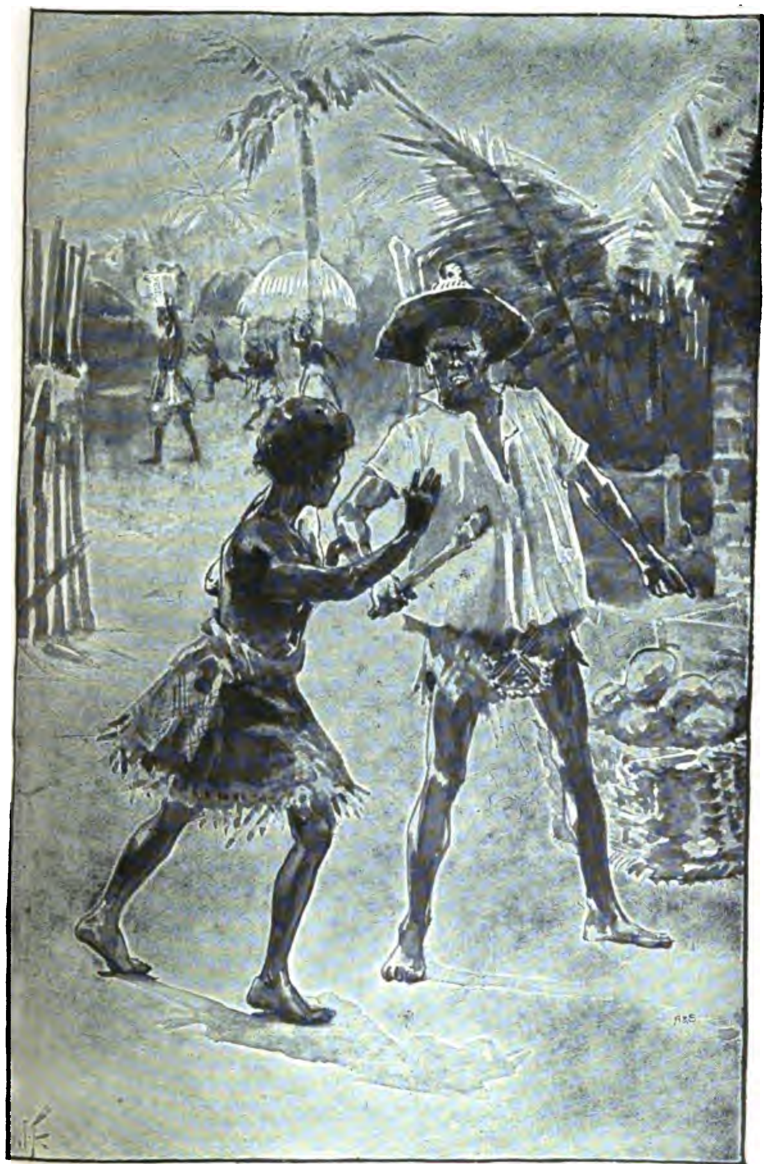
Aber nun hatten die heftigen, langen Regengüsse Fieber und andere Krankheiten im Gefolge und alsbald waren wir auch hiervon die Ursache. Orkanartige Winde, obgleich so häufig auf den Inseln, gaben vermehrten Grund zum Zorn über die Missionare und von Neuem wuchs die Gefahr täglich. Das Leben unter einem so von Aberglauben erfüllten und verfinsterten Volke, das jeden Augenblick von andern Vorurtheilen und Leidenschaften hingerissen wird, ist voll der traurigsten Erfahrungen.

Am 6. Januar 1860 kam während eines starken Sturmes ein großes Schiff in den Hafen und scheiterte, indem es auf Felsen geworfen wurde. Der Kapitän desselben, allgemein nur „der dicke Hays" genannt, seine Frau, die ihrem Mann in Sydney davon gelaufen sein sollte, sowie die ganze Mannschaft betrugen sich so schamlos auf der Insel, daß uns das angerechnet wurde, da sie Weiße waren wie wir. Wehren konnten sich die Eingeborenen gegen die vielen stark und gut bewaffneten Leute nicht; die Rache sollte die Missionare treffen, äußerten sie überall und laut genug.

Unter sich waren die verschiedenen Stämme in fast fortwährenden Kriegen; da jeder Häuptling that, was ihm gefiel, aber nicht seinen Nachbarn, mußten immer wieder die Waffen

entscheiden. Schlachten mehr gegen das Innere zu, wechselten mit solchen am Hafen und anderen in unsrer nächsten Nähe. Im Verhältniß zu der wilden Wuth, mit der sie kämpften, gab es nicht sehr viele Todte; desto mehr Verwundete. Außer bei diesen scheußlichen Siegesmahlen verzehrten sie ihres Gleichen auch in Verbindung mit den Gebräuchen, die sie zu Ehren ihrer Götter übten. Man hat mir wiederholt gesagt, daß die Gier der Kannibalen nach der entsetzlichen Speise bis zu solchem Grade steigen kann, daß sie, wenn es eben keine besiegten Feinde oder Opfer für ihre Götter giebt, sie Gräber kürzlich Verstorbener öffnen, um sich zu befriedigen. Zwei solche Fälle wurden mir schon bald nach unsrer Ankunft gemeldet. Einmal war der große Nouka ernstlich erkrankt; um ihn zu retten, opferte man drei Frauen dem entsetzlichen Gebrauche. Obgleich die Eingeborenen bald suchten Derartiges vor uns, die es so streng verboten, zu verbergen, kamen uns doch eine Menge Fälle zu Ohren, obgleich natürlich die meisten uns gewiß verborgen blieben.

Auf allen Neuhebriden, ganz besonders aber auf Tanna, waren die Frauen die mit Füßen getretenen Sklavinnen der Männer. Das Weib hat alle, auch die härteste Arbeit zu verrichten, sie hat die schwersten Lasten zu tragen, während der Mann mit Flinte oder Keule und Speer hinter ihr geht. Ist sein Zorn durch sie gereizt, so mißhandelt er sie aufs Grausamste. Selbst wenn die Frau unter seinen Händen, oder bald nach der Gewaltthat stirbt, so nimmt Niemand Notiz davon, ebenso wenig wie es Einem einfallen würde, der so übel Behandelten zu Hülfe zu kommen. Um die Pflege der Kinder kümmert man sich so wenig, daß es mir ein Wunder scheint, daß nicht alle sterben. Sobald sie irgend auf den Füßen stehen können, überläßt man sie sich selbst; daher natürlich so wenig Liebe zu den Eltern, daher die Grausamkeit gegen die Alten, welche nicht mehr arbeiten können. Man überläßt diese fast allgemein dem Hunger und der Noth, ja man entledigt sich ihrer in noch directerer Weise.



„Auf allen Neuhebriden waren die Frauen Sklavinnen der Männer.“ Seite 76.

Die Erziehung eines Knaben besteht hier darin, daß sein Pfeil und sein Speer nie ihr Ziel verfehlen, daß seine Keule und sein Tomahawk wuchtig niederfallen. Kann er Flinte und Revolver haben, so wird er auch für deren Gebrauch abgerichtet. Er begleitet Vater und Brüder in alle Kämpfe und wird da in alle Grausamkeiten und Begierden eingeführt, die er kennen und üben muß, ehe er von den Uebrigen als Mann in den Stamm aufgenommen wird. Die Mädchen müssen mit der Mutter ihre Felder bebauen, das Material zur Umzäunung derselben holen, bearbeiten und aufrichten; außerdem scheinen sie dazu da zu sein, sich von Männern und Knaben herumstoßen und schlagen zu lassen.

O wie traurig, wie niedrig und entwürdigt ist die Lage der Frau überall dort, wo Christus nicht gepredigt wird, oder wo, wenn es geschieht, man ihn doch unbeachtet läßt! Es ist der Christus, wie ihn die Bibel uns bringt und erkennen läßt, dessen Geist die Menschheit gehoben, die Frau aus dem Zustande der Sklavin gerissen und sie zur Freundin und Gehülfin des Mannes gemacht hat.

Die Tannesen hatten zwar eine Art Wocheneintheilung, aber natürlich keinen Sonntag. Nachdem wir etwa ein Jahr auf der Insel gewesen waren, wurde unser Morgengottesdienst von etwa zehn Häuptlingen besucht, die etwa ebensoviel Personen mitbrachten. Nach Beendigung der Feier aber verlebten sie den Tag wie jeden andern. Auf einigen der nördlicheren Inseln hatten die heidnischen Bewohner einen abgesonderten Tag, wovon ich mich selbst überzeugte. Zwei Mal warfen wir dort die Anker aus, sahen aber keinen Einzigen der Eingeborenen, weil sie „ihren Sonntag" hatten; sie kamen erst am andern Morgen zum Vorschein. Einige der Tannesen sprachen etwas englisch; es waren dies die schlechtesten Leute von Allen, da sie mit den Worten auch die elenden Gesinnungen der Sandelholzhändler angenommen hatten. Da diesen daran lag, die Wilden so unwissend zu erhalten als möglich, um sie nach wie vor ausbeuten zu können, so haßten

auch sie uns natürlich und es war ihnen ein Leichtes, die Feindschaft gegen uns in den mißtrauischen Leuten stets neu anzufachen.

Nach unserm Gottesdienst besuchten wir, selbst ehe wir viel mit den Leuten sprechen konnten, die umliegenden Dörfer, um die Bewohner kennen zu lernen und ihnen in mancher Noth, wo möglich, zu helfen. Wirklichen Fortschritt konnten wir natürlich erst erwarten, wenn wir die Sprache beherrschten. Wir unterschieden bald, daß in zwei, durchaus nicht gleichen Redeweisen gesprochen wurde. Wir wählten zum Studium jene, welche um uns her gebraucht und die bis zu der zweiten Station, in Kwamera, verstanden ward. Mit Gottes Hülfe und emsigem Fleiß dauerte es nicht allzulange, bis wir über Sünde und die Erlösung durch Jesus Christus zu ihnen sprechen konnten.

Nach und nach hatten die beiden Stationen zwölf „Lehrer“ aus Aneityum zur Hülfe bekommen; natürlich hatten diese weder Schulen noch Bücher, denn die Sprache hatte noch nie ein Schriftzeichen gehabt. Die Arbeit der Lehrer, die als von einer nicht fernen Insel stammend den Leuten rascher bekannt wurden, bestand darin, ihnen Alles, was sie selbst vom Heiland wußten, mitzutheilen, vor Allem aber auch durch ihre guten Sitten, ihre ganz veränderte Lebensführung als Beispiel zu dienen. Gewöhnlich werden diese „Lehrer“ dem neuankommenden Missionar vorzüglich zur Verständigung mit den Einwohnern beigegeben; auf dem bisher fast nicht betretenen Boden von Tanna mußten auch sie erst die Sprache lernen. Da nicht nur auf jeder Insel anders gesprochen wird, sondern auf mancher, wie eben in Tanna, die Eingeborenen des Nordens die des Südens nicht verstehen, so erschwerte dies selbstverständlich unsere Arbeit und forderte mehr Zeit, als wir gedacht hatten.

Eines Tages war die Nachricht gekommen, daß auf der Insel Erromanga drei Weiße und mehrere Eingeborene, welche für die Sandelholzhändler gearbeitet hatten, erschlagen worden



Schlichtung eines Streites. Seite 79.

seien. Alle erzählten es und die Häuptlinge kamen zusammen, um zu berathschlagen. In solchen Versammlungen pflegen sie Kava zu trinken, welches anfangs die Wirkungen des Branntweins, später die des Opiums entwickelt. Erregt von der erwähnten Nachricht, tranken sie mehr als sonst und lagen Abends in gänzlicher Betäubung im Dorfe und dessen Umgebung am Boden. Feinde aus dem Innern der Insel kamen in der Dunkelheit heran, tödteten einen dieser hülf- und bewegungslos Daliegenden und nun begannen die Kämpfe zwischen den Stämmen aufs Neue.

Miaki, der Kriegshäuptling, ließ am andern Morgen einen entsetzlichen Lärm auf dem „Conch" machen, welches Zeichen alsbald alle seine Untergebenen herbeirief. Sie stürmten fort, wurden wieder ins Dorf geworfen, drangen wieder vor und erschöpften zuletzt ihre Wuth in geringen, schreiend geführten Unterhandlungen, von denen die Töne bis zu uns drangen. Dann trat Ruhe ein; die feindlichen Häuptlinge kamen zu mir mit der Bitte, die Verwundeten zu verbinden. Als ich es gethan, bat ich so gut ich es damals konnte, sie möchten sich versöhnen und sie thaten es scheinbar gutwillig. Als ich nach einiger Zeit für 14 Tage nach Aneityum ging, brach jedoch der Kampf wieder aus, bei dem Mehrere getödtet wurden.

Ungefähr zur Zeit, da ich meine liebe Frau verlor, erkrankte mein Gefährte Mr. Mathieson auf seiner Station und mußte in einem Zustande nach Aneityum befördert werden, der seine Auflösung nahe scheinen ließ. Auch dies Ereigniß hatte auf die Eingeborenen die schlechteste Wirkung, vermöge ihrer abergläubischen Begriffe von Krankheit und Tod. Wir hatten allen Grund von ihrer Erregung auch für meine theuren Gräber zu fürchten, die wir deshalb genau bewachen mußten. Zum Unglück erkrankte auch noch ein Lehrer, der den kranken Missionar gepflegt hatte, und starb auf jener Station. Er war vorher bei mir gewesen und sagte kurz ehe er entschlief:

„Ich werde meinen lieben Missi nicht mehr sehen! Sagt ihm, daß ich glücklich sterbe, denn ich liebe Jesus sehr und gehe nun zu ihm.“

Die Insulaner kamen nun zu mir und fragten mich in heftigem Tone um die Ursache dieser Unglücksfälle. Da vernünftige Erklärungen nichts nützten, drehte ich den Spieß um und frug, ob sie selbst nicht Schuld an Allem seien. So unglaublich es klingt, diese Frage machte sie stutzen und sie entfernten sich. In wiederholten Versammlungen beriethen sie die Sache, kamen dann zu mir und sagten:

„Wir geben Euch keine Schuld, aber Ihr dürft auch uns nicht anklagen. Wir glauben, daß Einer des Stammes, die im Walde wohnen, ein Stück von Etwas, das wir gegessen und übrig ließen, gefunden hat. Er hat es dem bösen Geiste im Vulkan gegeben und der bringt all' das Elend über uns.“

Ein anderer Häuptling vertheidigte sich so:

„Karapanamun, der Anruman oder der böse Geist von Tanna, den wir Alle fürchten und anbeten, verursacht all' das Uebel. Er weiß, daß wenn wir Euch folgten und Euren Jehova anbeten, wir ihn nicht mehr fürchten würden, daß wir ihm nicht mehr das Beste von Allem brächten, wie unsere Väter und wir es stets gethan haben. Er ist zornig über Euch und über uns.“

Eine kurze Zeit scheinbarer Ruhe folgte nun, bis Nowhat, ein Häuptling höchsten Ranges aus Aneityum, den die Bewohner von Tanna sehr hoch hielten, uns besuchte. Als er sehr bald nach der Heimkehr starb, wurden die Tannesen aufs Neue wüthend gegen uns und erklärten rund heraus, wenn wir die Insel nicht verließen, würden sie uns alle ermorden. Von unserer Gefahr unterrichtet, wurde Nowhats Bruder zu uns geschickt, um die Leute zur Ruhe zu überreden. Nach zwei Tagen schon erkrankte auch dieser und konnte nichts ausrichten! Nun war ja der Beweis geliefert, daß wir all' das Unglück verursachten! Alles sei gesund auf der andern Seite der Insel, nur wo wir lebten, sei Alles dem Tode geweiht. Versammlung folgte auf Versammlung und selbst ein Bund



„Wer Missi tödten will, muß zuerst mich tödten.“ Seite 81.

mit feindlichen Stämmen ward geschlossen, dessen Besiegelung Menschenopfer zu den Festlichkeiten forderte. Wiederholt kamen Frauen Zuflucht suchend in das Missionshaus; wir konnten die ihnen folgenden Männer nur anflehen um Gnade für die zitternden unglücklichen Weiber; Schutz zu gewähren lag außer unserer Macht.

Unser Untergang ward in vielen Versammlungen beschlossen, aber Gott gab selbst heidnischen Herzen Barmherzigkeit ein. Der alte Nowar, der Häuptling, unter dem wir lebten und Arkurat, sein erster Gehülfe, warnten uns und vereitelten nicht nur jeden Plan, sondern widersetzten sich offen den Beschlüssen der Uebrigen. Das aber hatte zur Folge, daß Nowar und sein Anhang unser Schicksal theilen sollten, ja daß auch ein Europäer, der seit Kurzem Tanna bewohnte und Handel trieb, dem Tode verfallen müsse, damit Niemand übrig bleibe, der die That verrathen könne. Wieder waren sie beisammen, hielten wüthende Reden, als unter einer plötzlichen Eingebung, die sicher vom Gott der Barmherzigkeit kam, ein Kriegshäuptling, der bisher geschwiegen hatte, aufstand und seine Keule furchtbar schwingend und dann sie auf die Erde stoßend ausrief: „Wer Missi tödten will, muß zuerst mich tödten; wer die Lehrer umbringt, muß vorher mich und meine Leute erschlagen, denn wir wollen sie mit unserm Leben vertheidigen!“ Als noch ein zweiter angesehener Häuptling sich ihm angeschlossen hatte, ergriff Furcht die Versammlung und sie löste sich auf. Es war dieses Auftreten um so mehr erstaunenswerth, als gerade diese Beiden, ziemlich weit im Innern wohnend, als Zauberer verehrt wurden und in uns ihre schlimmsten Feinde sahen. Allerdings hatte ich dem Bruder des ersten Häuptlings die Wunden verbunden und er war von denselben genesen; aber ich lege auf die Thatsache nicht allzuviel Gewicht. Es war der Herr, der für uns eintrat mit seinem Schutze, den wir in innigsten Gebeten auf den Knieen liegend, während man über unser Schicksal beschloß, angerufen hatten.

Aber nur nach und nach legte sich die Erregung, von

der die armen Frauen viel zu leiden hatten; die Zornigen schlugen sie beim geringsten Anlaß furchtbar. Ich sprach bei jeder Gelegenheit dagegen und verurtheilte das Betragen hart, aber wie zum Hohn prügelte ein Mann seine Frau gleich darauf vor meinem Hause. Meine Einmischung bestrafte er am nächsten Tage dadurch, daß er mit einer bewaffneten Bande erschien, um mich zu tödten. Ich ging ihm entgegen, stellte ihm aufs Neue sein großes Unrecht vor und hatte die Freude, daß er ruhig wurde; er entfernte sich mit dem Versprechen, seine Frau menschlich zu behandeln. Auf den Herrn vertrauend setzte ich zunächst Alles daran, dies Schlagen der Frauen und das Erwürgen der Wittwen abzuschaffen. Nach und nach gewann ich zehn Häuptlinge, die Beides ihren Stämmen verboten und auch die nicht nothwendige Arbeit am Sonntag untersagten. Leider aber war die Macht der Häuptlinge in Dingen, die nicht den Krieg betrafen, nicht eben groß und allzuviel durfte ich davon nicht hoffen, da ein Häuptling mir buchstäblich sagte: „Wenn wir die Frauen nicht schlagen, so arbeiten sie nicht! Sie gehorchen nur, wenn sie unsere Macht fühlen; wenn nichts helfen will, so schlachten wir zwei oder drei, dann halten die Uebrigen Ruhe!“

Alle Beweise, wie grausam es sei und wie es die Armen für Tage unfähig zur Arbeit mache, halfen nichts; die stete Antwort auf meine Bitten, es mit Güte zu versuchen, war: „Tannesische Weiber vertragen Güte nicht!“ Um ein Beispiel zu geben, ging ich mit den Lehrern und ihren Frauen stets in den Wald, um uns Holz zum Feuer zu holen; wir trugen selbst die schwersten Lasten und überließen den Frauen nur, was sie ohne Anstrengung fortbringen konnten. Den Begegnenden erklärte ich dann, daß Christen ihre Frauen und Schwestern so behandelten, und daß diese sie dafür liebten und gern für sie die Arbeiten thäten, für die sie geeignet seien. Dies half mehr als alle Worte, sie wenigstens dazu zu bringen, zu sehen, daß unsere Lehre vom Heiland die Menschen gütiger nnd glücklicher mache.



Durch Beispiel lehrend. Seite 83.

Als wieder ein Krieg ausgefochten war, gelang es mir, zwanzig Häuptlinge zu gewinnen, unter sich einen Bund zu schließen und zu versprechen, daß Keiner von ihnen Krieg beginnen wolle, und daß sie nur zur Vertheidigung der Ihren kämpfen wollten.

Um diese Zeit kamen verschiedene Männer regelmäßig Abends zu mir, um sich zu belehren, die entweder sich schämten, oder sich fürchteten, das Missionshaus bei Tage zu betreten. Erst wenn Thür und Fenster fest geschlossen waren, ließen sie sich nieder, blieben dann aber Stunden und legten mir Fragen über unsere Religion und ihre Gesetze vor. Ein alter Mann sagte mir: „Ich würde gern ein Awfuaki, d. h. ein Christ, wenn mich nicht Alle auslachen würden! Das könnte ich nicht ertragen!"

„Es fehlt nicht viel" ... Aber ehe Ihr ihn tadelt, bedenkt, wie Viele in christlichen Ländern leben und sterben, ohne weiter zu kommen als dieser!

Als die Frau eines Häuptlings gestorben war, beschloß dieser, ihr ein christliches Begräbniß zu veranstalten. Er hatte sich weißen Baumwollstoff gekauft, in den die Leiche gehüllt werden sollte und kam zu mir, um Band zu erbitten, welches der Händler nicht hatte. Ich bot ihm an, bei der Beerdigung mit ihm zu beten, doch lehnte der Mann dies ab, mit der Begründung, daß dann Niemand kommen werde, während er wolle, daß alle Tannesen dieser ersten Begräbnißfeier beiwohnen sollten. Dem alten Nowar, der sich längst zu mir hielt, erlaubte er, am Grabe ein Gebet zu sprechen. Es waren wunderbare Empfindungen, die mich bei dieser Kunde durchzogen: ein Heide, dessen Glaube noch schwach, dessen Vorstellungen noch vielfach vom Aberglauben getrübt waren, rief am Grabe einer Heidin den wahren Gott an! Es war die Lehre der Auferstehung, welche diese Armen zunächst am meisten anzog; die Menge der wunderlichsten Fragen in dieser Richtung ließ darüber keinen Zweifel. So wechselten Muthlosigkeit und Hoffnung in Beziehung auf Erfolg in uns und wo wir konnten,

erzählten wir den Armen vom Heiland und der göttlichen Liebe, die Erbarmen mit Allen habe und Allen Erlösung schenken wolle, die Jesus lieben und an ihn glauben.

Aber es war oft schwere Arbeit, schwerer gemacht durch die Verstellung, die Verlogenheit und hervorragenden Diebssinn, Eigenschaften, welche fast Alle kennzeichneten. Ihre Geschicklichkeit im Stehlen war erstaunlich. Fiel ein Messer, eine Scheere oder dergl. zur Erde, so setzte der Tannese, während er mich fest ansah, seinen Fuß darauf, dessen Zehen die Beweglichkeit der Finger haben. Wie mit dem Daumen konnten die Leute solche Gegenstände mit der großen Zehe festhalten; sie entfernten sich mit der unschuldigsten Miene von der Welt mit dem Gegenstand. Andere steckten das, was sie aus meinem Zimmer mitnahmen, in die zahllosen, wie Peitschenschnüre geflochtenen Zöpfchen ihres dichten Haares, während noch Andere sich nichts daraus machten, was ihnen begehrenswerth schien, offen vor meinen Augen davon zu tragen. Bei den Meisten ward nicht der Diebstahl als Vergehen angesehen, wohl aber die Ungeschicklichkeit der Ausführung, die zur Entdeckung führte. Eines Tages nach lange dauernden Regengüssen, die Alles im Missionshause durchfeuchtet hatten, bewachten die Lehrer, ihre Frauen und ich selbst unsere Bettstücke, die wir an die Sonne zum Trocknen gebracht hatten. Plötzlich erschien athemlos vom raschen Laufe Miaki, der Kriegshäuptling und rief: „Missi, kommt schnell, ich brauche Rath!“ Er rannte in meine Wohnung, ich folgte ihm, aber ehe er noch ein Wort hatte sagen können, hörte ich die Frauen nach mir rufen. Als ich hinaus kam, sah ich Miakis Leute im nahen Walde verschwinden und meine Decken, Leintücher u. s. w. waren fort. Das Alles hatte nur ein oder zwei Minuten gedauert; und in solcher Zahl waren die Leute herbeigestürzt, daß von einer Abwehr seitens der Wache Haltenden keine Rede sein konnte. Miaki schlug einen Moment die Augen wie beschämt nieder, dann schwang er wüthend seine Keule nieder und rief: „So will ich diese Kerle bestrafen! Sie sollen Alles zurückbringen!“

Er mochte erwarten, daß ich ihm dies untersagen werde, da ich bei jeder Gelegenheit die Kämpfenden zur Ruhe zu bringen suchte. Ich sagte, daß, wenn ich im Geringsten an seine Rechtlichkeit glauben solle, er uns die so nothwendigen Gegenstände verschaffen möge. Er verließ mich, natürlich nur um seinen Antheil des Raubes zu erhalten. Da er sich längere Zeit von mir fern hielt, hoffte ich darin doch noch einen Funken von Gewissen erblicken zu dürfen; als ich ihn später sprach, versicherte Miaki, nicht ein Stück gefunden zu haben. Natürlich war das eine Lüge d. h. in den Augen dieser Armen eine Tugend, wenn nämlich dieselbe ihren Zweck erreichte, oder ihn doch zu erreichen schien.

Einst in einer recht dunklen Nacht hörte ich, wie eine Bande meine Hühner und einige meiner Ziegen, von deren Milch ich größtentheils lebte, stahl. Ich hatte diese Thiere und das Geflügel für Aexte, Messer und Kaliko von den Insulanern gekauft und es mochte ihnen weniger darum zu thun sein, dieselben wieder zu erhalten, als um mein Erscheinen unter ihnen in totaler Finsterniß, wo man nicht mit Genauigkeit hätte feststellen können, wer mich erschlagen habe.

Da kein Kamin im Hause war, obgleich ein wärmendes, trocknendes Feuer in der Regenzeit oft wünschenswerth war, stand ein Häuschen nahe, auf dessen Heerd meine Speisen bereitet und wo die Geschirre aufbewahrt wurden. Auch dieser Raum ward eines Tages total ausgeleert. Alles Toben des Häuptlings brachte kein Stück zurück! Da ich zum mindesten des Wasserkessels bedurfte, um nicht zu verhungern, bot ich eine Wolldecke für diesen an. Kein Geringerer als der Kriegshäuptling Miaki brachte ihn, doch fehlte der Deckel! Der sei auf der andern Seite der Insel und um keinen Preis zu bekommen, da jener Stamm ihm nicht unterthan sei. Ich war schon glücklich über den nun offenen Kessel und machte meine Betrachtungen darüber, wie selbst das Leben von einer solchen Kleinigkeit abhängen kann.

Ganz ohne die Macht, mich zu widersetzen, ließen die

Lehrer und ich Alles über uns ergehen; wir trugen es gern im Dienste unseres Herrn. Die Hoffnung verließ uns nicht, daß diese Armen in uns Freunde und Helfer sehen würden, sobald es uns gelänge, sie Jesus erkennen und lieben zu lehren. Aber trotz unsrer Ergebung gab es manche harte Probe für dieselbe, veranlaßt durch die bei jeder Gelegenheit an uns verübten Grausamkeiten.

Eines Morgens kamen Leute gerannt mit den Worten: „Missi, Missi, ein brennendes Schiff oder ein Gott kommt über das Meer! Es sind keine Flammen zu sehen, aber Rauch wie aus dem Vulkan! Was ist es? Ein böser Geist oder ein brennendes Schiff?“ Den Ersten folgten Andre und Alle waren in großer Angst. Ich erwiderte: „Ich kann nicht gleich hingehen, sondern muß meine besten Kleider anziehen. Es wird eines der großen Kriegsschiffe meiner Königin Victoria sein; den Kapitän muß ich voll Ehrfurcht empfangen; er wird fragen, wie Ihr mich behandelt, ob Ihr mich bestehlt und mir nach dem Leben trachtet, oder ob wir Freunde sind.“

Diese Worte gaben zu lebhaftem Gespräche und vielen Fragen auch von Seiten der Häuptlinge Anlaß, die mich inständig baten, alles Vorgekommene zu verschweigen. „Wenn der Kapitän mich fragt, muß ich wahr reden.“ „Wird er fragen?“ „Ich glaube ja!“ „Missi, sagt ihm nichts, sagt ihm nichts! Ihr sollt gleich Alles wieder erhalten und Niemand soll Euch je etwas wieder nehmen.“

Und fort liefen Alle, um in Kurzem mit einer Menge Sachen zurückzukehren. Als ich aus meinem Zimmer trat, sollte ich sagen, ob das Alles sei, was ich vermisse, was ich natürlich nicht wissen konnte. Aber ich freute mich der zauberhaften Macht, welche der kommende Kriegsdampfer auf die Häuptlinge ausübte, die früher nie einen Dieb hatten finden können und ließ Alles, was gebracht war, ins Haus tragen.

„Ich sehe den Deckel meines Theekessels nicht,“ sagte ich einen Blick auf das bunte Durcheinander werfend.

„Ihr sollt ihn morgen haben, Missi, er ist auf der anderen Seite der Insel! Aber sagt dem fremden Mann es nicht!“

„Ich bin froh, daß Ihr soviel gebracht habt“, sagte ich; „wenn Ihr drei Häuptlinge Nouka, Miaki und Nowar nicht vor ihm davon lauft, wird er Euch wohl nicht strafen. Bleibt Ihr und Eure Leute fern und versteckt, so wird er fragen, warum Ihr Euch fürchtet und ich müßte es ihm sagen. Also bleibt bei mir und in Zukunft bestehlt Niemanden!“

„Wir sind in großer Angst, wollen aber bleiben, Missi.“

Noch jetzt fühle ich die Freude, als an jenem schönen Morgen J. M. Dampfschiff „Cordelia“, Kapt. Vernon, in unsern Hafen einlief. Letzterer kam mit zwei Booten voll Mannschaft, begleitet von einigen seiner Offiziere, alsbald ans Land und war voll Theilnahme, da er bereits in Australien Gerüchte über die Gesinnung der Tannesen gegen uns gehört hatte. Sobald die Boote nahe genug waren, um die Uniformen zu unterscheiden, rannte Miaki davon, um nach einer Weile in einem alten rothen englischen Militärrock wieder zu erscheinen, den er von einem Händler gekauft haben mochte. Er hatte die Uniform, die ihm etwas knapp war, über dem sonst unbekleideten Körper zugeknöpft; sein häßlich bemaltes Gesicht, die Unzahl von peitschenschnurähnlichen Zöpfchen verwandelten die Erscheinung, die für gewöhnlich wenigstens den Ausdruck von wilder Freiheit hatte, in ein schmutziges unbedeutendes Geschöpf. Miaki marschirte heran, als eben meine Begrüßung mit Kapitän Vernon und seiner Begleitung stattfand. Er fühlte sich als Erster in diesem Kreise und begann mit einer Miene hochmüthiger Würde die Fremden zu betrachten, deren Augen wiederum auf der zum Lachen reizenden Erscheinung ruhten.

„Wer ist denn das?“ frug der Kapitän. Nach der Vorstellung: „Dies ist Miaki, unser erster Anführer im Kriege“, flüsterte ich dem Fremden zu, daß er ein wenig englisch verstände und zwar gerade nur soviel, um gefährliche Mißverständnisse herbeizuführen. Der Kapitän murmelte also nur: „Welch' verächtliches Geschöpf!“ Worte, welche sich in Miakis Wörterbuch nicht fanden. Nach einer Weile sagte Miaki:

„Missi, da der große Häuptling, den Königin Victoria geschickt hat, nicht von allen Leuten auf der Insel gesehen werden kann, so bittet ihn, daß wir einen Speer neben seinen Füßen in die Erde stecken dürfen; wir werden, wo sein Kopf aufhört, eine Kerbe schneiden und den Speer überall hinschicken, damit Alle sehen, wie groß der Häuptling ist." Der Kapitän ließ es geschehen, worüber Freude herrschte. Tausenden wurde der Sperr gezeigt und längere Zeit bildeten „der Häuptling und sein Schiff" den Gegenstand der Unterhaltung.

Kapitän Vernons angebotene Hülfe konnte mir von meiner Arbeit gegen die gräulichen Gewohnheiten und Aberglauben der Bewohner nichts abnehmen. Jedoch ließ ich auf sein Verlangen hin alle erreichbaren Häuptlinge berufen. Am nächsten Morgen erschienen etwa zwanzig von ihnen, sämmtlich bewaffnet; sichtlich waren die meisten in großer Unruhe, als sie in meinem Hause um den Kapitän Platz nahmen, der wohl eine Stunde dazu verwendete, ihnen gute Rathschläge und Warnungen zugehen zu lassen, die uns sichern sollten. Dann lud er Alle ein, ihn auf die „Cordelia" zu begleiten. Er selbst zeigte ihnen die großen Kanonen und wie sie einem Spielzeug gleich auf Schienen sich leicht bewegen ließen. Als wir Alle auf Deck um ihn versammelt waren, ließ er zwei Schüsse abfeuern; die große Entfernung, in welcher die Kugeln ins Meer fallend es aufrührten, und der Lärm der Kanonenschüsse vermehrte sichtlich Angst und Schreck in den Leuten; als er nun aber ein Geschoß in eine Gruppe von Kokosbäumen senden ließ, als deren Aeste wie Zündhölzer zerbrachen da baten Alle flehentlich wieder ans Land gebracht zu werden. Nachdem jedem Einzelnen noch ein kleines Geschenk gegeben worden war, wurden sie entlassen. Die Eindrücke des Gesehenen wurden in lebhaften Reden den Uebrigen mitgetheilt und manche Mythe mag sich an den „Feuergott des Meeres" und an „den Häuptling der weißen Königin" in den Köpfen der Bewohner festgesetzt haben.

Um diese Zeit brachte mir das Schiff der Londoner

Missionsgesellschaft den Besuch mehrerer Missionare, die mich wenigstens für einige Zeit mitnehmen wollten, um mich erholen zu können. Aber die Furcht, nicht wieder landen zu dürfen, wenn ich einmal den Rücken gekehrt, ließ es mich ablehnen. Auch brachte dieses Schiff Holz aus Aneityum zum Bau eines Gotteshauses, so daß ich auch dieser Arbeit wegen jetzt mich nicht entfernen wollte. Auf die Wirkung der Besuche von Kapitän Vernon und der Missionare durfte ich schon bald nicht allzuviel Hoffnung setzen; die Eindrücke verwischten sich nur zu rasch. Aber wenn auch so manchmal unser Muth zur Erreichung des Ziels sinken wollte, wußten wir doch, daß Gottes Gnade hinreichend sei, auch diese finstern Herzen zu erleuchten und das hielt uns aufrecht.

Vierzehn Mal hatte mich nun die Malaria darnieder geworfen und schlimme Anfälle gemacht, deren jeder eine längere Krankheitszeit im Gefolge gehabt hatte. Der längst mir ertheilte Rath, mich in der Höhe anzusiedeln, war mir auch von Aerzten brieflich wiederholt worden und ich sah die Nothwendigkeit ein; ihn jetzt zu befolgen. Ich kaufte den Hügel, an dessen Fuß das erste Haus lag; er bot auf seinem höchsten Plateau Platz für Kirche und Missionsstation, war zwischen drei- und vierhundert Fuß hoch und da seine andere Seite nur durch einen schmalen Streifen Landes vom Meere getrennt war, bot er gesunde, von der See wohl etwas gekühlte Luft, die so frei von Sumpfmiasmen war, wie das überhaupt hier möglich ist. Ich war, durch Erfahrung klug geworden, diesmal beim Kauf sehr vorsichtig; ich berief alle Männer des Dorfes und ließ die Ansprüche der Einzelnen an die gewünschten Flächen feststellen. Ich bezahlte Alle wieder in großer Versammlung, so daß später ein Leugnen des Kaufes nicht abermals stattfinden konnte. Von einem Händler erwarb ich Deckplanken eines gestrandeten Schiffes und wollte nun ein Häuschen bauen mit zwei Zimmern und einem Vorrathsraum. Sobald es bewohnbar sein würde, wollte ich das alte Häuschen abbrechen und an das neue anfügen.

Mitten in diesen Vorbereitungen überfiel das Fieber mich wieder und zwar viel ärger als je zuvor. Als die Anfälle nachließen, war die Erholung viel langsamer als früher und es schien mir, als könnte ich überhaupt nie wieder arbeitsfähig werden. Mein treuer Aneityumesischer Lehrer Abraham und seine Frau halfen mir den Berg ersteigen auf dem allein stärkende Luft zu erhoffen war. Ich kroch mehr als ich ging und trotzdem konnte ich den Gipfel nicht erreichen; ich brach zusammen und hatte das Gefühl, der letzte Augenblick sei gekommen; von den treuen Helfern Abschied nehmend befahl ich meine Seele dem Herrn. Als ich aus langer und tiefer Ohnmacht erwachte, trugen die Beiden mich bis auf die Höhe des Hügels, bereiteten mir ein Lager aus Kokosbaumblättern und stellten einen dachartigen Schirm aus dichten Zweigen her, um mich vor der glühenden Sonne zu schützen. Nun brachten die treuen Menschen mir Kokosmilch und später ihre übliche Nahrung, als endlich nach Tagen das Bewußtsein wiederkehrte und auch blieb. Die Passatwinde, die ohne Hinderniß den Hügel bestrichen, erquickten mich und stellten mich rascher her, als ich für möglich gehalten hatte. Die Eingeborenen hatten mich wohl aufgegeben und für die eigene Gesundheit besorgt war Keiner von ihnen während der ganzen Zeit zu mir gekommen.

Während ich dann den Bau begann, waren wieder der alte Abraham und seine Frau mir Hülfe und Rettung. Meine Kräfte reichten nicht weiter, als Balken und Bretter zusammen zu fügen; Alles heraufzutragen, was nöthig war, fühlte ich mich außer Stande und sie thaten es für mich. Ich schlief während der ganzen Zeit unter den Zweigen des Schirmes, da eine Rückkehr in das ungesunde Haus mich rückfällig gemacht haben würde und doch hing das Leben davon ab, vor der Regenzeit die neue Wohnung fertig zu haben. Was Abraham, der wie seine Brüder auf Aneityum Kannibale gewesen war, mir in dieser Zeit an Hülfe und Wohlthaten geleistet hat, übersteigt jedes Lob. Bis zur äußersten Grenze

seiner Kräfte arbeitend, konnte ich ihm auch alles überlassen, Alles ihm auftragen; er war treu bis zur gänzlichen Aufopferung in jeder Arbeit! Ja, er war so ganz und gar ein neuer Mensch in Christo geworden, daß in jeder Noth, in allen Gefahren und in jenen Momenten schwerster Krankheit, da ich zum Beten zu schwach geworden, seine Gebete mich stärkten und mit Erbauung erfüllten, wie einst jene meines theuren Vaters. Kein Weißer hätte mir in meiner hülflosen Lage mehr leisten, Keiner mir furchtlosere Hingebung erweisen können!

Wenn ich die oft so hohlen Einwendungen ungläubiger Schriftsteller gegen die Mission lese, wie sie behaupten, die Bekehrungen seien werthlos und beständen in Worten und alle Bemühungen seien weggeworfen, dann erfüllt mich der lebhafte Wunsch, Jene, die so denken, nur eine Woche nach Tanna zu führen. Da sind die Naturmenschen Heiden und Kannibalen und nur der eine bekehrte Abraham ist unter ihnen, die Kranken pflegend, die Armen nährend, für Alle bestrebt, sie zu retten, — und das Alles aus Liebe zum Heiland! Ich möchte wissen, wie weniger Stunden es bedürfte, diese Zweifler einsehen zu lassen, daß der Herr lebt und daß er bei den Seinen ist bis an der Welt Ende! Ich bin überzeugt, ein Einblick in die Lage der Leute und in die Bilder des dortigen Lebens müßte alle Skeptiker Europas überzeugen, daß das Licht, welches dort in Jesu aufgegangen, und nur dieses allein, das vermochte und daß es ihm aus den Augen und den Thaten der bekehrten Kannibalen entgegenstrahlt.

Achtes Kapitel.

Weitere Missionsblätter aus Tauna.

Meine Friedenspartei, die zwanzig Häuptlinge, hielten eine Zeit lang ihr Versprechen treu; sie fingen keinen Krieg an. Als aber acht von ihnen auf dem Rückweg von Stämmen im Innern, welche sie in Frieden besucht hatten, ermordet worden waren, folgten sie ihrem Gebrauch und erklärten den Krieg. Die jungen Leute unserer Dörfer wurden dadurch so freudig erregt, wie bei uns zu Hause ihre Altersgenossen, wenn sie eine Landpartie oder sonst ein geselliges Vergnügen vorbereiten.

Die Leute in meiner Nähe riethen mir, mich für einige Zeit zu entfernen; die zu erwartenden Feinde ließen mir dagegen sagen, ich möge ruhig bleiben; gegen mich hätten sie nichts; mein Haus werde vor Brand und Plünderung besser geschützt sein, wenn ich dort sei. Ich beschloß, einen Versuch zu machen, Frieden zu stiften und ging mit Abraham und einem anderen Lehrer zu den feindlichen Stämmen. Wir kamen durch verlassene Dörfer und Pflanzungen; meinen Gefährten sank der Muth. Auch ich war in Sorge, wie es uns ergehen werde; in tiefem Schweigen und unter fortwährenden Bitten zu Gott um seine Hülfe legten wir den Weg zurück.

Lange fanden wir Niemand; plötzlich stießen wir auf den ganzen bereits versammelten Feind. Bei unserm Anblick griffen Alle zu den Waffen; ich betete mit voller Seele, nahm die beiden Lehrer ganz dicht zu mir und rief Jenen so laut als möglich in ihrer Sprache zu: „Ich grüße euch Alle, Männer

von Tanna! Fürchtet nichts; ich bin euer Freund! Ich liebe euch Alle und komme, um euch zu erzählen, was Gott will und was ihm gefällt, daß ihr thun sollt!"

Natürlich waren wir wie immer unbewaffnet; ein alter Häuptling ging mir entgegen, nahm meine Hand und führte mich mit den Worten in die Mitte seiner Leute: „Setzt euch zu mir und erzählt mir; nach und nach werden die Uebrigen auch keine Furcht mehr haben." Einige rannten sichtlich zu Tode erschreckt in den nahen Wald; Andere sprangen in wilder Freude herum mit dem Rufe: „Missi ist gekommen! Missi ist hier!" Die Aufregung wuchs von Minute zu Minute; Männer und Jünglinge, scheußlich bemalt und ihre geflochtenen Haare mit vielen zum Theil großen Federn besteckt, drängten sich von allen Seiten herbei; Frauen und Kinder lugten aus den Büschen, um gleich darauf zu verschwinden. Nachdem wir mehr als eine Stunde verhandelt hatten, willigte der Häuptling in den Frieden; die Meisten stimmten ihm bei. Es ward mir erlaubt, mit ihnen und für sie zu beten und ihnen vom Heiland zu erzählen. Als wir uns zur Heimkehr anschickten, brachten sie als Geschenk zwei Hühner, Kokosnüsse und Zuckerrohr mit dem Wunsche, wir möchten bald wieder zu ihnen kommen. Von diesem Tage an werde Keiner von uns ihrerseits angefeindet werden. Ich gab ebenfalls Geschenke, die aus Hemden und Stücken rothen Kalikos sowie aus Fischhaken bestanden, Dingen, die ihnen sehr wünschenswerth erscheinen.

Mittlerweile war unsere Abwesenheit zu Hause bemerkt und unser Plan bekannt geworden; unsere Leute hatten sicher geglaubt, daß wir bei diesem äußerst wilden Stamm erschlagen und verzehrt werden würden; als sie uns nicht nur gesund, sondern mit Geschenken beladen heimkehren sahen, trauten sie ihren Augen nicht; es war jedenfalls ein ihnen unerhört erscheinender Vorgang. Der Frieden dauerte mehr als vier Wochen, eine ausnahmsweise lange Waffenruhe, die den Yampflanzungen und den Umzäunungen zu gute kam; Beides war seit Jahren nicht so wohl bestellt worden.

So schwer es auch manchmal war, mit den Vorurtheilen und Gebräuchen der Heiden zu kämpfen, viel schwerer, viel entmuthigender war es, wenn ich dem Thun und Treiben eines Menschen entgegen treten mußte, den ich nur mit dem tiefsten Gefühl der Schande als Landsmann anerkennen mußte. Einer z. B., ein Mr. Winchester, Kapitän und Besitzer eines Handelsschiffes, trat mir gerade in dieser Zeit meine Arbeit zerstörend entgegen. Er verkaufte, wenn er auf die Insel kam, den Leuten alte Gewehre, Pulver, Zündkapseln, Kugeln u. s. w., wofür er Geflügel, Kokosnüsse, Schweine und dergleichen in Zahlung nahm, die er entweder selbst wegführte oder durch andere anlegende Schiffe los ward. Als er dies Mal kam, mochte er von seinen Waaren zur Kriegführung wenig verkauft haben; er fing nun an Pulver, Kugeln u. s. w. zu verschenken und Musketen zu verleihen. Er hetzte die Hafenbewohner geradezu in einen Kampf, der ohne jeden Grund, ohne jede Berechtigung war, nur um seine Waaren los zu schlagen! Sobald die Feindseligkeiten begonnen hatten und die geschenkten Dinge verbraucht waren, blühte sein unseliger Handel auf. Der Bösewicht ließ sich nun für ein Weinglas voll Pulver, oder für 3 bis 4 Kugeln, oder für 10 Zündhütchen ein großes Schwein bezahlen! Die armen Heiden, wieder einmal in ihre Wuth gerathen, zahlten was er wollte, nur um den Kampf fortzuführen. Ich stellte dem Elenden wiederholt seine Sünde vor und die Schande, die er auf Christenthum und Civilisation wälze; er lachte mir ins Gesicht und sagte in frechem Tone: „Friede paßt mir nicht für mein Geschäft!“ Das war ein Blick in den Abgrund menschlicher Habgier und Schlechtigkeit, der Alles verschlingen darf an Glück und Wohlfahrt Anderer, wenn nur der Zweck, Geld anzuhäufen, erreicht wird! Ich war ihm gegenüber natürlich machtlos und mußte Alles geschehen lassen, so sehr auch mein Herz blutete.

Als dieser Kampf begann, holte Miaki, der Kriegshäuptling, seinen Bruder Narip aus meinem Hause ab, wo

dieser liebe achtzehnjährige Jüngling, der sich innig an mich angeschlossen hatte, seit einigen Wochen lebte. „Missi, ich hasse diesen Krieg“, sagte er mir. „Ich will bei euch bleiben, denn es ist nicht recht, Menschen zu tödten.“

Auch Miaki gegenüber weigerte Narip sich, ihn zu begleiten; ich bat für ihn so flehentlich ich konnte. Es half nichts; Miaki riß ihn mit fort in den eben tobenden Kampf. Eine der ersten feindlichen Kugeln traf den Jüngling, den Miaki nicht von seiner Seite gelassen hatte; so starb er in den Armen des Bruders, fast unmittelbar nachdem Beide mich verlassen hatten! Als ich zu der Leiche eilte, fand ich schon eine Menge um dieselbe versammelt, die mit allen Arten von wilden Gebärden die Trauer um den Bruder des Häuptlings an den Tag legten: Frauen und Mädchen, theils auf der Erde sitzend theils liegend, rauften sich die Haare, bemalten sich Gesicht, Brust und Arme schwarz; sie weinten laut, verwundeten sich mit Glasscherben von zerbrochenen Flaschen, warfen sich zur Erde und stießen Geheul aus. Männer rannten mit den Köpfen gegen Bäume, schlitzten sich die Haut mit Messern auf, daß das Blut in Streifen an ihnen herablief und schrieen ebenfalls. Mein Herz war tief betrübt, diese Zeichen eines Schmerzes zu sehen, für den sie keinen Trost zu finden wußten.

Ich holte ein Leintuch und Band, um des theuren Narips Leiche einzuwickeln und für das Grab zu bereiten. Augenscheinlich war es den Eingeborenen lieb und wohlthuend zu sehen, daß ich den Todten lieb gehabt, denn Alle verlangten alsbald, ich solle ihn in christlicher Weise bestatten. Das Grab nahm dann die Leiche bald auf; ich las aus dem Worte Gottes vor und betete mit einem übervollen Herzen inmitten der unvergeßlichen Auftritte! Ach, dachte ich, wann, wann werden die Tannesen das besitzen, was mich jetzt erfüllt, den tröstenden Glauben an die Unsterblichkeit und das ewige Leben, durch Jesus Christus in Gnaden geschenkt!

Der Krieg zog sich in die Länge, die Verluste waren

ungewöhnlich groß; die Rache des Volkes begann sich gegen den elenden Händler zu wenden.

„Ihr verleitetet uns zu diesem Kampf! Ihr betrogt uns und die Andern. Narip ist todt und viele Andere. An eurem Leben sollt ihr dafür büßen", sagten sie zu ihm.

Winchester, zufrieden, so lange Geflügel und Schweine stündlich in seinen Hof gebracht wurden und ohne Gewissensbisse über die gemordeten Menschen, kam nun zitternd und bebend zu mir, um für sich und seine Frau bei mir Zuflucht zu finden. Natürlich sagte ich ihm, daß die Mission und ihr Haus auch nicht im mindesten mit seinen Unthaten in Verbindung treten könne. Er bildete sich nun eine Wache aus Eingeborenen anderer Inseln, die er wie Sklaven behandelt hatte, nahm ihnen aber die Waffen wieder ab, da er wohl fürchten mochte, sie würden in ihren Händen ihm selbst zur Gefahr werden. Da bat er, ich möge, während er einige Stunden schlafe, täglich meine Lehrer zum Schutze seiner Frau absenden; im Wachen werde er allein sein Leben theuer genug verkaufen. Beide Lehrer waren ängstlich und verweigerten es, ihm diesen Dienst zu leisten; befehlen wollte und konnte ich es ihnen nicht. So verlebte der Elende die Tage in Angst, bis an die Zähne bewaffnet, jeden Augenblick den Ueberfall der Wilden gewärtigend. Nachts schlief er in seinem Schiff, das er weit draußen in der Bucht verankerte und entfloh, sobald ein seefahrendes Boot anlangte, mit seinem Raube. Der durch ihn entstandene Krieg dauerte mehr als drei Monate; dann glückte es mir, durch Geschenke nach beiden Seiten hin, das Versprechen zu erhalten, die Waffen niederzulegen; aber die Wünsche nach Rache in den Herzen so Vieler zu stillen, gelang mir natürlich nicht; ich mußte froh sein, wenn dieselben nicht alsbald zur That wurden. —

Ich war während dieser Kämpfe jeden Sonntag in das Lager gegangen und hatte einen Gottesdienst gehalten, dem Viele ehrerbietig beiwohnten; alles Reden zum Frieden aber hatte nichts gefruchtet. Als ich eines Tages von unsern Leuten

aus mich zu den Feinden begeben wollte, hielten sie mich zurück und sagten: „Missi, betet nur für uns; Euer Gott wird uns stark machen. Ihr müßt nicht mit den Feinden beten, damit er ihnen nicht auch helfe!“ Von da an machte ich es mir zur Pflicht, stets beide Parteien zu besuchen und sie zu lehren, daß Gott ihnen beiden gebiete, Frieden zu halten.

Um diese Zeit pflegten etwa vierzig Personen Nowar zum Gottesdienst zu begleiten; sie folgten demselben mit ziemlicher Aufmerksamkeit, Nowar selbst mit Freude und es schienen Erkenntniß und Liebe in ihm zuzunehmen. Dennoch war auch er nicht stets beständig, sondern veränderlich und in Zweifel, ob er das Bessere erwählt habe.

Hie und da gab es Ereignisse, welche durch den Nutzen, den wir Einigen bringen konnten, unsern Einfluß vermehrten. So war z. B. einer der Zauberer beim Fischen von einem Fisch gebissen worden, was Brand und den Tod zur Folge hatte. Man war eben mit den grausigen Ceremonien beschäftigt, die der Erdrosselung seiner zwei Frauen vorhergehen sollten, als ich in das Dorf kam. Es gelang meinen Bitten und Auseinandersetzungen, die beiden dem Tode Geweihten zu retten, und jeder solche Fall des Abgehens von ihren schrecklichen Gebräuchen machte mir Muth, sie nach und nach ganz untergehen zu sehen.

Eines Morgens zu früher Stunde sah ich das Haus von vielen Bewaffneten umringt; ein Anführer sagte mir kurz und klar, sie seien gekommen, um mich zu tödten. Ich sah, daß ich völlig in ihrer Gewalt sei; von einer Abwehr so Vieler konnte keine Rede sein. Ich kniete nieder, übergab in heißem Gebet Jesus Leib und Seele, wie ich denken mußte, auf Erden zum letzten Mal, und trat dann unter die Männer. Ruhig setze ich ihnen auseinander, wie wenig gut sie an mir handelten und daß ich ihnen Allen nie irgend Etwas zu Leide gethan hätte. Auch wies ich auf die Folgen hin, welche für sie aus dem Morde entstehen würden, als plötzlich ein Anführer sagte: „Ihr habt Recht! Wir handelten schlecht an euch! Nun

aber wollen wir für euch streiten und Alle tödten, die euch hassen.“ Mit Gewalt mußte ich die Hand des Häuptlings halten, bis ich ihm das Versprechen abgenommen hatte, um meinetwegen Niemand zu tödten, denn Jesus habe uns gelehrt, auch unsre Feinde zu lieben und ihnen Gutes zu thun. Mehrere schlichen während unsrer Unterhaltungen fort; die, welche blieben, versprachen, uns freundlich gesinnt zu bleiben.

Aber wieder einmal beschloß eine allgemeine Versammlung, uns die Wahl zu lassen, ihnen nichts mehr vom Herrn zu sagen oder getödtet zu werden. Wir möchten mit ihnen Waaren austauschen und könnten dann bleiben, da sie uns gern hätten, aber ich dürfe nichts mehr über unsern Gott lehren. Ich erwiderte, ich sei hier nicht aus Gewinnsucht, sondern aus Liebe zu ihnen, aus Mitleid mit ihren verdunkelten Seelen. Da trat ein Häuptling vor, der in Sydney gelebt hatte und englisch sprechen konnte; in dieser Sprache hielt er folgende Anrede: „Missi, unsre Väter liebten und beteten den „bösen Geist“ an, den ihr Teufel nennt; wir sind entschlossen das Gleiche zu thun, denn wir lieben die Wege unsrer Väter. Missi Turner kam und störte unsre Anbetung, aber unsre Väter besiegten ihn und er floh. Sie besiegten auch Peta, den Lehrer aus Samoa, so daß er entfloh. Sie tödteten andere Lehrer aus Samoa, so wie wir den Fremden tödteten, der vor euch hier war. Wir haben auch die Lehrer aus Aneityum gemordet und ihre Häuser verbrannt. Nach jeder solchen That war es gut in Tanna; wir lebten wie unsere Väter und Tod und Krankheit verließen uns. Jetzt sind meine Leute entschlossen, euch umzubringen, denn wir wollen nichts von euren Sitten und eurem Gott wissen!“ Dann rief er einige seiner Leute in seine nächste Nähe — es waren solche, die in Australien gewesen waren — und fuhr in bittrem Tone fort: „Die Leute in Sydney gehören zu eurem Britannien; sie wissen so gut wie ihr, was Recht ist und was Unrecht, und wir Alle hier haben sie am Sonntage fischen, kochen, arbeiten und sich vergnügen sehen, wie an jedem andern Tage. Ihr sagt, wir sollen am Sabbath

nicht arbeiten; aber ihr selbst kocht euch das Wasser zum Thee, wie die ganze Woche. Wir haben die Leute in Sydney thun sehen, was ihr schlecht nennt, was wir aber lieben. Ihr seid nur Einer; sie sind Viele; sie haben Recht, so müßt ihr Unrecht haben! Ihr lehrt Lügen über euren Gott und seinen Willen!“

Ach, ich hatte bei der Erwiderung leider zuzugeben, daß die große, gedankenlose Menge ihres Gottes Befehl nicht beachtet und den Sonntag zum Vergnügen benutzt! Aber ich sagte, daß Tausende ihm auch hierin gehorchten und also wahre Diener ihres Herrn seien. Bei den so oft wechselnden Stimmungen dieses Volkes konnte es geschehen, daß Jene, welche mit offen ausgesprochenem Mordvorsatz zu mir gekommen waren, nun doch in Gespräche über die höchsten Dinge eingingen und mir aufmerksam zuhörten, wie ich ihnen den Segen schilderte, den die Bibel in alle Länder bringe und daß sie später meinem Gebet für sie still lauschten.

Aber schon wenige Tage später, als viele Eingeborene bei mir waren, erhob Einer seine Axt wüthend über meinem Kopfe; ein Häuptling der Kaserumini schlug sie ihm aus der Hand und rettete mich vom Tode. Ein Leben unter solchen Gefahren ließ mich immer näher und enger dem Heiland anschließen; ich wußte ja nie, ob nicht im nächsten Augenblick der Haß wieder hervorbrechen und mich des Lebens berauben würde. Ich lernte täglich meine schwache Hand fester in die einst durchbohrte zu legen, die nun die Welt beherrscht, und Ruhe, Frieden und Ergebung erfüllten meine Seele trotz Allem.

Schon am nächsten Tage folgte mir ein Häuptling mit seiner Flinte durch fast vier Stunden, bei allen meinen Gängen, meiner Arbeit im Hause und draußen; oft hat er die Waffe zum Schusse erhoben; aber meines Gottes Macht hat die Hand zurückgehalten von der That. Ich sprach freundlich mit dem Mann, verrichtete dabei aber meine Arbeit, als wenn er nicht anwesend wäre, fest überzeugt, daß mein Gott mir die Aufgabe zugewiesen habe und mich schützen werde, bis ich mein

Theil davon erfüllt haben würden. Die wunderbaren Errettungen stärkten meinen Glauben mächtig und machten mich bereit für kommende Gefahren, die sich oft auf dem Fuße folgten. Ohne die ganz unumstößliche Gewißheit der Gegenwart und der Macht unsres Erlösers würde ich sicher den Verstand verloren haben und elend umgekommen sein. Seine Worte: „Siehe, ich bin bei Euch alle Tage, bis an der Welt Ende!“ wurden eine solche Wirklichkeit für mich, daß es mich kaum erschreckt haben würde, wenn ich den Herrn auf mich herabschauend gesehen hätte, wie Stephanus. Ich fühlte Christi tragende Liebe wie St. Paulus und sagte oft mit ihm: „ich vermag Alles durch Christus, durch welchen ich mächtig bin.“ — Es ist die einfache Wahrheit — und ich erinnere mich dessen jetzt nach mehr als zwanzig Jahren mit Wonne, — daß ich meinen Herrn mir nie so nahe fühlte, wie in den Momenten, wo Keule, Flinte oder Speer auf mich gerichtet waren.

Eines Nachts erwachte ich drei Mal durch die Versuche, welche ein Häuptling mit seinen Leuten machte, mein Haus zu erbrechen. Obgleich mit Flinten bewaffnet, fehlte ihnen doch der Muth, da sie jedenfalls das Gefühl von Unrecht hatten; sie kehrten unverrichteter Sache heim und es hieß am nächsten Tage, mit Spießen sei gegen mich nichts zu machen. Das Beste werde sein, das Haus anzuzünden und uns, wenn wir entflöhen, mit Keulen zu erschlagen. Aber auch hier half uns der Herr; der Plan ward einem Lehrer mitgetheilt und als man bemerkte, daß wir Wache hielten, schlossen sie, daß ihre Absicht uns bekannt sei. Das aber schien ihnen für eine Zeit allen Glauben an sich selbst zu nehmen und sichtlich beschämt, wenn ich ihnen freundlich begegnete, blieben sie etwas ruhiger.

Namuri, einer der Lehrer, wurde eines Morgens durch den Kawas oder Mordstein schwer verwundet; der Angreifer war ein sogenannter Priester bei den Heiden; er schlug den Niedergesunkenen noch wiederholt mit der Keule, der blutend

und fast ohnmächtig in meinem Hause niedersank, in das er wie durch ein Wunder noch laufen konnte. Die Verfolger waren ihm auf den Fersen, hielten aber im Lauf ein, als sie sahen, daß er mich erreicht hatte. Seine schweren Verletzungen heilten nur langsam; als er endlich so ziemlich hergestellt war, verlangte er seine Arbeit und sein Leben unten im Dorfe wieder zu beginnen. Ich bat ihn, sich zu schonen und noch eine Zeit lang zu warten, bis die Wuth der Leute sich etwas mehr gelegt haben werde. Der gute Namuri antwortete mir darauf: „Missi, wenn ich die Unglücklichen nach meinem Blut dürsten sehe, so erkenne ich mich selbst in ihnen. Ich wollte den ersten Missionar, der zu uns kam, auch mehr als ein Mal gern tödten. Wäre der aus Furcht fern von uns geblieben, so wäre ich heute ein Heide; aber er hörte nicht auf, uns zu belehren und durch die Gnade Gottes bin ich durch ihn ein Christ geworden. Derselbe Gott kann ja auch die armen Tannesen erleuchten, daß sie ihm dienen und ihn anbeten. Ich kann nicht fern von ihnen bleiben, Missi! Aber ich will im Missionshause schlafen; bei Tage muß ich arbeiten!“

Einen solchen Mann zurückzuhalten, das vermochte ich nicht. Er kehrte unter die Leute zurück und eine Zeit lang ging es über Erwarten gut; die Insulaner zeigten viel mehr Interesse als früher und eben dies mochte jenen Heidenpriester aufs Neue in Zorn gebracht haben. Denn eines Morgens, als Namuri mit Mehreren betete, sprang er auf den Armen zu, schlug ihn wiederholt mit der Keule und ließ ihn für todt liegen. Die Anwesenden entflohen, um nicht für mitschuldig gehalten zu werden, und so blieb Namuri länger ohne Hülfe liegen. Als sein Bewußtsein wiederkehrte, schleppte er sich bis zu mir und sagte: „Missi, ich sterbe. Sie werden euch auch tödten! Entflieht, rettet euer Leben!“ Ich verband seine Wunden, tröstete ihn und betete mit ihm. Er war ganz ruhig; seine großen Schmerzen beklagte er mit keinem Wort, sondern wiederholte stets: „Für Jesus! Um meines Jesu willen!“

Sein Gebet: „Herr Jesus vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun! O nimm nicht alle deine Diener von Tanna weg! Herr, bringe alle Tannesen dazu, dich zu lieben und dir zu folgen!“ wiederholte er oft, bis er den letzten Athemzug that. Ihm war Jesus Alles in Allem; für ihn gab es keine Schrecken des Todes; er schied in der sicheren Hoffnung, bald beim Herrn zu sein. Klein und niedrig mag der Mann von der Welt geachtet werden; ich wußte, daß ein edler Diener des Herrn im Kampfe für ihn gefallen war; ich machte ihm einen Sarg und mit Thränen und Gebeten übergaben wir die theure Leiche der Erde, nicht allzufern von unserm Hause, eine selige Auferstehung für ihn und uns erhoffend.

Am nächsten Tage kamen Häuptlinge mit dem Vorschlage, mein Leben solle gesichert sein, wenn ich jedem Einzelnen Kaliko, Messer und Aexte schenken wolle. Sie wurden natürlich abgewiesen, da ich wußte, es werde meine Sicherheit nicht eher eine Thatsache werden, als bis Alle dem Herrn dienten.

Wiederholt war es mir gelungen, Frauen, deren Männer gestorben, vom Erwürgtwerden zu retten; auch in dieser Zeit kamen Fälle vor und auf meine Belehrungen bekam ich diesmal zur Antwort: „Unsere Väter haben dies nicht gethan; wir haben den Gebrauch in Aneityum gelernt; da man ihn dort abgeschafft hat, so können wir es auch thun, ohne unsere Väter zu kränken.“

Es gab auf dieser Seite der Insel nur heiße Quellen, deren Wasser in der heißen Zeit Tage gebrauchte, um abzukühlen und zum Trinken brauchbar zu sein. Es gelang mir in etwa 12 Fuß Tiefe gutes kaltes Wasser zu finden; ich fütterte die Wände mit Steinen aus, die ich in meinem Boot von einem andern Ort holen mußte. Es schien den Insulanern ein wahres Wunder, „daß Regen von unten herauf käme!“ Von der Zeit an versorgten sich Alle an meinem Brunnen; es war gutes Wasser, ohne jede Beimischung von Salz, ob-

gleich der Stand desselben bei der Fluth stieg und mit der Ebbe sank.

Nun verwandte ich längere Zeit zum Bau eines Hauses, das als Schule und Kirche dienen sollte. Ich kaufte Balken in Aneityum, deren Preis (fünfzig Paar Beinkleider) mir von meinen ehemaligen Schülerinnen in Glasgow gesandt worden waren. Mit viel Mühe und Arbeit stand das Haus endlich fertig und war, wenn auch primitiv, doch ein so passendes Bethaus, als man sich in den Tropen nur wünschen konnte. In jenem Klima schadete es nicht, daß die Fensteröffnungen nicht verglast werden konnten. Aber die Tannesen waren nicht erfreut, daß wir festen Fuß faßten; beim ersten Gottesdienst erschienen nur fünf Männer, drei Frauen und drei Kinder; also mußte es bei meiner Gewohnheit auch ferner bleiben, daß ich in die einzelnen Dörfer ging, und dort Gottesdienst unter dem Schatten von Bananen- oder Kokosbäumen hielt.

Ein mir unvergeßliches Ereigniß war der erste gelungene Druck eines tannesischen Büchleins. Herr Thomas Binnie in Glasgow hatte mir eine kleine Druckerpresse und Lettern geschenkt. Setzen und Drucken hatten nicht zu den Künsten gehört, in welchen ich daheim Unterweisung gesucht hatte und es erschien mir weit schwieriger, als der Bau des Hauses. Langsam nur kam ich weiter, sehr langsam, aber mit Ausdauer ging es doch vorwärts. Eine große Schwierigkeit bot mir die richtige Anordnung der Seiten, so daß sie beim Falten sich richtig folgten. Als ich es herausgefunden und den ersten korrekten Bogen meiner Presse entnahm, war es ungefähr ein Uhr nach Mitternacht. Wird mich Jemand für gestört halten, wenn ich hier bekenne, daß ich einen lauten Freudenschrei in der stillen Nacht ausstieß, daß ich meine Mütze in die Luft warf wie unbändige Knaben, daß ich um die Presse herumsprang, wie ein Kind um ein Spielzeug, bis ich mich ernstlich fragte: bist Du auf dem Punkte, den Verstand zu verlieren? ist es nicht passender für einen Missionar, vor seinem Herrn auf den Knieen zu liegen und ihm zu danken für diesen ersten

Abschnitt seines heiligen Wortes, der je in dieser Sprache gedruckt wurde? Und so betete ich um weiteren Segen, dankend dem, der mir geholfen, dies Mittel zur Verbreitung seines Wortes zu Stande zu bringen. — Aber die Tannesen zeigten eine abergläubische Angst vor Büchern, besonders vor „Gottes Buch", die ich erst zu überwinden hatte. Ich erfuhr erst, als ich das Gedruckte zeigte, daß Dr. Turner ein Gebetbüchlein mit Hülfe der Lehrer aus Samoa gedruckt hatte; gesehen habe ich es erst kurz vor dem Ende meines Aufenthalts in Tanna, als Dr. Geddie mir ein Exemplar sandte. Aber hätte ich es auch eher besessen, es würde mir wenig genützt haben, da die Sprache mehr die von Samoa als die von Tanna war.

Bald nachher landete der Kapitän eines amerikanischen Schiffes, „Camden Packet"; er bat mich, an Bord zu kommen und Gottesdienst zu halten. Es war wie das Finden von Quellen in der Wüste, mit dem Kapitän Allan und seiner Mannschaft zu verkehren. Sie waren sämmtlich treue Christen, die ihren Heiland liebten, eine kleine Gemeinde, eines Sinnes und Herzens. Man wollte mir Vorräthe geben, doch konnte ich von dem, was sie hatten, — die Ladung war Fischthran — keinen Gebrauch machen. Um mir aber dennoch einen Liebesdienst zu erweisen, ließ der Kapitän durch den Schiffszimmermann mein Boot gründlich ausbessern, so daß es so gut wie neu war mit seinem festen Boden. Und von einer Bezahlung wollte weder Herr noch Diener hören, die mir dem Fremden in ächt christlichem, brüderlichen Geiste nur wohl thun, nur Liebe hatten erweisen wollen.

Gar bald nach diesem Besuch tauchten neue Gefahren auf. Während ich eines Tages an meinem Hause arbeitete, erschien der Kriegshäuptling mit einer Menge Leuten, bewaffnet mit ihren heimischen Kriegswerkzeugen und Flinten. Sie beobachteten mich eine Weile ohne zu sprechen, dann erhoben Alle das Gewehr, wie auf ein Zeichen, nach meinem Kopfe zielend. Entfliehen war unmöglich! Hätte ich gesprochen, so würde es die Gefahr nur vergrößert haben. Das Sehen verging

mir; dessen entsinne ich mich deutlich; dann betete ich inbrünstig zum Heiland, er möge mich beschützen, oder mich zu sich in sein Reich nehmen. Als meine Augen ihren Dienst wieder thaten, versuchte ich fortzuarbeiten, als ob Niemand in meiner Nähe wäre. In diesen Augenblicken empfand ich so lebendig wie nie zuvor die Worte: „was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun“ — und ich wußte, ich war gerettet! Ohne ein Wort zogen sich Alle ein wenig mehr zurück, legten die Flinten wieder an und schienen sich durch Mienen gegenseitig zum ersten Schuß anzufeuern. Aber mein Gott und Herr hielt sie ab; sie entfernten sich und ich blieb zurück mit wieder neuem Grund, ihm in Allem für Zeit und Ewigkeit zu vertrauen. Aber die Gefahren schienen nun von allen Seiten zu kommen; sehr häufig wurde mir offen nach dem Leben gestrebt, so daß ich vorsichtiger werden mußte, und manchen Tag mein Haus oder den Garten nicht verlassen durfte. Denn ich habe stets geglaubt und halte noch dafür, daß wir Gottes Schutz für unser Leben nur dann erwarten dürfen, wenn wir selbst jedes erlaubte und jedes mögliche Mittel zu diesem Zweck anwenden.

Wieder ankerte ein großes Schiff in unserm Hafen; es war im Besitz und unter der Führung eines Franzosen, der sich Prinz von Jean Beuve nannte; er hatte bei Napoleon des Dritten Thronbesteigung flüchten müssen, war amerikanischer Unterthan geworden und hatte nun Reisen mit seinem Schiff unternommen, das mehr wie ein Kriegsfahrzeug armiert war, um Länder und Orte aufzusuchen, die durch ihre Produkte lohnen würden, sie in eine Dampferlinie einzubeziehen. Der Franzose bot mir an, ja er drang in mich, mich nach Aneityum oder nach Sydney in Sicherheit zu bringen; ich konnte mich aber dazu nicht entschließen, weil ich fürchtete, nicht wieder landen zu dürfen, sobald ich ein Mal die Insel verlassen hätte. Aber ich beschloß, den Einfluß der Anwesenheit der Europäer im Hafen zu benutzen und mit Hülfe der Lehrer und ein paar gutgesinnter Insulaner mein erstes Häuschen abzu-

brechen und an meine höher gelegene Wohnung anzuschließen Als wir dabei das Dach von Zuckerrohr verbrannten, glaubte der Franzose, die Tannesen hätten ihre Drohung ausgeführt, mir die Hütte zu verbrennen, ehe ich jenen Nutzen von ihr ziehen konnte. Er ließ seine Kanonen laden und eilte mit mehreren Booten voll Mannschaft auf die Insel, um mir beizustehen. Es that mir leid, daß ich den hülfsbereiten Mann nicht von meiner geplanten Arbeit in Kenntniß gesetzt hatte; er aber lachte herzlich, ließ seine Leute vor den Tannesen exerciren, berief dann, ohne daß ich ihn darum gebeten hätte, alle irgend nahe wohnenden Häuptlinge und erklärte ihnen, wenn mir ein Leid zugefügt würde, kehre er zurück und werde ihre Dörfer ohne Barmherzigkeit mit Kanonen zerstören. Man versprach dem lebhaften Herrn Alles; dennoch wiederholte er seine Bitten, ich möchte mit ihm abreisen und er mochte mich für einen träumerischen Schwärmer halten, da ich sein Anerbieten dankend ablehnte.

In schneidendem Contrast zu der Liebe, welche diese Männer mir erwiesen, steht das Benehmen eines Anderen; fast schäme ich mich zu gestehen, daß dieser wie ich selbst britischer Unterthan war. Im Dienst eines Sandelholzhändlers in Sydney stehend suchte er das Boot, welches uns als nöthigstes Stück für Missionare in diesen Gegenden mitgegeben war, mir abzulocken, indem er mir von dem mit mir ausgesandten Mr. Copeland die Botschaft bestellte, es ihm zu überlassen. Da ich wußte, daß dieser unmöglich solchen Auftrag gegeben haben konnte, so verweigerte ich die Herausgabe des Bootes. Der gewissenlose Landsmann ging nun an das Bootshaus und ließ sich für ein wenig Tabak von einigen Tannesen beim Erbrechen der Thür und dem Herausbringen des Canoes helfen. Als ich ihm an den Strand folgte, fluchte der Mensch entsetzlich, stieß mich vor den Eingeborenen hin und her und wollte sogar nach mir schlagen. Als ich den Leuten sagte: „ihr helft dem Manne mein Boot stehlen; ihr wißt, es gehört mir“, liefen sie davon. Später gelang es ihm doch, mit

Hülfe anderer ferner wohnenden Leute das Boot ins Wasser zu bringen und mitzunehmen. Ein viel schlechteres, das für ihn unbrauchbar geworden, schickte er nicht etwa dafür zurück; er ließ es einfach von seinem Schiffe losmachen, es den Wellen überlassend, die es auf eine Sandbank warfen, von wo wir es später mit großer Mühe auf die Insel brachten. Wenn diese goldgierigen Händler einen Missionar, einen britischen Landsmann, so tyrannisch behandelten, so kann man sich vorstellen, wie sie mit den armen Eingeborenen verfuhren. So lange es Sandelholz gab, ward es von ihnen erpreßt und wenn sie es nicht für ihre schlechten Preise bekommen konnten, gab es Mord und Todtschlag. Tausende und Tausende sind an dem Sandelholz dieser Inseln verdient worden; aber es klebt viel Blut an dem unseligen Gelde und namenloses Elend ist von diesen Leuten durch alle Arten von Sünde unter die Insulaner getragen worden! Selbst unter einander erschossen sich die Weißen in ihren Streitigkeiten und im trunkenen Zustande. Aber ich weiß mich kaum eines Einzigen zu entsinnen, bei dem das Geld Segen gebracht hätte; Alle sind in ihren Sünden zu Grunde gegangen und selbst den Schiffseigenthümern, in deren Dienst diese Gräuel begangen wurden, von denen Manche nichts ahnen mochten, ist der Reichthum zum Fluche geworden.

Als kein Sandelholz mehr aufzutreiben war, begann der sogenannte „Kanaka-Arbeits-Handel“ nach den Kolonien, der seitdem Tausende von Insulanern in Abhängigkeit gebracht hat, die sich von Sklaverei kaum unterscheidet und wodurch die Bevölkerung der Inseln sehr bedeutend abgenommen hat. Und doch schrieb und verbreitete dieser Kapitän T. eine Schrift, in welcher er sagt, er und seine Sammler von Sandelholz und Kanaka-Arbeitern hätten mehr für die Civilisation der Insulaner gethan, als alle Missionen zusammengenommen! Eine schöne Civilisation. Im besten Falle verbreiteten sie Laster, Krankheit und Tod um sich her; im schlimmeren zwangen diese Unmenschen die Armen zu Arbeiten, bei denen

sie erliegen mußten, oder sie schossen sie unter dem einen oder andern schändlichen Vorwand nieder. Ihr himmelschreiender Grundsatz war: „Laßt sie umkommen, damit die Weißen diese Inseln bewohnen können!“

Es war ja ganz natürlich, daß die armen geängsteten Insulaner alle Weißen fürchteten und haßten, daß sie keinen Unterschied machten zwischen uns, die wir ihr Bestes wollten und Jenen, denen nicht einmal ihr Leben etwas galt und daß sie den Peinigern zu schaden suchten, wo es irgend ging. Ein solcher „Arbeitshändler“, der länger in Port Resolution lebte, hatte seine Vorräthe an Tabak, Pulver, Kugeln und Gewehren in einem Keller unter seinem Hause; er war nur innerhalb des Letzteren durch eine Fallthür zu erreichen; sehr böse Hunde und Bewaffnete bewachten das Haus Tag und Nacht, so daß er sich völlig sicher fühlte. Die schlauen Tannesen aber hatten in einem Dickicht sich in die Erde hineingewühlt und hatten thatsächlich eine tunnelartige Verbindung mit dem Keller hergestellt und den stets heißbegehrten Schießbedarf, Tabak und andere Dinge gestohlen; Mein Herz blutete beim Gedanken, was aus diesen unstreitig nicht unbegabten Menschen durch die Bibel werden konnte und werden mußte und daß sie statt dessen so mißhandelt, demoralisirt und vernichtet werden durften.

Daß die armen Leute sagten, als sie meine eigne Mißhandlung seitens jenes Händlers sahen, wenn mein eigner Landsmann ohne Strafe mir Boot und Kette stehlen dürfe, könnten sie es ja auch thun, ist ja ganz natürlich! Ich zögere nicht zu sagen, daß der schließliche Abbruch der Station auf Tanna zum größten Theil dem Treiben jener Händler zuzuschreiben ist, welches den Haß des Volkes gegen alle Europäer aufs Höchste steigern mußte.

Der Häuptling Nowar blieb mir treu und ihm konnte ich am meisten trauen; er fehlte nie beim Gottesdienste, begleitete mich mit mehreren Anderen auch stets auf meinen Wegen in die landeinwärts gelegenen Dörfer zum Gottesdienst

und wehrte dabei mehr als ein Mal Gefahren von mir ab. Dieser Nowar verabredete sich mit anderen Häuptlingen, ein großes Fest zu Ehren Jehovas, den sie von nun an allein anbeten wollten, zu veranstalten. Es war die größte Versammlung, die ich auf Tanna gesehen habe. Als Alle versammelt waren, holten mehrere Häuptlinge meine Lehrer und mich ab. Vierzehn Häupter von Stämmen redeten nach und nach zu der Menge und zwar schlugen sie vor, daß Niemand mehr durch Nahak getödtet werden solle, denn die Zauberei sei eine Lüge; daß ihre Priester nicht länger behaupten sollten, daß sie Wind und Regen, gute Jahre und Mißernten, Krankheit und Tod zu senden oder abzuwehren im Stande seien; daß alle Anwesenden den Dienst Jehovas annehmen sollten, wie der Missionar sie gelehrt habe, und daß die verbannten Stämme aufgefordert werden sollten, wiederzukehren und in Frieden bei ihnen zu wohnen. Diese Reden riefen nicht die leiseste Entgegnung unter der großen Menge hervor. Die Männer meinten es ohne Zweifel ernstlich und wäre unter ihnen Einer gewesen, dessen Verstand sie beherrschte, so hätte sicher Großes daraus werden können. Aber die Tannesen sind unzuverlässigen, wankelmüthigen Charakters; sie sind geborene Schwätzer und halten bei jedem Anlaß lange Reden, von denen aber die Meisten keinen Ernst, kein festes Wollen enthalten. Es war sicher, daß sie durch entgegengesetzte Einflüsse ebenso rasch wieder ihren alten Göttern sich zuwenden würden.

Den Reden folgten eine Reihe heidnischer Ceremonien, die mir Entsetzen einflößten. Sie bezogen sich auf die ungeheuren Speisevorräthe, die man aufgehäuft hatte. In zwei langen Reihen aufgestellt hielten die Männer Anfangs tiefes Schweigen inne, dann folgten unter Niederknieen und Wiederaufstehen die entsetzlichsten Töne, Schreien und Stöhnen. Nachdem Alle dies dreimal gethan hatten und zwar jedesmal mit sichtlich größerer, fast wüthender Erregung, folgte ein geradezu wahnsinniger Gesang, darauf allgemeines Hände-

schütteln und nochmals eine Rede von Nowar. Dann ging es an das Austheilen und Austauschen der Speisen, welche die Häuptlinge für ihre Untergebenen in Empfang nahmen. Darauf nahten sich Nowar und Nerwangi, als die Leiter des Ganzen, meinen Lehrern und mir und Ersterer sprach: „Wir halten dieses Fest, um Häuptlinge und Volk zu bewegen, den Krieg aufzugeben, Freunde zu werden und euren Gott anzubeten. Wir wünschen, daß ihr bei uns bleibt und uns gute Sitte lehrt. Als Beweis unserer Aufrichtigkeit und unserer Liebe bringen wir euch diese Speisen.“

Ich erwiderte, an die ganze Versammlung gewendet, wie erfreut ich über ihre Entschlüsse und ihre Versprechungen sei. Ich bat sie dringend und herzlich, *fest an denselben zu halten und sie zu erfüllen*; sie würden reichen Segen für sich und ihre Kinder davon ernten, den sie jetzt noch gar nicht in seiner Größe verstehen könnten. Dann ging ich in die Mitte des Kreises, legte ein Bündel rothen Baumwollstoff, einige Stücke weißen desgleichen, Fischhaken, Messer und dergleichen dort nieder, ebenso die uns gebrachten Speisen und indem ich die Häuptlinge bat, alles nach Stämmen zu vertheilen, sagte ich, es sei dies ein Zeichen meiner Liebe zu ihnen Allen.

Als man in mich drang, die Speisen zu behalten, mußte ich ihnen erklären, daß ich ihnen zwar für ihren guten Willen gegen mich dankbar sei, daß ich aber unmöglich davon genießen könne, da sie dieselben ihren Götzen geweiht hätten, sogar dem bösen Geiste Karapanamun. Christen erbäten nur den Segen des lebendigen Gottes auf sich und ihre Speisen herab, der keinen anderen Gott neben sich habe. Sie würden später auch nur zu diesem beten; doch dankte ich ihnen für ihren guten Willen ebenso, als ob ich die Speisen genommen hätte, womit sie auch ganz befriedigt schienen.

Es folgten nun Tänze, deren Musik Händeklatschen und Singen abgab, sie wurden in strenger Ordnung durchgeführt, ebenso ein Scheinkampf, bei dem eine Anzahl Wilder aus dem nahen Walde auf die Uebrigen einfiel. Dann nahte das Ende

der Feier; man packte die Speisen ein, um sie mitzunehmen, denn die Tannesen essen nicht mit Genossen anderer Stämme zusammen. Zum Schlusse fand noch ein Austausch der Kleidungsstücke statt, nicht nur der ihrer Federn und sonstiger Zierrathen, sondern auch der kunstvoll verschlungenen langen Gürtel und selbst der aus europäischen Stoffen verfertigten einfachen Bekleidungsgegenstände. Wenn man diesem Geben und Nehmen zusah, konnte man die Leute für einander sehr freundlich gesinnt halten; das waren sie auch, doch nur für die Dauer des Festes! All' die alten Fehden blieben unvergessen! Die Rachsucht war nicht ertödtet in diesen Herzen und mußte über kurz oder lang sich wieder in bösen Kämpfen bethätigen.

Ich hatte nun in sechs Dörfern an der Küste Stationen mit Lehrern aus Aneityum besetzt und ungefähr noch ebenso viele Ortschaften waren willig, einen Lehrer aufzunehmen, sobald ich ihn bekommen konnte. Diese Dörfer sollten die beiden Hauptstationen auf Tanna verbinden. Diese Lehrer waren selbst noch Kannibalen gewesen; aber ich kann Allen bis auf Einen in Wahrheit das Zeugniß geben, daß sie, so gut sie es vermochten, ihren Glauben in treuen Diensten bethätigten. Ich besuchte sie sehr oft; ich ermuthigte und leitete sie in ihrem Thun, für das ich wiederum bei den Eingeborenen Interesse zu erwecken suchte. Aber sobald Unruhen ausbrachen, mußten sie zu mir flüchten, um doch etwas gesicherter zu sein. Die Schwierigkeiten ihrer Lage, zumal bei dem ersten Fußfassen in einem Dorfe, trugen diese braven Lehrer mit großer Geduld und wirklicher Selbstverleugnung. Keine irdischen Einflüsse hätten diese Wirkungen in ihnen hervorzubringen vermocht; das konnte nur die Gnade Gottes in Christo thun. Obgleich noch oft in einzelnen Dingen in Gefahr, in ihre alten heidnischen Fehler, wie Zorn und Ungeduld, zurück zu fallen, waren sie doch im tiefsten Herzen erneute wiedergeborene Geschöpfe, die soweit es irgend in ihren Kräften stand ihrem Herrn und Meister gern dienen wollten. Am hellsten leuchtete

der neue Geist in meinem Abraham und in Kowari. Einer dieser Lehrer kam einst mit Tagesanbruch, als ich durch anhaltendes Schießen in der Nähe des Hafens aufgeweckt worden war, mit der schauerlichen Kunde, daß sechs oder sieben Leute eines Festes wegen niedergeschossen worden seien, welches man einem beendeten Kampfe und der Wiederaufnahme eines verbannten Stammes zu Liebe feiern wollte. Hinunter eilend hörte ich, daß die Führer in großer Versammlung beschlossen hatten, diese Zahl von Leuten zu opfern, daß sie aber die Namen derer geheim gehalten hatten, welche das Opfer ihrer scheußlichen Sitten sein sollten. Ueber allen hatte das Verhängniß geschwebt und die Angst schien Jedem etwas Unabwendbares gewesen zu sein, was mit Muth getragen werden mußte. Vor Sonnenaufgang war diesen Morgen vor jedes dem Schicksal verfallene Haus ein Mörder gestellt worden. Als auf einen Schuß die Armen vor ihre Hütten eilten, traf sie die Mordwaffe des Lauernden, soweit sie nämlich zum Tode bestimmt waren. Die todten Körper wurden für kurze Zeit bei den Händen an einen „heiligen Baum" aufgehängt — als Opfer für ihre Götter! Später wurden sie mit vielen Ceremonien an den Strand getragen und von einer Wache behütet.

Die gegen uns gut Gesinnten theilten uns mit, daß auch wir Alle diesem Feste zum Opfer fallen sollten; ich nahm also sämmtliche Lehrer und ihre Frauen mit mir und schloß uns ein. Den ganzen Vormittag umkreisten Bewaffnete unsere Station; sie versuchten die Festigkeit der Fenster und der Thür wiederholt und flüsterten mit einander. Vielleicht hielt es sie ab, den Eingang zu erbrechen, da sie wußten, es sei ein Revolver und eine doppelläufige Vogelflinte in meinem Hause, an deren Gebrauch ich aber nicht dachte. War ich doch gekommen zu retten, nicht zu zerstören und es wäre mir damals und zu jeder Zeit leichter gewesen zu sterben, als einen der Verblendeten zu tödten. Unsere Rettung lag in stärkeren Händen als den unsrigen; wir brachten den größten Theil



Der Angriff auf das Missionshaus. Seite 112.

jenes Tages auf unsern Knieen zu im innigsten Gebet und wußten, daß, was auch kommen möge, der Herr es zu seiner Ehre und unserm wahren Heile wenden würde. O daß doch alle meine Leser auch diese köstliche Erfahrung machen möchten, wie so ganz sicher man ist in den Händen des Heilands! Ich kann ihnen nichts Köstlicheres wünschen. Gegen Abend zogen sich die Feinde zurück, um ihr grauenvolles Menschenopfer zu verzehren und einen Friedensbund mit Blut zu besiegeln, der natürlich nach kurzer Zeit wieder in Blut begraben ward. Wir aber hatten noch längere Zeit besonders sorgfältig uns zu hüten; denn wo immer wir waren, verfolgten uns Bewaffnete, um wo möglich uns zu tödten; aber der Herr ließ es nicht zu, sein starker Schutz war mit uns!

Als nicht lange nachher um eines ganz alten Streites willen neue Kämpfe ausbrachen, ging ich täglich in das Lager, redete zum Frieden und rief Gott an, ihnen gnädig zu sein und sie zu erleuchten. Drei heidnische Priester, die anwesend waren, erklärten mir offen, sie könnten und wollten nichts von meinem Gotte hören; sie selbst seien mächtig und könnten mich mit Nahak d. h. mit Zauberei tödten, wenn sie nur ein Stückchen einer Frucht oder sonst von irgend einer Speise, von der ich gegessen, erhielten. Letzteres ist die wesentliche Bedingung ihrer „schwarzen Kunst" und zugleich die Ursache, warum die Eingeborenen nichts von Speisen liegen lassen. Keiner wirft auch nur ein Stückchen Schale von Bananen weg, wenn er davon gegessen hat, aus Furcht, es könne in die Hände der Priester gerathend ihn tödten. Da eben dieser Aberglaube die weitaus häufigste Ursache allen Streites und aller Kämpfe auf Tanna ist und stets neues Blutvergießen verursacht, so gedachte ich einen Schlag dagegen zu führen und Gott um seinen Beistand bittend nahm ich die Herausforderung an.

Eine Frau hatte einen Zweig mit Quonquore in der Hand, eine Frucht, die an unsere Pflaumen erinnert. Ich bat sie, mir einige zu geben, worauf sie mir den Zweig reichte mit den Worten: „Nehmt gern so viel Ihr wollt."

Ich pflückte nun von der ganzen Menge drei Früchte ab, biß von jeder ein Stück ab, verzehrte es und gab die übrigen Reste den drei „klugen Männern“ mit den Worten: „Ihr habt Alle gesehen, daß ich von diesen Früchten gegessen habe; ich behaupte, eure Priester werden mich, trotzdem sie die Stücke davon haben, ohne Pfeile, Speer, Keule oder Flinte nicht tödten können, denn sie haben diese Macht weder über mein Leben, noch über das eurige.“

Die Eingeborenen schienen vor Schreck über meine That zu erstarren; sie sahen mich schon vernichtet! Gewöhnlich wird diese Ceremonie ohne Zeugen vorgenommen, weil die Eingeborenen aus Furcht entfliehen, etwa so wie Europäer vor der Berührung mit der Pest sich ängstigen; auch jetzt entliefen sie mit dem Rufe: „Fort, Missi! Missi fort!“ Ich aber blieb, um zu beobachten. Unter allerlei Ceremonien wickelten sie die Pflaumenreste in gewisse Blätter eines „heiligen Baumes“, der nahe stand und formten so drei Dinger, die einem Lichtstumpf nicht unähnlich waren. Dann entzündeten sie unter dem Baume ein „geweihtes Feuer“, zündeten die kerzenförmigen Blätter unter verschiedenem Murmeln an, bliesen sie behufs besseren Brennens an, schwangen sie um ihre Köpfe und warfen mir Blicke zu, um sich zu überzeugen, ob die Wirkung eintrete. Es schien mir, als ob sie selbst an ihre Lügen glaubten, denn sie waren im höchsten Ernst; mehr als je wünschend, die Macht solchen Aberglaubens zu vertreiben, rief ich: „So beeilt euch doch! Laßt eure Götter euch helfen! Ich bin nicht todt; ich bin völlig wohl.“

Nach längerem Bemühen erklärten sie, sie bedürften des Rathes und der Hülfe mehrerer Priester. „Wir wollen Missi tödten, ehe sein Sonntag wiederkehrt!“ „Sehr wohl!“ rief ich. „Ich fordere alle eure Priester auf, mich durch Nahak zu tödten! Wenn ich nächsten Sonntag gesund in euer Dorf komme und zu meinem Gott dort bete und euch über ihn belehre, so werdet ihr Alle zugeben, daß eure Götter mir nichts anhaben können und daß ich im



Die Vertheidigung. Seite 113.

Schutze des wahren, lebendigen Gottes stehe.“ Die Woche verstrich in der ganzen Gegend in großer Erregung; von nah und fern waren die Zauberer berufen; die „Conchs“, große Muschelgehäuse, wurden geblasen und bezeugten, daß man bei der Arbeit sei. Ab und zu kamen einzelne der geängstigten Götzendiener, um zu sehen, ob ich noch lebe. Als ich am Sonntage mit dem Friedensgruße unter die Leute trat, waren große Massen von Menschen versammelt und kaum ein Laut war zu hören, als sie mich erblickten. Ich sagte: „Meinen Gruß euch Allen, Freunde! Ich bin gekommen, euch von meinem Gott Jehova zu erzählen und für euch zu ihm zu beten.“

Die drei „geweihten Männer“ gestanden offen ein, daß sie den Zauber unablässig versucht hätten und antworteten auf meine Frage, warum sie nichts erzielt hätten, ich sei selbst ein „geweihter Mann“ und da mein Gott der stärkere sei, so habe er mich vor ihren Göttern beschützen können. „Jawohl“, rief ich aus, „mein Gott Jehova ist stärker als eure Götter! Er beschirmte mich und half mir. Er ist der alleinige wahre und der lebendige Gott, der Einzige, der die Gebete der Menschenkinder hören und erfüllen kann! Eure Götter können nicht hören, der meine kann es; er will auch eure Bitten erfüllen, wenn ihr ihm Herz und Leben geben und ihm allein dienen wollt! Das ist mein Gott und er will auch euer Gott, euer Beschützer sein, wenn ihr ihn und sein Wort hören und seiner Stimme folgen wollt!“

Auf einen Stein mich setzend forderte ich die Leute auf, sich zu lagern und begann meine Erzählungen vom Herrn. Zwei der Zauberer blieben in meiner Nähe, um zuzuhören; der dritte, der höchste an Rang unter ihnen, ein großer sehr stattlicher Mann, raffte seinen Speer auf, wirbelte ihn über dem Haupte und erhob ihn gegen mich. Darauf sagte ich zu den Leuten: „Natürlich kann er mich mit den Waffen tödten, aber er übernahm es, mich durch Zauberei umzubringen und versprach

ganz besonders, Waffen nicht zu gebrauchen. Wenn ihr jetzt erlaubt, daß er mich ersticht, so tödtet er Einen, der euer Freund ist und der euch nur Gutes thun will. Ich weiß, es wird meinen Gott erzürnen und der wird euch strafen."

Der Mann lief wie wüthend umher und schalt alle Anwesenden, daß sie mich anhörten. Ich setzte mich ruhig wieder nieder; die beiden andern und die ganze Menge drängten sich dicht um mich, so daß er seinen Speer nicht auf mich werfen konnte. Um Blutvergießen zu verhindern, erbot ich mich, mit den Lehrern heimzukehren, nachdem ich, so warm ich konnte, gebeten hatte, nicht meinetwegen zu kämpfen. Wir gelangten ungefährdet heim, doch tauchte noch lange Zeit der erzürnte Mann fast täglich neben mir auf, mochte ich sein wo ich wollte. Unzählige Male hat er seine Goliathwaffe gegen mich erhoben; Gott hielt seine Hand, er warf sie nicht nach mir! Ohne Zweifel hatte dieser Fall bei Manchen den Glauben an Zauberei erschüttert; aber auszurotten ist er selbst bei den Bekehrten dieser Inseln nicht ganz.

Zu Letzteren durfte ich die beiden anderen „geweihten Männer" freilich nicht zählen, aber sie blieben mir günstig gesinnt, forderten sogar einen Lehrer in ihre Mitte und erlaubten, daß einige junge Leute täglich in unsre Schule kamen. Die beiden Priester und einige Andere begannen um diese Zeit, sich zu bekleiden und hielten sich fleißig zu mir. Wenn sie auch noch nicht Christen waren, so schienen sie doch „dem Reiche Gottes nicht mehr fern" zu sein. Einige fingen an, mit ihren Familien zu beten und ihre Bitten an den zu richten, der sie erhören kann. Eine Anzahl von diesen begleitete mich nun von Ort zu Ort, wenn ich in ihre Nähe kam und hatten sichtliche Freude an der Belehrung aus dem Worte Gottes.

Wieder einmal waren die Kämpfe begonnen worden; unsere Dorfbewohner hatten einen Wald niedergebrannt, um sich besser vor Ueberrumpelungen bewahren zu können; trotzdem hatte der Feind sie einst überrascht und zwar während einer

Berathung, wobei Viele aus den Dörfern am Hafen gefallen waren. Mit wahrer Wuth wurde der Kampf nun geführt und lange hatte ich die Leute wieder nur im Lager und auf den Schlachtfeldern zu besuchen. Sie sahen es jetzt sehr gern, daß ich kam und bei ihnen Gottesdienst hielt; sie bestimmten Waffenruhe für diese Stunden und holten mich in ihr Lager ab; wohlbewaffnet gingen sie vor und hinter mir und erwiesen mir alle Freundlichkeit.

Sehr wenig sagte es ihnen zu, daß ich auch zu den Feinden ging; sie wollten, ich sollte nur für sie zu Gott beten. Ich mußte ihnen wiederholt erklären, daß Gott der Vater Aller sei und daß er wolle, ich solle mich Aller annehmen. Nur mit Hülfe der beiden früheren Priester, die mich nicht hatten tödten können, gelang es mir, zu den Feinden zu kommen. Konnte ich auch nicht alsbald den Frieden bewirken, so wurde doch seltener gekämpft und dann wieder einmal Frieden geschlossen, der aber leider selten etwas anderes war, als ein Waffenstillstand.

Auf der zweiten Missionsstation, auf der Südwestseite der Insel, arbeiteten wie schon gesagt Mr. und Mrs. Mathieson; leider waren Beide von zartem Körperbau und hatten Anlage zur Schwindsucht. Trotzdem waren sie stets eifrig am Werke. Um diese Zeit ließen sie mich bitten, ihnen womöglich etwas Mehl zu senden, da sie schon länger ohne alle europäischen Nahrungsstoffe und überhaupt ohne Zufuhr von außen geblieben waren. Der Krieg machte es unmöglich, zu Lande bis zu ihnen zu dringen und Sturm und hochgehende Wogen schlossen den Seeweg für mein Boot wenigstens ebenfalls aus. Ich bat Nowar und Manuman, einige tüchtige Männer zu werben und mich in ihrem stärksten Canoe hinzurudern. Sie willigten ein und wir fuhren ab. Ich hatte einen ziemlich großen Topf mit Mehl gefüllt, den festschließenden Deckel darauf gebunden und diesen kostbaren Schatz in der Mitte des Bootes befestigt. Was wir sonst bedurften, banden wir an unsere Körper fest. Nur wirkliche Noth konnte das Unter=

nehmen bei dem Zustand, in dem Meer und Land sich befanden, rechtfertigen. Sie waren Alle ihre See gewohnt und dazu gute Schwimmer, ein Vorzug, dessen ich mich nicht eben rühmen kann.

Indem wir die Insel umfuhren, mußten wir uns außerhalb der hohen Wellen halten, welche an die Korallenriffe anschlugen und bald waren wir vom Schaum der furchtbaren Brandung völlig durchnäßt. Wir waren noch etwa 2 Meilen (engl.) von unserem Bestimmungsorte entfernt, als Alle erklärten, sie könnten nicht weiter rudern. Ihre Anstrengungen waren groß gewesen und so mußte ich einwilligen, schon hier ans Land gesetzt zu werden, in der Nähe eines Ortes, der nicht zum Kriegsschauplatze gehörte, und an dem meine Ruderer Freunde hatten. Mir schien aber gerade hier die Brandung furchtbarer als an anderen Stellen und so machte ich den Versuch, sie doch zum Weiterfahren zu bewegen, indem ich ihnen vorstellte, daß das Boot an den Korallenriffen zerschellen müßte, daß unsere Vorräthe verloren seien und Einige von uns sicher ertrinken würden. Dessenungeachtet wendeten sie die Spitze des Bootes landwärts, erhielten sich durch entgegengesetzte Ruderschläge möglichst auf ein und derselben Stelle, die Wellen scharf beobachtend. Endlich rief der Anführer: „Missi festhalten! Da kommt eine kleinere Welle, sie soll uns ans Land bringen.“

Ich sandte flehentliche Gebete für uns Alle zum Herrn! Jetzt war die Welle unter uns; alle Ruder schlugen ein und wie eine Möve schoß unser Boot auf und mit der Woge gegen den Strand zu. Im nächsten Augenblick hatte diese das Riff erreicht und warf sich im Rücklauf mit mächtigem Lärm über unser Boot; fast alle sprangen nun in die Fluth, um halb schwimmend, halb watend das Land zu erreichen. Auch ich folgte dem Beispiel und ward von einem der Männer erfaßt, dessen Arbeit von einer Welle erleichtert ward, indem sie uns Beide auf den Strand warf. Im Nu waren Alle um mich versammelt und als ich Gott für unsere Rettung gedankt hatte,

sah ich, daß Manuman, der einäugige Beschützer meiner Bestrebungen, noch im Boote war und von den Wogen umhergeworfen ward. Alsbald stürzten sich Mehrere wieder in die Brandung, ergriffen das Boot und brachten es mit Manuman glücklich ans Land. Nach einem innigen Dankgebet für unsre Rettung und den Leuten für ihre treue Hülfe herzlich dankend miethete ich einen Bewohner des Dorfes, um den ganz trocken gebliebenen Mehltopf und was wir sonst mitgenommen hatten auf die Missionsstation zu tragen; ich schloß mich ihm an, während meine Leute sich vornahmen, bei ihren Freunden in dem Dorfe zu bleiben, bis ruhigeres Wetter sichere Heimkehr gestatten würde.

Mit großer Freude und Dankbarkeit empfingen Mr. Mathieson und seine Frau mich und die Vorräthe, die sie aus großer Noth befreiten. Nachdem ich einige Stunden Schlafs genossen hatte, bereitete ich mich zur Heimkehr, da ich aus Furcht vor Zerstörung meines Häuschens durchaus nicht länger fern bleiben durfte. Ich war noch nicht weit auf meinem Rückwege gekommen, als die Sonne unterging; in dem Stationsorte hatte ich Niemand bewegen können, mich zu begleiten; auch Eingeborene später passirter Dörfer weigerten sich, da wir beim Durchschreiten des Landes der kriegführenden Stämme ganz ohne Zweifel getödtet werden würden. Ich rechnete nächst Gottes Schutz auf die Feigheit der Eingebornen, die Nachts nie außer in großen Zügen ihre Dörfer verlassen. Ich wußte, es werde beim Betreten der feindlichen Districte völlig dunkel sein und so hoffte ich, Niemand im Freien anzutreffen, wenn ich nur die Dörfer vermiede. So hielt ich mich zunächst an der Küste, folgte dieser und versteckte mich im landwärts liegenden Busch, wenn ich Stimmen hörte, bis diese verklungen waren.

Nachdem ich etwa die Hälfte meines Weges theils rasch gehend, theils laufend zurückgelegt hatte, hörte der flache Strand auf, der mir bisher so bequem gewesen war. Die Küste begann hier bergig zu werden; es blieb mir, da ich

das innere Land durchaus vermeiden mußte, kein andrer Ausweg, als auf dem nun felsigen Ufer dem Meere entlang meinen Weg fortzusetzen. Aber auch dort oben waren Dörfer und ich mußte mehr kriechend als gehend meinen Weg in der Dunkelheit suchen. Tief unter mir tobte das Meer noch wie am Morgen; senkrecht fielen die Felsen dorthin ab; ein Fehltritt, ein Gleiten und ich war verloren. Aber es kam noch schlimmer, der Fels fiel plötzlich nicht nur neben mir, sondern auch vor mir steil ab; ich wußte, ich mußte an einem Bach angekommen sein, der hier ins Meer fällt. Da ich hier unmöglich hinunter klimmen konnte, mußte ich landeinwärts mich wenden, am Laufe des Baches aufwärts, wo ich eine Stelle kannte, an welcher ich absteigen und ihn durchwaten konnte. Diese mußte ich in der dunklen Nacht verfehlt haben; ich war ganz nahe bei einem unsrer schlimmsten Dörfer angelangt, ich sah die Feuer in den Hütten und hörte die Stimmen der Bewohner. Den Morgen erwarten, um die beste Stelle zum Abstieg sehen zu können, wäre der sichre Tod gewesen; so mußte ich wieder an die Küste kriechen, wo ich, orientiert wie ich jetzt war, auch eine Stelle wußte, wo ein Abstieg oder Abrutsch nicht ganz unmöglich war. Als ich glaubte dieselbe erreicht zn haben, versuchte ich durch Hinunterwerfen von Steinen mich zu vergewissern, auch meinen Schirm schob ich hinunter, aber ich hörte ihn nicht aufschlagen, weder auf Wasser noch auf Land. Ich war aber ziemlich sicher, zur Stelle zu sein; war die Ebbe schon vorgerückt, so mußte ich auf trocknen Strand fallen, auf dem ich dann bald mein Haus erreichen konnte.

Nach flehentlichem Gebet um Gottes mächtigen Schutz befestigte ich meine Kleider so eng als möglich um mich, so daß ich im Rutschen nirgends hängen bleiben konnte, legte mich auf den Rücken, hob den Kopf möglichst hoch und ließ mich, erst noch einen Zweig festhaltend, langsam los; ich streckte beide Arme krampfhaft vor mich, versuchte auch die Füße so hoch als möglich über der Erde gerade auszustrecken. Mit

einem Flehen zum Heiland ließ ich den Zweig los; ein drehender Schwindel ergriff mich; es war, als ob ich durch die Luft flöge und die wenigen Secunden erschienen wie eine sehr lange Zeit. Aber ich stieß an kein Hinderniß, bis meine Füße in die See kamen. Die Ebbe war in starkem Rückfluß, so kam ich ohne bedeutende Verletzung auf die Füße, fand sogar meinen Schirm und konnte rasch aus dem niedrigen Wasser auf den trocknen Strand waten, wo die Fortsetzung des Weges leicht war. Eben die tiefe Dunkelheit war in Gottes Hand meine Rettung; ich traf keine Seele, bis ich an ein Dorf der Unsrigen gelangte, aber gerade dort drohte mir noch Gefahr. Als ich mich näherte, glaubten sie, es sei einer von den Feinden und wollten Feuer geben. Mein Zuruf: „Ich bin Missi! schießt nicht! ich grüße euch Alle!“ hielt sie noch rechtzeitig davon zurück.

Mit welchem Dank ich den Herrn pries für solchen Schutz und welch' erfrischenden Schlaf ich in meiner Hütte fand, läßt sich denken. Als am nächsten Morgen die Eingeborenen von meiner Wanderung hörten, sagten Alle: „Jeder von uns wäre getödtet worden bei dem Absturz! Wahrlich nur euer Gott Jehova ist stark genug, um an solcher Stelle zu schützen!“ Mit Rührung und aus vollem Herzen sagte ich: „Ja! Ihr habt Recht, Freunde! Und dieser Jehova will auch euch helfen und schützen, wenn ihr ihm nur gehorchen, wenn ihr an ihn glauben wollt!“

In der That, jene Nacht war eine Prüfung meines Glaubens. Nur die feste Ueberzeugung, daß ich in seinem Dienste auch in seinem steten Schutze sei, daß er so oder so Alles herrlich hinausführen werde, konnte mich die Reise durchführen lassen, die als eine Pflicht für den Bruder mir aufgegeben war. Ja, Pauli Worte sind wahr, heute und in alle Ewigkeit: „Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christus!“

Neuntes Kapitel.

Tiefere Schatten.

Im September 1860 hatte ich das Glück, in Pastor Johnston und seiner Frau eifrige Mitarbeiter auf dem Felde der Mission in Tanna zu bewillkommnen. Von Neuschottland kommend, hatten sie die ganze Gruppe der Neuhebriden besucht und sich für Tanna als Arbeitsfeld entschieden. Sie blieben für die Dauer der Regenzeit und bis sie sich eine Station fertig gestellt hatten, meine Gäste. O welcher Genuß lag in dem Verkehr mit Landsleuten, die eines Glaubens, einer Gesinnung mit mir waren! Mr. und Mrs. Johnston benutzten die Zeit, um von mir in der Sprache der Eingeborenen unterrichtet zu werden, wobei sie von Eifer beseelt erstaunliche Fortschritte machten, so daß Beide fast von Anfang an bei der Missionsarbeit von Nutzen waren. Niemand könnte sich bessere treuere Gehülfen wünschen, als Beide es waren.

Um diese Zeit bekam ich einen neuen Beweis von dem bösen, ich möchte sagen höllischen Geiste, welcher manche der Händler den armen Eingeborenen gegenüber beseelte. Eines Morgens liefen drei oder vier Schiffe in unseren Hafen und warfen Anker. Die Kapitäne besuchten mich; einer von ihnen sagte mit sichtlichem Behagen: „Wir verstehen es, Ihre stolzen Tannesen zu beugen! Wir werden sie Ihnen gehorsam machen!" Nichts Gutes von diesen Leuten erwartend, erwiderte ich: „Sie haben hoffentlich nicht vor, diesen armen Menschen mit Gewalt zu begegnen?" Nicht etwa beschämt, sondern lachend gab der

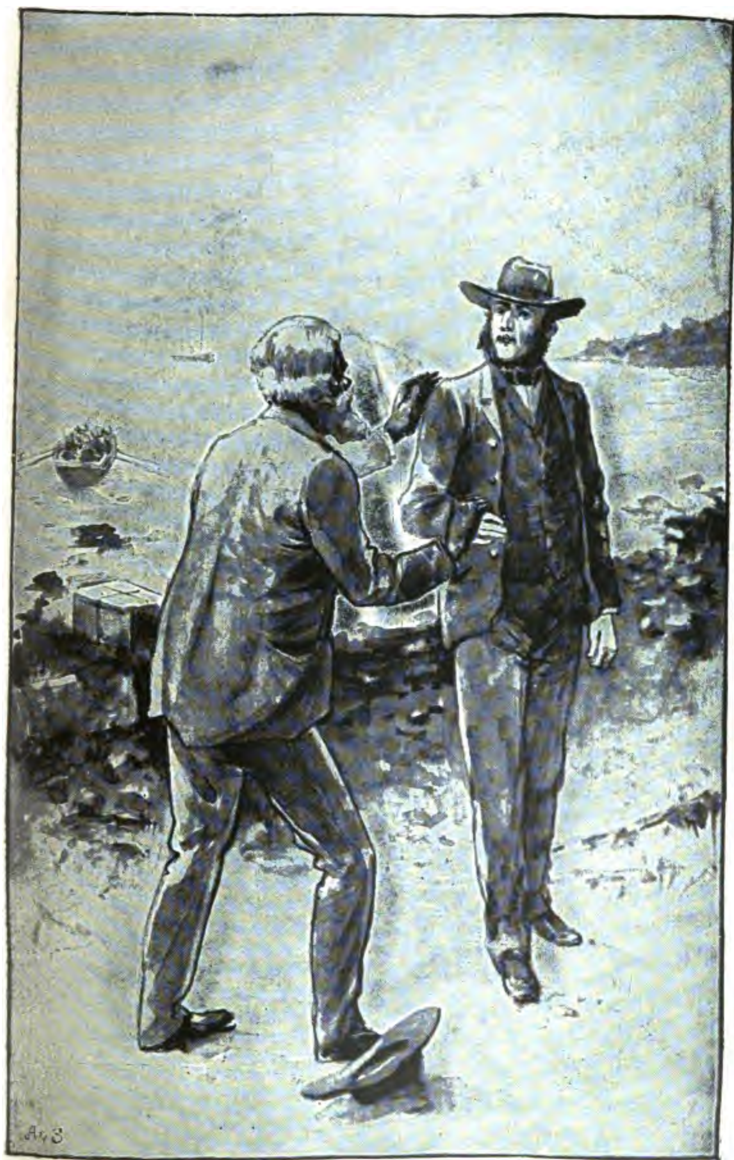
Mann zur Antwort: „Wir haben ihnen die Masern gebracht! Das wird sie schockweise hinraffen! Vier kranke junge Leute haben wir in verschiedenen Häfen ans Land gesetzt; das wird ihre Reihen lichten!“

Ueber alle Maßen empört protestirte ich gegen solche Schändlichkeit und erhielt die Antwort: „Unsere Parole ist — diese Geschöpfe vertilgen, damit der Weiße sich des Landes bemächtige!“ In solchem teuflischen Geiste hatten sie auch einen jungen Häuptling, Kepuku, den Schützer von Mr. und Mrs. Mathieson, durch Versprechen eines Geschenkes auf eines ihrer Schiffe gelockt. An Bord hatten sie ihn vierundzwanzig Stunden ohne Nahrung gelassen und ihn in den Raum gesperrt, in welchem Maserkranke lagen. Dann hatten die Schändlichen ihn wieder auf die Insel gebracht, wo er schwach und in höchster Erregung doch noch zu seinem Stamm zurückkehren konnte. Er hatte in der Missionsstation Herrn Mathieson erzählt, was ihm geschehen war und glaubte die Krankheit schon in sich zu fühlen. Ich schäme mich einzugestehen, daß diese demoralisirten Sandelholzhändler meine Landsleute waren und daß sie mit gutem Bedacht so teuflisch handelten. Die Mehrzahl von ihnen war dem Trunk ergeben und ihr Verkehr mit den Insulanern glich durchweg einer Pest.

Die Krankheit verbreitete sich ebenso rasch, als sie in heftigster Weise auftrat. In manchen Dörfern lagen fast Alle, so daß kaum Jemand zu finden war, der den Fiebernden einen Trunk Wasser reichen konnte. Die Furcht wuchs so unter den armen Heiden, daß sich fast Niemand fand, der mir beim Begraben der Leichen helfen wollte. Von meinen Lehrern und in deren Familien waren allein dreizehn Personen hingerafft worden! Die Ueberlebenden waren von Schreck und Angst so gelähmt, daß, als der kleine Missions-Schooner „John Knox“ in Port Resolution landete, Alle nach Aneityum zurückkehrten, mich und meinen alten treuen Abraham ausgenommen. Voraussetzend, die ganze Station werde aufgelöst und auch ich würde die Insel verlassen, kam er mit seinen wenigen Habseligkeiten

an den Hafen. Als er sah, daß ich blieb, sagte er: „Missi, wir sind jetzt in sehr großer Gefahr! Wollt ihr nicht mitkommen? oder soll ich bleiben? Würdet ihr es gern sehen, wenn ich bei euch bliebe?“ „Ja, Abraham“, erwiderte ich, „ganz gewiß behielte ich euch sehr gern in meiner Nähe; aber die Umstände sind der Art, daß ich euch nicht darum bitten kann.“ „Dann bleibe ich aus freier Wahl, Missi“, antwortete Abraham, „und ich bleibe gern. Wir wollen zusammen arbeiten, so lange wir in Tanna das Leben erhalten können!“ Mit diesen Worten legte der gute Mann sein Bündel auf die Schulter und ist in allen späteren Schicksalen treu an meiner Seite gewesen!

Ehe die unselige Epidemie ruchlos unter die Tannesen geschleudert ward, hatten wir, Mr. Copeland und ich, begonnen, für unsere Helfer, Herrn und Frau Johnston, auf der Nordwestseite der Insel in Black Beach die Niederlassung zu gründen. Besser als man hoffen konnte und rascher kamen wir damit vorwärts; die Lehrer waren angesiedelt und man konnte daran denken, bald das Werk auch an jener Seite der Insel zu beginnen. Aber diese Krankheit vernichtete alle unsere Hoffnungen; die Wuth der armen mißhandelten Bewohner kehrte sich ebenso gegen uns, die wir ihnen nur wohl wollten, wie gegen ihre Feinde — waren ja doch auch wir Weiße! Selbst meine Arzneien, die doch früher gern und sogar von den Feindlichsten in der Noth begehrt worden waren, und die Hülfe, welche das Ehepaar Johnston und ich bei der täglichen Pflege den armen Schwerkranken brachten, ward nicht von Allen angenommen, obgleich nur Einzelne von denen starben, welche sich unserer Behandlung anvertrauten. Die Uebrigen begingen auf der Höhe des Fiebers die unsinnigsten Dinge: Viele sprangen ins Meer, um die glühende Hitze zu mildern und fanden einen fast augenblicklichen Tod. Andere suchten ihre brennende Haut in der Erde zu kühlen, in die sie sich graben ließen, tiefer und tiefer, wenn die obere Schicht erhitzt war, und Viele starben buchstäblich in ihrem Grabe!



Der edle Abraham. Seite 124.

Unvergeßlich bis zum letzten Athemzuge bleibt mir der 1. Januar 1861. Mr. Johnston, seine Frau, Abraham und ich hatten einen Theil des Tages zusammen zugebracht; wir hatten einen neuen Bund vor Gottes Angesicht geschlossen, hatten uns aufs Neue versprochen, im Dienst des Herrn auszuhalten, uns den Heiden der Neuhebriden zu widmen und fühlten uns gehoben und gestärkt. Als Herr und Frau Johnston nach dem Abendgebet nach ihrem Häuschen gingen, das kaum zwölf Fuß von dem meinen errichtet war, kehrte er zu mir zurück, um mich zu benachrichtigen, daß zwei mit Keulen Bewaffnete, deren Gesichter geschwärzt waren, unter meinem Fenster ständen. Ich ging mit Herrn Johnston hinaus und erhielt auf die Frage, was sie wollten, die Antwort: „Arznei für einen kranken Knaben!“ Ich nahm die Beiden herein, behielt sie auch, während ich die Arznei bereitete, im Auge; ich war sicher, ihre unkenntlichen Gesichter waren nicht umsonst geschwärzt. Sie wollten die Medicin nicht in Empfang nehmen, sondern griffen Beide nach ihrem Killingstone, einem steinernen Todtschläger. Ich sah sie festen Blickes an und sagte, sie müßten sich entfernen; es sei spät, Herr Johnston gehe auch, und morgen sei ich zu weiterem Dienst für den Kranken bereit. Statt meiner Aufforderung zu folgen, griffen sie zu ihren Keulen; ich ging auf sie zu, um sie sanft hinauszuschieben, doch wendeten sie selbst um, als sie mich entschlossen sahen, sie zu entfernen. Herr Johnston war voraus gegangen; er war schon im Freien und hätte nur die wenigen Schritte bis zu seiner Thür zu machen gehabt; aber er bückte sich, um ein Kätzchen aufzuheben, das aus meiner Wohnung entwischt war; in diesem Augenblick schlug der nachfolgende Wilde mit der Keule auf ihn; zwar war Mr. Johnston noch durch Ausweichen dem Hauptschlag entgangen, stürzte aber doch mit einem Schrei zu Boden. Das steigerte den Muth der Beiden, die nun auf den Armen losstürmend, ihn leicht zu tödten gedachten. Aber unsere beiden treuen Hunde sprangen mit wildem Geheul an ihnen in die Höhe. Ich eilte herzu, sah die Gefahr des

Freundes und frug die Leute: „Was wollt ihr? Sagt es mir, denn er versteht eure Sprache nicht!“ Eine Antwort erfolgte nicht; Beide erhoben ihre Keulen gegen mich; aber die Hunde sprangen ihnen ins Gesicht und vereitelten den Schlag. Der eine traf theilweise den Hund, der bös gequetscht ward, der andere Hieb traf den Boden. Da die Hunde nicht nachließen, an ihnen hinauf zu springen, so liefen die Männer davon, obgleich beide Hunde keiner Rasse angehörten, die ihnen irgend Schaden anthun konnten; es waren kleine Terriers, die nur durch ihre große Wachsamkeit und ihren Muth uns wiederholt genützt haben.

Den Fliehenden schloß sich eine Menge Anderer an, welche im Busch versteckt gewesen waren. Davids Erfahrung, Gott ist unsere Zuflucht und unsere Stärke, ward auch die unsrige in jener Nacht. Obgleich ich, an solche Momente in Tanna nun schon gewöhnt und nachdem ich Gott von Herzen für die Errettung gedankt hatte, ruhig und fest in seinem Schutze schlief, war das doch bei meinem Freunde nicht der Fall. Mr. Johnston war durch mehrere Tage sehr erregt und ich habe den von Natur heitern Mann von dem Moment an nie wieder lächeln sehen. Er sagte mir am andern Morgen: „Ich kann immer nur sagen: schon am Rande der Ewigkeit! Wie habe ich meine Zeit verwendet? Was habe ich gethan? Habe ich genug Liebe und Eifer für die Seelen Anderer bethätigt? Ich wußte ja, als ich meinen Beruf wählte, daß mein Leben in steter Gefahr sein werde, aber erst das Gefühl wirklicher Todesnähe zeigt uns die ganze Wichtigkeit des Lebens, für das wir verantwortlich sind, und den ganzen Ernst des Todes, der uns vor Gottes Thron ruft!“ Er ging dann in sein Haus und blieb den größten Theil des Tages allein und im Gebet.

Am nächsten Tage und die folgenden waren wir vier in Ausführung unseres erneuerten Gelöbnisses fast die ganzen Tage bei den Kranken in den Hütten, ihnen so viel es in unserer Macht stand, Erleichterung zu bringen. Am 16. Januar



„Die Hunde sprangen ihnen ins Gesicht.“ Seite 126.

hatte ich Holz zum Bau eines weiteren Häuschens zu behauen; Mahanan, der Bruder des Kriegshäuptlings, stand mit seinem Tomahawk stundenlang in meiner Nähe und sah mir zu. Wie immer in solchen Fällen arbeitete ich weiter, suchte aber den ungebetenen Gast doch möglichst zu beobachten. Das war bei Garten und Feldarbeit stets ganz gut möglich gewesen; hier aber bedurfte mein scharfes Werkzeug ungetheilter Aufmerksamkeit, die ich nicht gab und so glitt einer meiner Schläge vom Balken ab und fuhr mir ins Bein. „Das habe ich nicht gethan!“ rief Mahanan, indem er fortlief, schien aber nicht eben betrübt, daß ich mich verletzt hatte. Verschiedene Blutgefäße waren zerschnitten und der Knöchel nicht ganz unverletzt. Ich verband die Wunde so gut ich konnte, machte kalte Umschläge, hatte aber doch große Schmerzen und mußte die Wunde gut pflegen, um sie möglichst bald zu heilen, denn meine Hülfe bei den Kranken war nicht gut zu entbehren; da Johnstons sich oft nicht mit ihnen verständigen konnten, ließ ich mich hie und da zu den Kranken tragen, um die Medicin zu bringen und anwenden zu lehren.

Mr. Johnston sah von Tag zu Tag elender aus, da er fast gar nicht schlief; am 16. Januar, am Tage, wo ich mich verwundet hatte, sandte er zu mir um mein Fläschchen Laudanum; ich fügte, um ganz sicher zu sein, einen Zettel bei, auf dem ich die Zahl der Tropfen notirte, obgleich er dieselbe bereits kannte und von mir verschiedenen Kranken gegeben hatte. Er selbst nahm eine Dosis und gab seiner Frau eine solche und kam andern Tages an mein Bett mit den Worten: „Wie barmherzig ist doch Gott, der so segensreiche Hülfe in die Natur legte! Ich habe so herrlich geruht und fühle mich endlich wieder fähig zur Arbeit.“ Er wiederholte es am Abend und sprach sich am andern Morgen eben so dankbar und erfreut aus über die Wirkung des Schlafes auf seinen heruntergekommenen Körper.

Am dritten Tage kam Frau Johnston und rief mir zu, sie könne ihren Mann nicht erwecken, obgleich es fast Mittag

sei. Mein Wundfieber war gerade den Tag ziemlich hochgradig, aber ich konnte dessen nun nicht achten, sondern schleppte mich an Mr. Johnstons Bett. Ich fand ihn im tiefen Schlafe, die Zähne vom Kinnbackenkrampf fest geschlossen. Nur nach und nach und mit großer Mühe gelang es, ein Gegenmittel einzuflößen. Nach zwölf Stunden, während welchen wir Alles gethan hatten, was möglich war, begann er zu sprechen, am nächsten Tage konnte er einige Schritte machen. Zwei Tage blieb der Zustand ein sehr wechselnder; am 21. Januar nahm der Betäubungszustand wieder überhand, der nun keinem Mittel mehr wich. Um 2 Uhr hatte Pastor Johnston ausgelitten! Seine arme Frau und ich empfanden den Verlust des theuern Mannes aufs schmerzlichste. Wir bestatteten seine irdische Hülle neben denen meiner seligen Frau und meines Kindes, in der Nähe und unter dem Schutze des Missionshauses. Mrs. Johnston kehrte mit dem ersten Schiff nach Aneityum zurück, wo sie durch drei Jahre auf Dr. Geddies Missionsstation die Mädchenschule übernahm. Später heirathete sie meinen Freund Pastor Copeland und brachte den Rest ihres Lebens mit ihm auf Fotuna zu, wo Beide ihrer Lebensaufgabe, die Heiden für den Herrn zu gewinnen, mit größtem Eifer sich hingaben.

Für mich war Herrn Johnstons Tod ein sehr schwerer Verlust; er schien ganz und gar der Mann zu sein, der durch herrliche Gesundheit geeignet war, dem Klima zu trotzen und Jahre hindurch seinen Eifer der Sache Gottes auf Tanna zu weihen. Die drei Wochen, welche er nach jenem Ueberfall am Neujahrstage noch lebte, war er von Grund aus verändert. Er wollte zwar nicht zugeben, daß der Keulenschlag ihn heftig genug getroffen habe, um zu schaden; aber da er auf den Rücken gezielt war, so ist immerhin eine Verletzung des Rückgrats oder des Gehirns möglich und jedenfalls war es dies Ereigniß, das den Mann so wesentlich beeinflußte und änderte. Unser Verkehr war namentlich für mich, den schon Jahre hindurch Vereinsamten, ein hoher Genuß gewesen und ich ver-

mißte ihn schmerzlich. „Nicht verloren — nur vorangegangen!“

Einer anderen traurigen Begebenheit, die sich sehr bald nach diesem Todesfall zutrug, muß ich auch erwähnen. Kowia, ein Tannesischer Häuptling hohen Ranges, war in seiner Jugend nach Aneityum gekommen und dort im Christenthum unterwiesen worden; er hatte dort eine Christin geheirathet, war kurze Zeit, ehe die Masern ausbrachen, mit Frau und zwei Kindern nach Tanna heimgekehrt und stellte sich entschieden und offen auf meine Seite. Er bot mir an, als Lehrer unter mir zu arbeiten, was ich dankbar annahm, da ich sein Bekenntniß treu erfand und da seinem Eifer seine Stellung als Häuptling Nachdruck geben konnte. Von den Stammesgenossen gedrängt, den Gott Jehova aufzugeben, drohten sie ihm mit Wegnahme seiner Ländereien und mit seiner Entsetzung als Häuptling. „Nehmt Alles!“ war Kowias Antwort, „ich halte mich dennoch zu Missi und dem christlichen Gottesdienst.“ Von den Drohungen gingen sie zu Spott und Beschimpfungen über, die er lange geduldig hinnahm; dann aber bei einer solchen, die vor mir und einer großen Menge geschah, gerieth der Mann in Harnisch. Er stand würdevoll auf, sah mit flammenden Augen um sich und sagte: „Missi, die Leute glauben, ich sei ein Feigling, weil ich ein Christ bin! Sie beschimpfen mich so oft und so hart sie können. Aber nur dies eine Mal will ich ihnen beweisen, daß ich nicht feige und noch ihr Häuptling bin und daß das Christenthum nichts von uns nimmt, sondern Muth und Kraft stärkt!“ Mit diesen Worten sprang er zu einem der Männer, entwand ihm im Nu die Keule und sie wie ein Spielzeug über seinem Kopfe wirbelnd rief Kowia: „Kommt, kommt Alle und versucht eure Kraft! Mein Gott stärkt mir Herz und Arm! Er wird mir helfen, wie er mir überall hilft! Kommt doch! Ich will euch zeigen, daß ich noch euer Haupt bin!“ Alle entflohen, als er sich näherte und er rief: „Nun, wo sind denn die Memmen?“ Er legte die Keule nieder und hatte Ruhe vor Spott und Be-

schimpfungen. Er wohnte mit Frau und Kindern in einem Häuschen, das ich inzwischen dem meinen ganz nahe errichtet hatte; er war für Abraham und mich eine werthvolle Hülfe, schon weil er doch ungefährdeter überall auftreten konnte, als wir.

Meine Verwundung, das Fieber und der Tod Mr. Johnstons, der mich gezwungen hatte, beides zu vernachlässigen, warf mich darnieder. Eines Tages, als ich nach längerer Bewußtlosigkeit zu mir kam, saß Kowia an meinem Lager; als ich die Augen öffnete, erfreute es ihn und er begann mir von Allem zu erzählen, was geschehen war, seit ich krank lag. Viel zu schwach, um ihm antworten zu können, schwieg ich und schloß, da mir die Sinne wieder zu vergehen schienen, die Augen. „Missi", sagte der treue Mensch, „Alles ist todt! Wenn auch ich sterbe, wer wird euch die Kokosnüsse vom Baum holen, wer wird euch kühlen Trunk bringen? wer wird euch Lippen und Stirn anfeuchten?" Aufs tiefste gerührt durch diese Aeußerungen eines ehemaligen Kannibalen lag ich da, noch immer unfähig zu sprechen. Da kniete Kowia nieder und ich hörte ihn beten: „O mein Heiland Jesus! Missi Johnston ist todt; du hast ihn in dein Reich aufgenommen! Missi Johnston, die Frau, und Missi Paton sind schwer krank! Ich bin krank und deine Diener aus Aneityum sind krank und sterbend! O Herr, willst du deine Diener und dein heiliges Wort ganz wegnehmen aus diesem dunklen Lande? Die Tannesen hassen dich und deinen Dienst, aber du willst doch gewiß nicht die Armen verlassen, die dich nicht erkennen! Laß sie nicht in der Finsterniß; mache die Herzen geneigt, dein Wort aufzunehmen; lehre sie dich fürchten und Jesus zu lieben und mache Missi Paton gesund, damit Tanna gerettet werde!"

Das war eine Arznei für mich, eine von Gott gesendete, die mich aufrichtete und stärkte. Von da an erholte ich mich langsam. Wenige Tage später kam Kowia wieder und rief: „Missi, ich bin sehr schwach; ich werde sterben. Ich komme, Abschied von euch zu nehmen; ich werde bald daheim sein bei Jesus." Auf meine Fragen, was geschehen sei — ich lag

noch immer und man hatte mir die Trauernachrichten verborgen — sagte Kowia: „Missi, seit ihr krank seid, habe ich Weib und Kinder verloren und begraben. Wir aus Aneityum sind alle krank, die Meisten sind todt, ich bin sterbend. Wenn ich hier oben auf dem Hügel sterbe, wird Niemand Abraham helfen, mich hinunter zu tragen und mein Grab neben Frau und Kindern zu machen. So will ich unten sterben, will neben ihnen liegen und mit ihnen auferstehen, wenn der Heiland wiederkommt. Ich bin froh, zu Jesus zu gehen, Missi! Nur Eines bekümmert mich, daß alle Diener Jehovas von Tanna genommen werden! O Missi betet für unsre armen Brüder und betet noch ein Mal für mich!“ Er kniete an meinem Lager nieder und wir beteten aus tiefstem Herzen für einander und für Tanna. Meine Bitten zu bleiben, wies er fest ab. „Missi, ihr wißt nicht, wie nahe ich dem Tode bin. Abraham wird mich führen und mir neben den Meinen das Grab bereiten! Lebt wohl, Missi, wir sehen uns bei Jesus wieder!“

Und nun lag ich allein im stets noch hohen Fieber; es war, als wenn mir das Herz brechen sollte, als ich den treuen Bekenner auf Abrahams Arm gestützt fortwanken sah! Mühsam nur erreichte er die Gräber und kaum sich niederlegend hatte er ausgerungen und entschlief im Herrn. Abraham erfüllte seinen Wunsch und bettete ihn neben Frau und Kindern zur ewigen Ruhe. — So starb ein Mann, der einst Kannibale und Häuptling derselben gewesen, aber durch die Gnade Gottes und die Liebe zum Heiland zu einem wahren Christen geworden war! Er starb wie er gelebt hatte, seit Jesus in seinem Herzen wohnte: ohne die leiseste Todesfurcht und im sich täglich mehrenden Glauben an die Erlösung durch das Blut des Lammes. Kowia beschämt die Verächter des Missionswerkes, die nur zu gern die wirkliche Erneuerung der bekehrten Heiden bestreiten. Ich verlor in ihm einen der besten Freunde, wußte aber damals und weiß es heute, daß an dem großen Tage wenigstens eine Seele aus Tanna dem Herrn Preis und Lob zujubeln wird.

Indem ich hiermit die schreckliche Zeit jener Epidemie abschließe, will ich noch erwähnen, daß, so viel ich feststellen konnte, ein Drittel der Bevölkerung von Tanna hingerafft ward; ja in einzelnen Dörfern fehlte nahezu die Hälfte! Die Ueberlebenden waren oft außer Stande, die Menge der Todten zu bestatten. Nicht besser war es auf den übrigen Inseln der Gruppe; ja, in Aniwa, dem späteren Orte meiner vielen Sorgen, aber auch größeren Erfolge, sind die Menschen noch massenhafter erlegen.

Natürlich benutzten die Holzhändler die Erregung der Bewohner wieder gegen die Mission, indem sie die ihnen ohnehin geläufigen Gedanken, ihre Götter straften sie, weil sie uns duldeten, stets neu belebten. Mehrere dieser Händler erklärten geradezu, sie würden nicht wieder Pulver, Blei, Tabak u. s. w. zum Kaufe nach Tanna bringen, so lange die beiden Stationen beständen, wodurch sie natürlich die Feindschaft gegen uns wieder neu vermehrten; die bedrohlichen Ueberfälle folgten sich einander auf dem Fuße.

Am 3. und wieder am 10. März 1861 suchten furchtbare Orkane die Insel heim; Brodbäume, Kastanien, Kokosbäume lagen umgerissen oder zersplittert in Massen umher; die halbreifen Früchte waren unbrauchbar und da auch die Pflanzungen von Yam und Bananen zerstört wurden, trat später empfindliche Noth an Nahrungsmitteln ein. Die See war weit ins Land gedrungen; Hütten waren umgeweht worden und auch meine Häuschen waren sammt der Kirche der Erde fast gleich gemacht. Gott erhielt sowohl auf Mr. Mathiesons Station wie auf der meinigen einen Raum, der uns für die Nacht Obdach bot; am Tage mußte ich trotz der Regenzeit meist im Freien sein, um die Balken u. s. w. vor der Raublust der Tannesen zu bewahren, damit ich sobald als möglich den Wiederaufbau beginnen könne.

Durch den Tod eines Kindes von Miaki, dem Kriegshäuptling, wurden wieder Menschenopfer veranlaßt; da diesem Kinde „vier Seelen zur Bedienung mitgegeben werden mußten“,

so wurden ebenso viele getödtet. Auch wir waren wieder Gegenstand der Verfolgung; Tage lang mußten wir uns in unserem einzigen bewohnbaren Raum verschanzen, während die Wüthenden draußen meine Hühner und Ziegen tödteten und Feuer anzulegen versuchten. Was anders als Gottes Barmherzigkeit hielt sie ab, in das leicht zu erbrechende Stübchen einzudringen? Wir waren ja hülflos und konnten nur beten — und Gott erhörte und schützte uns.

Um diese Zeit befiel den uns freundlich gesinnten Häuptling Nowar die Furcht, daß er seine Hinneigung zu uns mit dem Leben zu bezahlen haben werde. Er kam, mich zu bitten, zu beschwören, die Insel zu verlassen; ich lehnte es ab, hätte aber auch nicht abreisen können, weil damals kein Schiff im Hafen war. Nowar ward böse und legte, theils um sich zu schützen, die Kleidung ab, bemalte sich wieder wie früher und kam nicht mehr zum Gottesdienst. Drei Wochen später, als es etwas ruhiger geworden, bekleidete er sich wieder und verkehrte mit uns wie früher. Er schien sich des Vorgangs etwas zu schämen. Armer Nowar! wenn er wüßte, wie Viele im christlichen Lande, wo doch dem Leben keine Gefahr droht, den Mantel nach dem Winde hängen!

Der Monat Mai 1861 brachte ein entsetzliches Ereigniß, dessen Wirkungen wie ein Schatten über unsern Weg fielen; ich spreche von dem Märtyrertode der Gordons auf Erromanga, der nächsten nördlich von Tanna gelegenen Insel der Neuhebriden. Im Jahre 1857 hatte Pastor Gordon seine Arbeit dort begonnen und hatte, unterstützt von seiner vortrefflichen Frau, sehr erfolgreich gewirkt; eine nicht unbedeutende Zahl junger Leute waren Christen geworden und lebten in der Missionsstation, sich ganz dem Werke Gordons hingebend und an ihm arbeitend. Aber auch dort hatten die Masern die Bevölkerung vermindert, die Orkane hatten getobt, auch dort hatten die Händler den Aberglauben der Leute benutzt und sie gegen die Missionare aufgestachelt, die Krankheit und Stürme gebracht, oder doch verschuldet hätten.

Ich war mit dem Missionsschiff „John Knox" einmal in Erromanga gewesen und hatte die angenehmsten Eindrücke empfangen. Die jungen Leute, die in der Station lebten, wurden zu Lehrern ausgebildet und es schienen die auf sie gesetzten Hoffnungen durchaus berechtigt zu sein. Mr. Gordon war damals im Begriff, die Mission auf einen höheren Punkt zu verlegen, theils aus Gesundheitsrücksichten, theils um die Bewohner dem schlimmen Einfluß der Sandelholzhändler leichter entziehen zu können.

Am 20. März 1861 war Gordon noch mit dem Dach beschäftigt und hatte seine jungen Leute fortgeschickt, um langes Gras zu bringen, mit dem das Dach gedeckt werden sollte. Eine Anzahl Eingeborener hatte ihn beobachtet und wußte, daß Mr. Gordon allein blieb. Während sich die Mehrzahl im Busch versteckte, gingen zwei Männer und baten den Missionar um Baumwollstoff. Er schrieb auf ein Stückchen Holz, seine Frau möge Jedem zwei Yard geben. Darauf forderten sie Arznei für einen Knaben, die im Missionshause war und so machte sich Mr. Gordon mit den Männern auf den Weg. Von diesen verlangte er, sie sollten voraus gehen, doch bestanden sie darauf, ihm zu folgen. Beim Durchwaten eines Baches, den ich bald nachher aufsuchte, glitt Gordons Fuß aus; im Straucheln ward er von rückwärts durch die Tomahawks der Beiden niedergeschlagen! Der zweite Hieb schon trennte den Kopf fast vom Körper! Die rings umher Versteckten kamen aus ihrem Hinterhalt hervor und zerhieben die Leiche unter wüstem Geschrei in Stücke. Mrs. Gordon trat den Lärm hörend aus dem Hause und sah in der Richtung aus, wo sie ihren Mann bei der Arbeit wußte. Eine dichte Baumgruppe zwischen ihr und dem Bache verhüllte gnädig die Greuelscene! Ouben, einer der Mörder, rannte auf die Station zu und antwortete auf Mrs. Gordons Frage, was der Lärm bedeutete: „O nichts! Die Buben amüsiren sich nur!" Mit den Worten: „wo sind denn die Buben?" machte sie eine kleine Wendung, welche es Ouben ermöglichte, einen

Schlag des Tomahawk auf ihren Rücken fallen zu lassen, der sie niederwarf, während der zweite ins Genick geführt den Kopf fast ganz vom Körper trennte!

Das war das Schicksal der zwei treuen Diener ihres Herrn! Liebe spendend während des ganzen Lebens, im Tode nicht getrennt, erhielten sie die Krone der Märtyrer zugleich, um vereint den Heiland zu schauen und von Williams und Harris bewillkommnet zu werden, welche ihr Blut auf derselben dunklen Insel 1837 vergossen hatten! Es konnte keine treueren Boten geben, als beide Gordons waren. Den Verlauf der Dinge erfuhr ich an Ort und Stelle von Augenzeugen und einem Mr. Milne, einem der wenigen anständigen Händler, welcher sich eben in Erromanga befand und welcher den christlichen Eingeborenen half, die schrecklich verstümmelten Körper zu bestatten.

Strenge Beurtheiler daheim, die Alles von ihrem ungefährdeten Sitz am Schreibtisch aus beurtheilen, haben Mr. Gordon der Sorglosigkeit angeklagt. Was würden *sie* aber in solcher schwierigen Lage gethan haben? „Und wenn Mr. Gordon unvorsichtig gewesen wäre“, schreibt Dr. Inglis in Aneityum, der beste Kenner und Beurtheiler aller unserer Zustände auf diesen Inseln, — „so konnte dies von seiner Frau unmöglich behauptet werden. Sie war eine zarte, sanfte, liebende Seele; ruhig, ohne Klage, vorsichtig, ernst und ganz dem Herrn hingegeben. Sie war von Allen geachtet und geliebt, die sie kannten.“ Ich bezeuge die Wahrheit dieser Worte aus vollem Herzen und füge hinzu, daß jeder gewissenhafte Missionar in gleicher Lage wie Mr. Gordon gehandelt hätte. Wenige Wochen vor diesem Ereigniß hatte ich noch einen Brief von ihm erhalten, der die Hoffnung aussprach, daß die Erregung der Leute, welche die Epidemie, der Aberglaube und der schändliche Einfluß der Händler hervorgerufen habe, sich bald legen werde.

Wenige Tage später brachte ein Händler auf seinem Schiffe eine ganze Anzahl Bewohner von Erromanga nach Tanna.

Sie beriefen die Häuptlinge und forderten sie auf, ihrem Beispiel zu folgen, oder, wenn sie es nicht thun wollten, Mr. und Mrs. Mathieson, die Lehrer, Abraham und mich durch sie aus dem Wege räumen zu lassen. Dann wollten sie vereint nach Aneityum ziehen, dort ebenso handeln und so die Hebriden von den verhaßten Christen ganz befreien. Unsre Häuptlinge wiesen, durch den Allbarmherzigen gehalten, beide Anerbietungen zurück und die Leute kehrten verdrießlich nach Erromanga heim. Aber ohne Wirkung blieb die Besprechung nicht: schon am nächsten Tage drangen sowohl in meine als in Mr. Mathiesons Station zahlreiche Insulaner, um uns das Vorgefallene zu erzählen und die That zu rühmen. Mit der ihnen eigenen Lebhaftigkeit schrieen sie in meiner Gegenwart: „Ehre den Bewohnern von Erromanga! Sie haben ihren Missi und sein Weib getödtet und Jehova und seinen Dienst vertrieben!“ Meine Entgegnung, Gott werde die böse That und ihre bösen Reden strafen, wenn Er es an der Zeit halte, brüllten sie mit: „Ehre den Erromanganern!“ nieder.

Auf allen diesen Inseln halten die Leute den Tod nicht für etwas in der Natur Begründetes, sondern stets für die Folge von Nahak oder Zauberei. Stirbt Jemand, so wird so lange darüber gesprochen, bis sie den Schuldigen gefunden zu haben glauben und dann bestimmen sie Einen oder den Andern, den Tod durch Blut zu rächen, oder auch sie morden ihn gleich zusammen. Aus der Rache dafür entstehen dann immer wieder die neuen Kämpfe und Kriege der Unglückseligen. Nowar fand es jetzt wieder einmal gerathen, sich zu bemalen, die Kleider abzulegen und mit Tomahawk und Flinte umherzugehen. Als ich ihn frug, warum er dies thue, sagte er: „Missi, die Erromanganer haben recht gehandelt. Sie haben Missi Williams getödtet und später die Lehrer aus Samoa und die aus Aneityum, auch andere Weiße; kein Kriegsschiff hat sie dafür bestraft. So wird man sie auch jetzt nicht strafen; wir werden unsre alten Götter wieder haben und Niemand kann euch und eure Lehre hier schützen.“ Ich

sagte: „Nowar, laßt uns fest halten an der Liebe zum Herrn, dann beschützt er uns, oder wenn es besser für uns ist, nimmt er uns zu sich in sein Reich! Ihre gottlosen Reden werden uns nicht tödten und was könnte es uns auch nützen, wenn wir todt und bei Jesus sind, wenn ein Kriegsschiff unsre Mörder bestrafte?" Er schüttelte den Kopf und sagte: „Missi, nach und nach werdet ihr es einsehen! Wenn die Erromanganer ohne Strafe bleiben, werdet ihr sicher getödtet werden und die, welche euch anhingen, ebenfalls." Eingeborne kamen täglich zu Abraham, um ihn zu veranlassen, nach Aneityum zurückzukehren; er wies sie Alle ab mit den Worten: „ich verlasse Missi nicht!" In wahrhaft rührender Weise betete er Abends oder wenn wir, wie so oft, von Feinden umgeben waren, Gott wolle ihn und mich stärken, treu zu bleiben und wenn unser Tod unabwendbar sei, uns zusammen sterben lassen, wie die Gordons.

Miaki der Kriegshäuptling kam wiederholt und warf mir und dem Dienst unsres Gottes alles Unglück vor, das die Insel betroffen. Alle meine Vorstellungen fruchteten jetzt nichts; das Beispiel der Erromanganer wirkte zu stark. Er erklärte sich und sein Volk für gut, sie bedürften keines Erlösers; Mord und Menschenopfer seien in Tanna erlaubt und keine Sünde. Dennoch griff er mich nicht an, sandte aber vier fette Schweine an die Häuptlinge in Kwamera, damit diese Mr. Mathieson ermordeten; sei das geschehen, so werde er eher mit mir fertig werden.

Es war sehr schwer, in solcher Lage das Richtige zu wählen. Von so vielen Feinden umgeben, konnte es scheinen, das Rechte sei, die Insel zu verlassen, zumal mir dieser Rath auch aus der Ferne immer aufs neue gegeben wurde. Aber ich war nun einmal der Sprache mächtig und hatte einen gewissen Einfluß gewonnen, auch hingen Mehrere aufrichtig mir und der christlichen Lehre an. Fortgehen hieß Alles preisgeben, deshalb beschloß ich zu bleiben und mit Gottes Beistand weiter zu arbeiten. Nur der Herr weiß, wie tief

und groß mein Mitleid mit den armen Verirrten war, die ich so gern ihrem Hirten und Heiland zugeführt hätte.

In dieser Zeit hatte ich Gelegenheit, zwei Weißen das Leben zu retten. Das Schiff eines Händlers hatte Anker geworfen und Kapitän und Steuermann waren gelandet. Sie hatten Briefe für mich, durften aber nicht zu mir gehen; sie wurden umringt und als ich der Botschaft zu kommen folgte, fand ich die Beiden in der Mitte von sehr Vielen, die ihre Speere erhoben hatten und sie bei der geringsten Bewegung durchbohren wollten; denn das Schiff war eines von jenen, welche die Maserkranken gebracht hatte und die Eingeborenen waren entschlossen, Rache zu nehmen. „Ihr, Missi, und diese", schrieen die Bewaffneten mir zu, „habt uns diese Pest gebracht. Wenn ihr euch nicht mit diesen Männern alsbald einschifft, tödten wir euch Alle." Fest und doch liebevoll erwiederte ich: „Ich kann und will euch so nicht verlassen! Mordet ihr uns, nun so wird Gott euch aufs neue strafen. Ihr wißt, ich habe euch nur Gutes gethan; ihr wißt, daß Alle mit Gottes Hülfe genasen, die meine Arzneien nahmen und meinen Anordnungen folgten; ich bleibe auch ferner bei euch, um euch viel größere Wohlthaten zu erweisen und nun laßt diese Leute in ihr Schiff entkommen." Diese hatten auf mein Zeichen während dieser Hin- und Herreden sich unbemerkt entfernt. Die Briefe durften sie mir nicht übergeben, da eine andere Pest darin enthalten sein könnte; aber man ließ sie ihr Schiff ungefährdet erreichen, sogar Miaki rief: „Laßt sie! Tödtet sie heute nicht!" Dem Kapitän schrie er zu: „Kommt morgen wieder zum Handel!" Thörichterweise landeten sie andern Tags wieder, wurden wieder umzingelt, doch Miaki mußte der Muth fehlen, denn er sagte: „Laßt sie in Ruhe! Missi hat gesagt, ein Kriegsschiff werde ihren Tod rächen!" Dafür aber sollten Abraham und ich noch vor dem Abend getödtet werden; diesmal war es des sonst wankelmüthigen Nowars Einspruch, der uns nach Gottes Willen rettete.

Die Rache für die vier bei dem Tode von Miakis Kinde

Geopferten war Ursache neuer Kämpfe; dieselben wurden durch eine Versammlung unterbrochen, in der von beiden Seiten viele Reden gehalten wurden. Man erklärte sich beiderseits bereit, die Kämpfe zu verschieben, da man zu viel Leute verloren hatte und in Folge der im Sturm gebrochenen Bäume auch die Nahrung zu fehlen anfing.

Nowar kam wieder einmal, uns zu bitten, die Insel zu verlassen, da die für den Augenblick gebändigte Kriegswuth sich gegen uns und ihn wende. In der That waren wir jede Nacht von einer blutgierigen Menge umgeben; einmal zerstreute sie mein werthvoller Hund, der einzige, der mir noch geblieben war, da sie den einen schon früher erschlagen und gegessen hatten. Andere Male gelang es mir, sie durch Zurufe vom Zimmer aus zu vertreiben. Wir entkleideten uns nicht mehr, um auf das Bellen des Hundes hin, der jede Annäherung der Leute verkündete, bereit zu sein.

Der Nahrungsmangel in Folge der Zerstörungen durch die furchtbaren Orkane wurde nun so groß, daß man von wirklicher Hungersnoth sprechen konnte. Ich hatte beobachtet, daß sonderbarer Weise bei solchen Stämmen, die nicht an der See wohnen, die besten Fischnetze gemacht wurden, welche in den Küstendörfern gegen Messer, Aexte, Stoffe u. s. w., die von den Schiffen zu erhalten waren, vertauscht wurden. Ich bestellte mir nun bei jenen Leuten ein sehr großes Netz, welches sie in recht geschickter Weise fertig brachten; sie drehen den Bast einer ihrer Baumarten zu starken Fäden, welche sie in durchaus nicht kunstloser Weise verknüpfen. Ich verlieh nun dies Netz an die Bewohner der Dörfer; jeder Ort durfte es drei Tage benutzen und mußte es dann dem nächsten Dorf abliefern. So erhielten sie eine reichliche Menge Fische, ja mehr als sie bedurften, so daß sie sie landeinwärts gegen Fleisch vertauschen konnten. Das besserte für einige Zeit die Stimmung gegen uns, doch schlug diese alsbald wieder um, als eines Tags das Missionsschiff „John Knox“ landete, ohne einen Vorrath Taro mitzubringen. Taro ist eine Pflanze der Gattung

Arum, das Aesculentum oder Colocasia Aesculenta und in ganz Polynesien verbreitet. In Stückchen zerschnitten legen die Eingebornen die Knollen in möglichst feuchte, ja sumpfige Felder und haben davon im nächsten Jahre eine reiche Ernte einer nahrhaften, gesunden Speise. Es giebt weiße, blaue und gelbe Taro, auch wachsen einige Sorten auf trockenen Feldern, doch diese sind geringer geschätzt. Die Knollen ähneln der Rübe, werden gekocht oder gebacken genossen und haben auch für Europäer einen angenehmen Geschmack. Wenn Kokos und Bananen, die Yam und andere Pflanzungen vom Sturm zerstört werden, liegen die Taro-Felder geschützt und liefern um so reichern Ertrag, je mehr das Wasser in der Regenzeit über ihnen teichähnlich stehen bleibt.

Auch Kava und Tabak hatten die Tannesen durch den „John Knox" zu erhalten gehofft und da das nicht der Fall war, wurden die Angriffe auf mich und Abraham erneuert. Kava, eine Pflanze, Piper methysticum, dient ihnen zur Bereitung eines sehr berauschenden Getränks. Knaben und Mädchen zerkauen die Pflanze und speien sie mit dem Saft in ein Gefäß, wo sie mit Wasser vermischt wird. Eine fibröse Hülle, welche die jungen Kokosnüsse schützend umgiebt und die mit der reifen Frucht abfällt, dient als Sieb oder Filter nach der Gährung. Ein Theil des Tranks, von dem Weiber und Kinder übrigens nicht genießen dürfen, wird Kumesam und den andern Göttern geopfert; öfters ist das Genießen des Kava noch von allerlei Ceremonien begleitet, gewöhnlich aber dient er den Männern als Nachttrunk. Er wirkt lähmend, schlafmachend und bis zur völligen Bewußtlosigkeit betäubend. Racheakte, sowie Ueberfälle ganzer Stämme pflegen um die Zeit zu geschehen, wo der Kava getrunken wird und die Männer total unfähig gemacht hat, sich zu wehren.

Eine andere, den Bewohnern aber großen Segen bringende Pflanze muß ich noch erwähnen, die auch ich anbaute, obgleich sie mir stets gestohlen wurde, ehe ich sie ernten konnte. Es ist eine Dioscoria; ebenso verwendbar wie die Kartoffel, er-

reicht sie große Dimensionen; als ich viel später auf der Insel Aniwa sie gebaut und geerntet hatte, nahm ich eine nach Melbourne mit, welche 72 Pfund wog, eine andre von 42 Pfund, und es waren dies durchaus nicht die größten.

Im Ganzen wuchs die Freundlichkeit der Gesinnung unter den Leuten, da die Wohlthaten, die ich ihnen erweisen konnte, ihnen verständlicher waren, als das Unschätzbare, welches ich ihnen zu eigen zu machen bestrebt war. Ich fand für Bezahlung mit Messern, Aexten und Decken eine Menge Leute, welche mir bei der Wiederherstellung meiner Wohnung, der Kirche, der Zäune u. s. w. gern und ordentlich halfen. Dadurch boten sich um so reicher die Gelegenheiten, auf die Leute zu wirken und die Zahl derjenigen, welche Sonntags zum Gottesdienst kamen, wuchs in dieser Zeit rasch; unter ihnen war Miakis Frau, sowie zwei Söhne und neun Häuptlinge, zum Theil entfernter Wohnende. Miaki war darüber sehr erbost und ließ alsbald die Verfolgungen wieder beginnen; einmal konnte ich, die Arbeit rasch liegen lassend, nur gerade noch ein Feuer löschen, das man an mein Häuschen gelegt hatte. Ein andermal brachte er mir selbst einen Fisch zum Kauf, den Nowar noch sah, ehe ich ihn bereitete; dieser sagte, er sei giftig und sie könnten Niemand retten, welcher von dieser Art Fische gegessen habe. Als ich in jener Zeit einen jungen Mann Namens Katasian unterrichtete, der sehr häufig viele Meilen weit aus dem Innern der Insel zu mir kam, saßen wir in meinem Zimmer, als ein Mann meinen Fensterladen ausheben und stehlen wollte. Wie der Blitz war Katasian ihm nachgeeilt, hatte ihn erreicht und wirbelte die Keule, um ihn zu erschlagen, als ich ihn einholte und mich mit aller Macht auf seinen Arm werfend den Schlag noch aufhalten konnte. Welches Dankgebet sagte ich dem Herrn, daß der Mord nicht geschah! Der Mann sah mich starr an und schlich still hinweg.

Ich hoffte nun wirklich das Schlimmste überwunden zu haben; die Leute wurden zutraulicher, thaten die Arbeit trotz

Miakis Zorn gern und hörten freudiger, oder doch theilnehmender die Botschaft, die ich ihnen zu bringen hatte. Eines Abends freilich zeigte mir ein auf meine Thür abgefeuerter Flintenschuß, daß ich noch stets von Gefahr umgeben sei. Vater, meine Zeit steht in Deiner Hand! Bei der vermehrten Theilnahme hätte ich gern aus Aneityum Lehrer zu mir gezogen; aber es wollte sich Keiner entschließen zu kommen, da die Entflohenen die Zustände auf Tanna als überaus schrecklich geschildert hatten. Meine Schule besuchten nun auch einige Häuptlinge und ich setzte als Preis ein rothes Hemd aus für den, welcher zuerst das Alphabet sicher können würde. Ein früher sehr gefürchteter Häuptling der Inakaki gewann ihn und fing von dem Tage an, sein Wissen unter seinen Leuten mitzutheilen.

Trotz mancher kleinen Fortschritte gab es immer wieder Angriffe und Miaki war und blieb die Seele des Widerstandes. Als eben wieder einmal ein ganzer Haufe drohende Mienen zeigte, kam Nowar und sagte: „Missi, es hilft euch Alles nichts! Ihr und Abraham müßt uns verlassen. Miaki wird einen großen Sturm machen und jedes Kriegsschiff vernichten!“ Er hatte kaum ausgeredet, als die Nachricht kam, es sei der „John Knox“ in Sicht und hinter ihm zwei „große rauchende Schiffe!“ Ich konnte nicht umhin, Nowar zu sagen, es sei nun an der Zeit, daß Miaki „den Sturm mache“. Die Leute, welche Nowar zu mir begleitet hatten, entflohen in Schreck und Angst, Nowar aber sagte: „Missi, ich weiß, das mit dem Sturm ist eine Lüge! Aber das ist die Wahrheit, daß sie euch und mich tödten werden!“ Meine Antwort war: „Traut dem Herrn, der uns jetzt wieder durch diese Schiffe beschützt!“ Aber Nowar blieb wankelmüthig. Bald waren Alle, welche mir jetzt anhingen, um mich versammelt und verlangten, Miaki und die übrigen Störer sollten bestraft werden.

Commodore Seymour, Capt. Hume und Dr. Geddie landeten. Nach genauer Erkundigung drang der Commodore in mich, mit ihm die Insel zu verlassen. Aber auch jetzt konnte

ich mich dazu nicht entschließen. Die beiden Stationen und Alles, was bisher geschehen und erreicht war, wäre ja verloren gewesen. Das Schicksal derer, die mir anhingen, war besiegelt, wenn ich den Rücken drehte; ich wußte, auf welch' entsetzliche Art man Rache an ihnen nehmen würde! Nein, ich konnte noch nicht gehen! Ich mußte auf des Herrn Hülfe bauend noch weiter in seinem Weinberge arbeiten, das stand bei mir fest. Aber ich bat, mit den zu versammelnden Häuptlingen ein ernstes Wort zu reden und das that der gütige Commodore. Die Leute erklärten ihm offen, gegen mich hätten sie nichts; aber sie wollten von dem Gott der Christen nichts hören. Der Commodore, dem ein Häuptling aus Aneityum, welcher den dortigen Missionar Dr. Geddie begleitete, die Reden der Leute verdolmetschte und seine Antworten übersetzte, ließ sich das Versprechen geben, daß sich mich fortan als ihren Wohlthäter beschützen wollten. Zuletzt nahm der alte Nouka für Alle das Wort und sagte: „Wir lieben Missi. Aber wenn die Händler uns sagen, die Lehren von Missi machten uns krank und wenn sie uns mit Tabak und Schießpulver bestechen, ihn zu tödten, glauben ihnen Viele und wir handeln dann schlecht an Missi. Laßt ihn bleiben; wir wollen versuchen, gut gegen ihn zu sein. Aber ihr müßt Königin Toria erzählen, wie schlecht ihre Leute gegen uns sind und daß sie uns mit Masern zu Tausenden tödteten und daß sie uns Lügen über Missi erzählen und uns gegen ihn aufreizen. Wenn sie wiederkehren und es wieder so machen, so sind wir schwach und betragen uns wieder schlecht gegen Missi."

Der Commodore lud eine große Zahl ein, die Schiffe zu besehen; er ließ die Mannschaften Uebungen machen und Kanonen abfeuern. Ich war ihm für sein Bemühen sehr dankbar, kannte aber die Tannesen und wußte, daß sie alles vergessen würden. Geändert werden konnten die armen Verfinsterten nur durch Gottes Gnade. — Und wirklich, sie waren schon am nächsten Tage wieder bei ihrem Argument: „Die Erromanganer sind für den Tod von Missi Gordon dem

Mann und Missi Gordon der Frau nicht gestraft worden; es wird auch uns nichts geschehen". Nowar hatte sich, so lange die Kriegsschiffe im Hafen lagen, versteckt gehalten; gleich nachdem sie die Anker gelichtet hatten, erschien er und sagte lachend, er habe kein Versprechen gegeben und könne also thun, was er wolle. Und doch war gerade Nowar in schlimmen Zeiten uns nicht feindlich gesinnt; er war nur ein sehr schwacher Charakter, kein bösartiger Mensch. Miakis Eindrücke des Gesehenen und Erlebten waren von kurzer Dauer; er schlug nach mir, als ich ihm sagte, seine Leute hätten Mr. Mathiesons Boot genommen, welches dieser gesandt, um Nahrung zu holen.

So wechselten Licht und Schatten, aber die letzteren wurden dunkler und schwärzer.

Es ist daheim getadelt worden, daß ich Tanna nicht mit Commodore Seymour verließ. Ich setze zu meiner Rechtfertigung hierher, was dieser edle Mann dem Bischof Selwyn bald darauf sagte: „Der Mann, welcher in Tanna allein aushält, ohne einen Blick oder ein Wort eines Gleichgesinnten seiner Race als Aufmunterung und Stärkung, der es für seine Pflicht hält, in solchen Gefahren doch seinem Gewissen zu folgen und stets aufs Neue versucht, den in Finsterniß Lebenden das Licht und das Heil zu bringen, ist ein Held! Und ich achte ihn nur um so höher, daß er mein Anerbieten der Rettung nicht angenommen hat."

Ich, abstammend von schottischen Covenantern, die ihr Alles für ihren Glauben einsetzten, hätte mich der Väter unwerth gehalten, hätte ich nur um der Gefahr willen meinen Posten verlassen, auf den Gott mich gestellt, auf dem er mich hunderte von Malen so gnädig beschützt hatte. Aber nicht mir, sondern Ihm sei die Ehre, der mir die Kraft gegeben hat!

Zehntes Kapitel.

Abschiedsbilder.

Eine Zeit größter Erregung war wieder einmal eingetreten. Krieg, Krieg, und diesmal langer, heftiger Kampf, war das Einzige, was Alle beschäftigte. Die gewöhnliche Arbeit ruhte und es zeigten sich die schlimmsten Eigenschaften der Leute. Diesmal war die friedliche Missionsstation der Gegenstand, um den man sich ereiferte und sollten dabei so manche älteren und neueren Rachegefühle der Einzelnen untereinander ihren Ausdruck finden. Miaki und Nouka sagten: „Wenn ihr Missi behalten wollt, so nehmt ihn auf euer Gebiet, denn wir wollen ihn unter uns und in der Nähe des Hafens nicht länger dulden!“ Jan, ein Häuptling aus dem inneren Lande, schrie ihnen wüthend entgegen: „Wohnt denn Missi nicht auf unserem Lande? Es gehört jetzt ihm und er hat euch richtig dafür bezahlt, obgleich es euch nie gehörte! Unser Stamm hat es an Missi Turner verkauft und als er fort war, habt ihr es an euch gerissen. Ihr konntet es Missi gar nicht verkaufen, denn es gehört uns und deshalb wohnt er, wo er jetzt ist, in unserm Lande! Wer feindet ihn an? Ihr oder wir? Wer sind die Diebe und Mörder? Ihr oder wir? Wir wollen Frieden; wir wollen, daß Missi uns lehrt, was er von Gott weiß — ihr wollt es nicht und wollt den Krieg! Gut, so werden wir kämpfen! Wir werden Missi auf unserm Boden beschützen, den ihr uns gestohlen habt. Wir hätten ihn euch gelassen, fordern ihn aber, weil ihr Missi zu tödten gedenkt, zurück!“

Ich habe schon gesagt, daß die Tannesen sehr viel reden; sie gefallen sich darin und hielten eine Versammlung nach der andern, die alle von beiden Seiten mit heftigen Drohungen endigten. Zu der letzten Besprechung hatte man auch mich geladen, doch ging ich nicht, sondern begnügte mich damit, die dringende Bitte zu senden, um keinen Preis meinethalben Blut zu vergießen. Jan kam mich abzuholen; ich bat ihn, nicht hingehen zu wollen, keinenfalls aber um meinetwillen den Krieg zu beginnen; lieber wollte ich, um solches Unheil nicht auf mein Gewissen zu laden, die Insel verlassen. Aber er ruhte nicht eher, bis er mich überedet hatte, mit ihm zur Versammlung zu gehen. Der große Festplatz eines Dorfes war zur Hälfte von Miaki, Nouka und ihrer ganzen Partei besetzt; die andere Hälfte füllten Jans Anhänger. Alle waren stark bewaffnet. Mein Beschützer trat vor seine Leute, mich mit sich führend. „Missi“, schrie er, daß beide Parteien ihn hören konnten, — „dies sind meine Leute und eure Freunde! Das da drüben sind eure Feinde und die unsrigen, die Feinde des Christenthums, die Störer des Friedens auf Tanna! Missi, sagt ein Wort und die Musketen meiner Leute werden allen Widerstand vernichten; Ihr könnt dann in Frieden uns den wahren Gott anbeten lehren! Aber ohne euren Willen schießen wir nicht! Entscheidet selbst; nur das sage ich euch: wenn ihr euch weigert, den Befehl zu geben, werden sie euch tödten, uns und unsre Kinder verfolgen und den Dienst Jehovas aus Tanna verbannen!“

„Ich liebe euch Alle gleich“, sagte ich laut. „Ich will Freunden und Feinden den Weg zum Himmel zeigen und wie ihr schon hier in Frieden leben könnt! Wie vermöchte ich einzuwilligen, daß Viele von euch um meinetwillen und des Evangeliums wegen getödtet werden? Mein Gott müßte mir zürnen, wenn ich es thäte!“ — „Dann, Missi, ist nichts so sicher wie euer Tod und die Zerstörung derer, die euch anhängen!“

Mit lauter Stimme, damit es Keinem ungehört verhalle, rief ich: „Ja, ihr könnt mich erschießen, aber dann mordet ihr euren besten Freund, der euch nur Gutes thun will. Ich fürchte mich nicht vor dem Tode! Ihr sendet mich dadurch nur früher zu meinem Gott, den ich liebe und dem ich diene, und zu unserm Heiland Jesus Christus, der für euch und mich gestorben ist und der mich zu euch sandte, um euch von seiner Liebe zu allen Menschen zu erzählen. Wenn ihr aber mich, seinen Boten, tödtet, so wird er euch nicht ohne Strafe lassen! Dies ist mein Wort an euch Alle! Meine Liebe gilt euch Allen!“ Dann wendete ich mich zum Gehen. Jan, der enttäuscht noch vor seinen Leuten stand, rief: „Missi, sie werden euch tödten und sie werden uns tödten! Ihr traget die Schuld daran!“ Miaki und Nouka, stets voll Falschheit, riefen nun: „Missi hat Recht! Laßt uns ihm gehorchen! Laßt uns seinen Gott anbeten!“ Sirawia, ein alter Mann und einer von Jans Unterhäuptlingen, sagte: „Miaki und Nouka sagen, das Land, wo Missis Haus steht, gehöre ihnen; sie haben es ihm verkauft und die Bezahlung genommen, obgleich sie ganz gut wußten, daß es unser ist und uns noch gehört. Wir wollen Missi in Frieden dort wohnen lassen, wir wollen Alle in Frieden leben und Jehova anbeten. Wenn sie Missi stören, so verlangen wir das Land mit Gewalt zurück.“

Miaki und seine Leute erwiderten nichts, gingen aber in ihre Pflanzungen, um große Nahrungsvorräthe zu holen, welche sie Jan und seinen Leuten als Zeichen des Friedens überbrachten. Diese nahmen sie an und kehrten am nächsten Tage mit Gegengeschenken zurück. „Ihr gebt nun zu, daß Missi auf unserm Besitz wohnt? Nehmt unser Geschenk und laßt uns Freunde sein. Gestern sagtet ihr, Missi habe Recht; also thut ihm nichts zu Leide und laßt ihn uns lehren; wenn nicht, so werden wir Missi vertheidigen und euch bestrafen!“ Miaki nahm das Gegengeschenk an und gab gute Versprechungen für die Zukunft. Heimkehrend rief Jan, als er an der Station vorüber ging: „Abraham, sagt Missi, er wohne nun

auf unserm Grund und Boden. Dieser Weg ist von jeher die Grenze zwischen Miaki und uns gewesen. Um einen hohen Preis haben wir heute unser Recht zurückgekauft, statt Krieg deshalb zu führen. Nehmt von den Brodbäumen und den Kokosnüssen, was ihr bedürft, denn ihr seid unsere Freunde und könnt jeden Nutzen von unserem Lande ziehen! Wir werden euch beschützen."

Zornig über ihre vereitelten Pläne hatten Nouka und Miaki dieselben Männer, welche Mr. Johnston angefallen hatten, gedungen, mich hinwegzuräumen. Ich wurde landeinwärts gelockt, doch war ich bereits gewarnt und folgte der Aufforderung nicht, sondern hielt mich zu Hause. Da wandte sich Beider Wuth gegen Jan, weil er mich beschützen wollte. Sie machten ihren Nahak, ihre abscheulichen Zaubereien und sonderbarerweise erkrankte Jan heftig, als er davon gehört hatte. Ich schrieb es der Wirkung des Aberglaubens und dem Schrecken über die Kunde zu, aber sein Zustand wurde ein so schlimmer, die Schmerzen, welche ihn peinigten, und der Verfall des Körpers und der Kräfte war so groß und dauernd, daß ich an eine Vergiftung glauben mußte. Sein Bruder und mehrere Männer holten mich eines Tages zu ihm; ich hatte ihn schon wiederholt besucht und durch ärztliche Behandlung gethan, was ich konnte, und so begleitete ich die Boten gern. Nachdem ich mit ihm gebetet hatte, sah ich, daß wir Beide allein geblieben waren; auch beim Kommen war es mir aufgefallen, daß im Dorfe fast kein Mensch zu sehen war. Wie ich die Tannesen kannte, wußte ich, es bedeute nichts Gutes.

Jan rief mich und sagte, ich möge mich neben sein Lager setzen und ihm erzählen. Ich that es und er schien bald in eine Art Schlummer zu versinken. Plötzlich griff er in die Bedachung seiner Hütte, die in nicht großer Entfernung schräg aufstieg; aus dem trocknen Zuckerrohr derselben zog er ein großes Messer, wie es bei uns die Schlächter gebrauchen, und hielt es zitternd etwa einen Zoll entfernt von meiner Brust.

Ich durfte mich nicht rühren, sondern betete laut zu Gott um seinen Schutz oder um gnädige Aufnahme in sein Reich. Ein paar angstvolle Momente vergingen, nachdem ich schwieg; dann warf Jan das Messer von sich und rief: „Fort, fort! schnell!“ Der nächste Augenblick fand mich draußen. Auch jetzt sah ich Niemand; ich sah, es war das Alles verabredet; kein Mensch sollte Zeuge der That sein, so daß man, im Fall ein Kriegsschiff käme, sagen konnte, der Mörder sei todt — denn Jan war sterbend — und Niemand sonst sei daran betheiligt gewesen. Wirklich starb der Arme am zweiten Tage darauf; seine Leute erwürgten zwei seiner Frauen, fuhren die drei Leichen eine Strecke weit ins Meer und versenkten dieselben.

Miaki triumphirte und jubelte, daß er seinen Feind durch Zauberei aus dem Wege geräumt hatte und der Fall trug viel dazu bei, den abscheulichen Aberglauben wieder zu befestigen. Die Rächenden wurden von Sirawia und seinem Bruder befehligt; Miaki versicherte, „er werde sie durch Stürme vernichten“ und unglücklicherweise brach gleich darauf wieder einer jener furchtbaren Orkane aus, welche diese Inseln heimzusuchen pflegen und richtete große Verheerungen an. Das steigerte die Wuth gegen Miaki in einer Weise, daß all' mein Bitten und Verhandeln um Frieden gar nichts nützte. Beide Parteien bestanden auf der Entscheidung durch die Waffen; beide Führer ließen mir aber sagen, es solle Abraham und mir nichts geschehen, falls wir uns nicht aus unserer Station entfernen wollten. Was von solchen Versprechungen zu halten war, sollten wir bald gewahr werden.

Am 18. Januar 1862 begannen die Kämpfe. Miaki zog sich zurück und suchte Schutz hinter unserm Hause und in dem Busch hinter demselben. So war die Station bald der hauptsächlichste Ort der Schlacht geworden. Nowar, wie öfters schon gerade in der Gefahr, neigte sich wieder zu uns und schützte uns; aber ein Speer verwundete ihn schwer am Knie und seine Leute konnten ihren Häuptling nur mit Mühe vor den Feinden sichern, in deren Hände zu fallen gleich war

mit Tödtung und Gebratenwerden. Miaki sandte inzwischen Boten mit Geschenken an die Inikahimini und die Kaserumini; sie sollten ihm helfen „die Christen zu tödten, deren Leiber ihnen dafür zur Hälfte zu Theil werden sollten“.

Nachdem Nowar weggetragen war und uns nicht mehr beschützen konnte, richtete sich die Wuth der Kämpfenden gegen die Station. Sie zerschlugen die Thüren mit ihren Keulen, schossen im Hause und außer demselben, erbrachen was von Kisten und Kasten vorhanden, zerrissen meine Bücher und streuten die Blätter umher. Jeder schleppte weg, was er ergreifen konnte und was ihm gefiel. Auch in Abrahams Hütte geschah dasselbe; ein Anführer rief mir zu, es thue ihm leid, er könne es aber nicht ändern; als ich mich ihm näherte, erhob er die Keule nach mir und rief: „Kommt Alle, jetzt muß er sterben!“ Viele liefen herzu und legten ihre Flinten an; ich zog einen Revolver, den Mr. Copeland mir kürzlich aufgedrungen hatte, heraus und streckte den Arm aus, als ob ich schießen wollte. Alle warfen sich auf den Boden mit dem Rufe: „Missi hat eine kurze Flinte!“ und sobald sie konnten, zogen sie sich zurück. Wieder einmal hatte der Herr unser Leben beschützt!

Abends ging ich zu Miaki und Nouka; Letzterer gestand, daß Ersterer alles angestiftet und die Leute auf morgen wieder bestellt habe. Miaki dagegen frug höhnisch: „Missi, wo war denn Jehova heute? Er hat euch nicht beschützt! Das sind lauter Lügen und wir fürchten ihn nicht mehr. Die Leute werden euch doch tödten und in jedem Dorfe auf Tanna soll ein Stück von euch verzehrt werden.“ „Nun“, antwortete ich, „wenn ihr solche Pläne mit mir hattet, so hat mich mein Gott doch sehr wunderbar beschützt, denn sonst stände ich nicht lebend vor euch!“ Spöttisch und sehr sicher prahlte er weiter: „Nein, heute war Jehova nicht hier! Und noch weniger als ihn fürchten wir eure Kriegsschiffe! Sie wagen es nicht, uns zu bestrafen! Die Erromanganesen haben die Gordons getödtet und Niemand hat gewagt, sie dafür zu bestrafen! Man

wird uns sagen, wir dürften es nicht wieder thun und man wird uns Geschenke geben. Wir fürchten uns nicht und Alle hier und weiter im Lande hin sagen, sie werden euch morgen tödten und nehmen, was ihr noch besitzt!“

Als ich erwiderte, der Kapitän eines Kriegsschiffes könne ihn und seine Leute nur an Leib und Leben strafen, während Gottes Vergeltung Leib und Seele, Zeit und Ewigkeit umfasse, war die Antwort wieder: „Jehova fürchten wir nicht mehr! Er war heute nicht hier!“ „Mein Gott war hier,“ sagte ich, „und ist hier; er hört Alles, was wir sprechen, er sieht, was wir thun; er wird die Bösen bestrafen und die Seinigen beschützen.“ Eine Anzahl von Leuten, die sich versammelt hatten, waren freundlicher als Miaki; ich betete mit ihnen und entfernte mich dann traurigen Herzens, daß es durchaus nicht gelingen wollte, Miakis Sinn für sein wahres Heil zu eröffnen.

Ich sandte nun Abraham zu Nowar, der, obgleich oft genug wankelmüthig, uns doch gerade in den Augenblicken wirklicher Gefahr beigestanden hatte, bis er durch die Speerwunde im Knie unfähig dazu ward. Er ließ mir sagen, wir möchten uns mit Allem, was wir retten könnten, auf den Weg in sein Dorf begeben; er wolle versuchen, uns in seinem Hause zu schützen. Da wir dabei Miakis Dorf zu passiren hatten, so war die äußerste Vorsicht nöthig. Wir wagten nicht einmal Licht anzuzünden, aus Furcht, man werde unser Thun beobachten; so rafften wir nur im Dunkeln das Wenige zusammen, was Abraham, seine Frau und Matthias, ein Lehrer, der eben von der zweiten Station zu mir gekommen war, tragen konnten. Miaki kam noch Abends, um uns zu sagen, die Feinde würden morgen nicht zurückkehren; vor Tagesanbruch aber blies er ein Signal auf einer der dortigen großen Muscheln und gleich darauf strömten ganze Haufen von Wilden vom gegenüberliegenden Berge herab und rannten auf die Station zu. Nun zu bleiben, wäre der sichere Tod gewesen und es hätte Gott versuchen genannt

und seine Leute anzugreifen. „Sein Bruder Kanini tödtete Jan durch Zauberei“, sagte Miaki, „er hat auch die Orkane gemacht und wenn wir sie zuerst niederwerfen, so wird uns das zum Kampf gegen Missi und dessen Lehre stark machen.“ Der Plan ward angenommen und dies war unsre Rettung; Manumans Leute entflohen; in sieben Dörfern ward jenen Tag aufs wüthendste geplündert, gemordet und in der scheußlichen Speise geschwelgt!

Eine Botschaft von Miaki und Nouka an uns lautete, wir möchten in Ruhe heimkehren; sie zögen landeinwärts. Wir wußten, daß es eine Falle war, in der wir uns fangen sollten. Abraham ließ sich nicht abhalten, Nachts bis zu unserm Hause zu schleichen; dasselbe war zugenagelt und er hatte sich kaum davon überzeugt, als aus den Gebüschen eine Menge Leute hervor kamen, die wüthend ihn umringten. Als sie sahen, daß ich nicht mitgekommen war, riefen sie: „Tödtet ihn noch nicht; wartet bis Missi kommt!“ So ließen sie Abraham und seine Frau wieder los. Offenbar hatten sie geglaubt, ich werde kommen, um meine Habe zu holen. Als sie gegen Morgen sahen, daß es nicht der Fall war, erbrachen sie das Haus und die wüsteste Plünderung ging dort vor sich. Alles, aber auch Alles, wurde fortgeschleppt, selbst die Lettern meiner Druckerpresse: sie machten aus ihnen und aus dem Futter der Kisten, welches aus Zinkblech bestand, Kugeln.

Am nächsten Tage galten die Kämpfe aufs neue dem treuen Manuman, dessen Leute und Dörfer noch weiter geschädigt wurden. Uebrigens wurden Nowar und ich gehörig bewacht und als Miaki mir gegen Abend sagen ließ, ich möge zur Unterhandlung mit ihm gehen, widersetzte sich Nowar und die Uebrigen und ich durfte nicht fort. Als es dunkel geworden war, sagte Nowar: „Missi, ihr könnt hier nicht länger bleiben!“ Er rieth, da die See ziemlich ruhig war, zu versuchen, Mr. Mathiesons Station zu erreichen. Aber wie? Miaki hatte ja mein Boot, den Mast, die Segel und die Ruder und auch ein kleineres Schiff, das mir aus Aneityum



„Die Stunden, welche ich in den dichten Aesten verbrachte.“ Seite 155.

werden müssen. So lange als irgend möglich hatte ich ausgehalten, immer noch hoffend, eine Sinnesänderung bei den armen Bethörten erwirken zu können. Jetzt war es meine Pflicht, zu versuchen, ob wir das Leben retten könnten. Ich rief meine Treuen, verschloß die Hausthür und Gott um Schutz anflehend eilten wir davon. Kein Moment war zu verlieren und wir konnten nur sehr wenig mitnehmen; ich ergriff meine Bibel, meine Uebersetzungen ins Tannesische und zwei leichte Decken. Aber am Ende blieb es sich gleich, da das, was die Uebrigen von ihren Habseligkeiten retteten, später für Nowar und seine Leute den Antheil am Raube ausmachte!

Ich fühlte den Verlust von Allem, was ich besessen, härter als ich dachte, aber da Gott ihn zugelassen, so suchte ich mich hinein zu finden. Meine Gräber blieben vereinsamt, vielleicht der Wuth der Heiden preisgeben! Die Dinge, welche liebende Eltern meiner theuren Frau mitgegeben, ihr Klavier, ihr Silber, Bücher und Alles, was ich selbst auf der weiten Welt mein eigen nannte — Alles blieb zurück! Ebenso eine kurz vorher angekommene Sendung von Männerkleidung und Arzneistoffen, welche meine Freunde, Herrr und Frau Wilson, mir aus Geelong gesandt hatten. Die Sandelholzhändler kauften Alles und Jedes von Denen, welche die Beute gemacht hatten, für Tabak, Kugeln, Pulver und Schrot. Einer von ihnen suchte meine Bücher von den neuen Besitzern zusammen; er brachte sie in schrecklichem Zustande zu Dr. Geddie nach Aneityum, von dem er 10 L. St. dafür forderte. Dieser gab ihm 7½ L. St., welche ich ihm später mit Dank erstattete. Man sieht, farbiges und weißes Heidenthum arbeitete sich in die Hände.

Auf großen Umwegen, denn wir durften nicht der Küste entlang gehen, sondern mußten uns durchs Dickicht schleichen, kamen wir zu Nowar. Alles war hier in Aufregung, da man den Strand schon von weitem mit einer großen Menge vorrückender Feinde bedeckt sah. Ich ließ schnell eine Art Verhau von Stämmen, Aesten und Erde machen und man ging gutwillig an die Arbeit. Als aber die endlosen Mengen von

tobenden, schreienden Wilden näher und näher kamen, riefen Nowars Leute: „Missi es nützt nichts! Seht, welche Massen es sind! Wir werden heute alle getödtet und gegessen.“ Die Leute warfen sich in Verzweiflung zur Erde, andere rannten mit den Köpfen an Bäume, noch andere, besonders die Frauen, entliefen mit den Kindern in den Wald oder wateten so weit sie Grund fassen konnten ins Meer hinein. Nowar, noch lahm von seiner Kniewunde, setzte sich auf ein Boot, das mit dem Kiel nach oben da lag; er überschaute die immer näher kommenden Massen und sagte: „Missi, setzt euch neben mich und betet zu eurem Gott; denn wenn der uns nicht hilft, so sind wir Alle todte Leute. Sie werden uns Alle tödten, weil wir euch aufgenommen haben! Betet, ich werde sie beobachten!“

Wir beteten, wie man nur in solchen Momenten und am Rande der Ewigkeit stehend beten kann! Und wir fühlten wieder, wie schon so oft, die Nähe des Herrn; wir wußten, er sei allmächtig, aber auch allweise und würde thun, was vor seinen Augen das Beste sei. — Als die Wilden noch etwa fünfhundert Schritt entfernt sein konnten, berührte Nowar mich leise und sagte: „Missi, Jehova hört! Sie stehen Alle still!“

Als ich aufblickte, bemerkte ich, daß die Masse Halt gemacht hatte; es war ganz still dort drüben, man sah einen Boten an der Menge hinlaufen, öfters still stehen, um, wie es schien, etwas zu bestellen. Zu unserer größten Ueberraschung kehrten die Leute um und marschirten gegen einen Wald am oberen Ende des Hafens und zwar ohne das schreiende Geheul. Nowar und seine Leute waren in freudiger Aufregung und wiederholten immer wieder: „Jehova hat Missis Gebet wirklich gehört! Er hat uns beschützt und sie von uns abgewendet!“

Wir waren jenen Tag Gottes schwache, vertheidigungslose Kinder, die auf seine Macht ganz und voll vertrauten. Würde nicht Jeder mit uns sich auf die Knie geworfen haben, um Gott für die wunderbare Befreiung zu danken? — Wir hörten dann, daß sie im Walde eine Berathung gehalten hatten, bei der Nouka und Miaki vorschlugen, zunächst Manuman

und seine Leute anzugreifen. „Sein Bruder Kanini tödtete Jan durch Zauberei“, sagte Miaki, „er hat auch die Orkane gemacht und wenn wir sie zuerst niederwerfen, so wird uns das zum Kampf gegen Missi und dessen Lehre stark machen.“ Der Plan ward angenommen und dies war unsre Rettung; Manumans Leute entflohen; in sieben Dörfern ward jenen Tag aufs wüthendste geplündert, gemordet und in der scheußlichen Speise geschwelgt!

Eine Botschaft von Miaki und Nouka an uns lautete, wir möchten in Ruhe heimkehren; sie zögen landeinwärts. Wir wußten, daß es eine Falle war, in der wir uns fangen sollten. Abraham ließ sich nicht abhalten, Nachts bis zu unserm Hause zu schleichen; dasselbe war zugenagelt und er hatte sich kaum davon überzeugt, als aus den Gebüschen eine Menge Leute hervor kamen, die wüthend ihn umringten. Als sie sahen, daß ich nicht mitgekommen war, riefen sie: „Tödtet ihn noch nicht; wartet bis Missi kommt!“ So ließen sie Abraham und seine Frau wieder los. Offenbar hatten sie geglaubt, ich werde kommen, um meine Habe zu holen. Als sie gegen Morgen sahen, daß es nicht der Fall war, erbrachen sie das Haus und die wüsteste Plünderung ging dort vor sich. Alles, aber auch Alles, wurde fortgeschleppt, selbst die Lettern meiner Druckerpresse: sie machten aus ihnen und aus dem Futter der Kisten, welches aus Zinkblech bestand, Kugeln.

Am nächsten Tage galten die Kämpfe aufs neue dem treuen Manuman, dessen Leute und Dörfer noch weiter geschädigt wurden. Uebrigens wurden Nowar und ich gehörig bewacht und als Miaki mir gegen Abend sagen ließ, ich möge zur Unterhandlung mit ihm gehen, widersetzte sich Nowar und die Uebrigen und ich durfte nicht fort. Als es dunkel geworden war, sagte Nowar: „Missi, ihr könnt hier nicht länger bleiben!“ Er rieth, da die See ziemlich ruhig war, zu versuchen, Mr. Mathiesons Station zu erreichen. Aber wie? Miaki hatte ja mein Boot, den Mast, die Segel und die Ruder und auch ein kleineres Schiff, das mir aus Aneityum



„Die Stunden, welche ich in den dichten Aesten verbrachte.“ Seite 155.

geschickt war, genommen! Die Gefahr war aber auch für Nowar so groß, daß er mich um jeden Preis entfernen wollte. Sein Sohn solle mich zu einem alten Kastanienbaum, der Nowar gehörte, geleiten; auf diesem möge ich mich verbergen, bis der Mond aufgehen würde.

Ganz in den Händen dieser Leute blieb mir nichts, als Nowars Willen zu thun. Die Stunden, welche ich in den dichten Aesten verbrachte, leben in mir, als sei es gestern gewesen. Ich hörte von der Ferne das Geschrei der Wilden, ich hörte Flintenschüsse, oft weiter, oft näher. Und doch ruhte ich da oben, wie in Jesu Armen. Nie ist mir der Heiland näher gewesen, nie hat er mir sanfter zugeflüstert, nie mir süßere Verheißungen gegeben, als in jener Nacht auf dem Baume, wo ich so innig mit dem Herrn verkehrte. Allein, und dennoch nicht allein! Wenn es sein müßte, würde ich noch manche Nacht allein auf solchem Baume zubringen, um wieder Jesu geistige Nähe und die tröstende Gemeinschaft mit ihm fühlen zu können! Giebt es außer ihm einen Freund, der in solcher Lage, in Gefahr und Todesnähe so mit uns aushält?

Gern wäre ich noch lange sitzen geblieben; aber nach Mitternacht kam Nowars Sohn, mich zu holen. Am Strande fand ich meinen Beschützer und viele seiner Leute. Ich hatte ein größeres Boot für uns gemiethet und es mit Baumwollstoff bezahlt; Arkurat, der Besitzer, hatte es schon am Abend in Sicherheit gebracht und verlangte nun neue Bezahlung. Die armen Reste unseres Besitzes, die wir noch bei uns hatten, reizten seine Begehrlichkeit und wir mußten ihm noch Decken und Axt für das Boot geben! Als er nun ein viel zu kleines fertig machte, das uns unmöglich aufnehmen konnte, drehte ich ihm den Rücken und sagte, wir würden uns auf dem Landwege zurechtzufinden suchen. Da rief Arkurat: „Mein Zorn ist vorbei! Nehmt also das größere Boot.“ Aber als es ins Wasser geschoben worden war, gab er die Ruder nicht her! Ich rief: „Sicherlich wißt ihr, daß wir ohne Ruder das

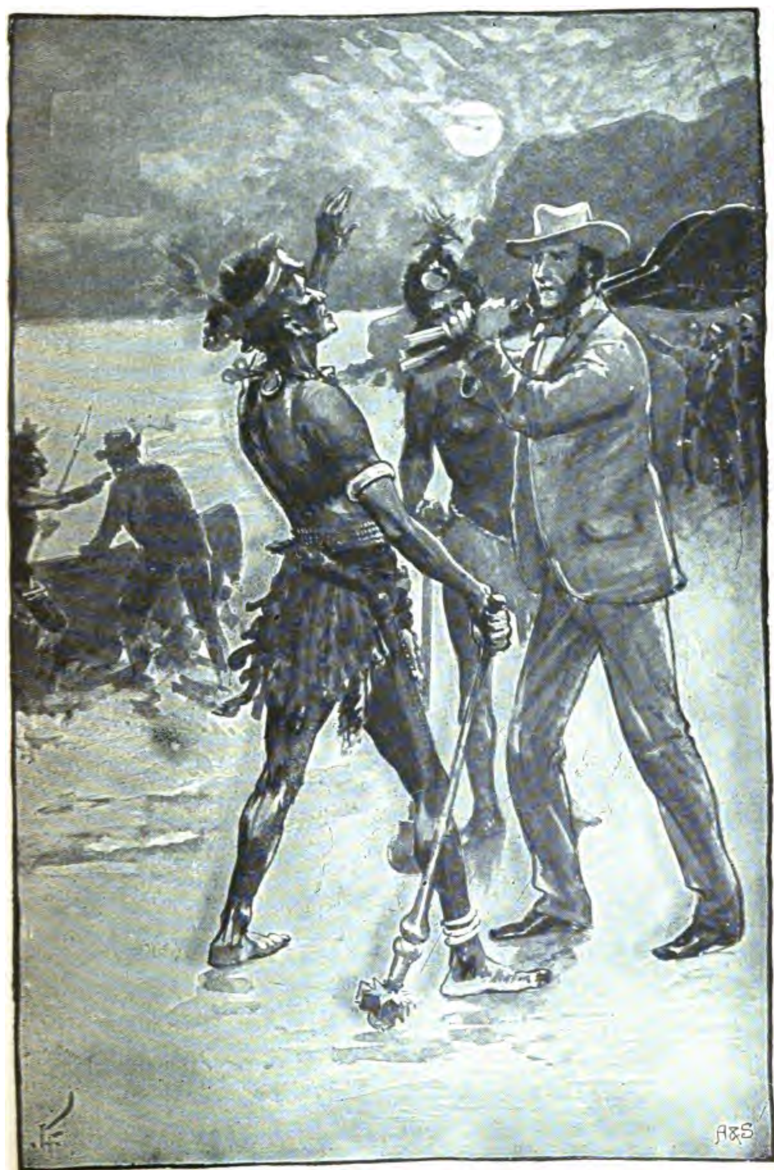
Boot nicht benutzen können! Sie sind doch mitbezahlt!" Arkurat legte sich in den Sand und stellte sich schlafend. An Nowar als den Häuptling appellirend, antwortete mir dieser: „So ist er, Missi! So sind wir Alle!" „Da er die Decken bekam, die ich rettete, um mich vor Fieber und Malaria zu bewahren, und nun nichts mehr besitze, als was ich am Körper habe, so werdet doch ihr mir Ruder leihen, Nowar!" Er ließ mir eines reichen und drei Andere holten mir noch drei einzelne Ruder. Nun stand Arkurat von seinem Schlafe auf und verweigerte sein Boot aufs neue. Und wieder wollten wir uns zu Lande durchschlagen, da trat Einer vor und sagte: „Missi, ich will euch die Wahrheit sagen! Sie betrügen euch Alle! Die See ist im Vorgebirge viel zu wild, als daß ihr vorüber rudern könnt; und gelänge es euch wirklich, so findet ihr den Tod, weil Miaki mit seinen Bewaffneten hinter den „schwarzen Felsen" auf euch lauert. Die Landwege sind auch besetzt; die versucht keinenfalls! Lebt wohl!"

Die Lehrer und ich hatten also keine Rettung als das Boot. Wir fünf stiegen endlich ein; ein Eingeborner, noch halb Knabe, setzte sich ans Steuer, wir Anderen nahmen die Ruder. —

Im Schutz des Landes ging es eine Weile in ziemlich ruhigem Wasser leidlich vorwärts; an der vorspringenden Spitze aber, von wo wir uns rein südlich wenden mußten, war die See in höchstem Aufruhr und wir hatten furchtbar zu arbeiten. Der Junge am Steuer rief: „Missi, so ist das Meer! Es verschlingt Alle, die sich ihm vertrauen!" „Wir vertrauen nicht dem Meer", erwiderte ich, „wir vertrauen auf Gott und unsern Herrn Jesus!"

Nach längerem harten Kampfe mit den in das Schiff überstürzenden Wogen, legten Alle die Ruder weg und Abraham sagte: „Missi, es geht nicht. Wir sind verloren und Speise für die Haifische! Wir hätten uns eben so gut von den Tannesen essen lassen können, als von diesen."

„Bleibt auf euren Posten", rief ich, „Abraham, wo ist



Arkurat verweigert uns sein Boot. Seite 156.

euer Glaube an Jesus? Er regiert die Fluten wie das Land! Abraham, betet und rudert! Haltet Schlag für Schlag mit mir, denn es gilt das Leben! Unser Gott lebt und schützt uns! Matthias, schöpft so rasch ihr könnt das Wasser aus dem Boot! . . . Blickt nicht um euch, sondern nur auf die Ruder! Betet und strengt die Kräfte an! Gott rettet uns!" „Missi, Dank für eure Worte", sagte der gute alte Abraham. „Ich will stark sein! Ich will beten und rudern! Vielleicht daß uns Gott doch noch rettet!" Mit unsäglicher Mühe und Todesgefahr gelang es uns, das Boot zu wenden und nach noch vierstündigem Rudern erreichten wir mit Gottes Segen wieder den Ort, wo wir uns vor fünf Stunden eingeschifft hatten!

Bis auf die Haut durchnäßt, die Hände vom Rudern wund, traten wir unter die Leute, welche herbeigelaufen waren, als sie das Boot kommen sahen. Ihre Mienen waren verdrießlich, daß wir wieder zu ihnen zurückgekehrt waren. Katasian, der Bursche, der mit uns gefahren war, floh gleich landeinwärts und hat leider sein Leben bald nachher verloren, da man ihm nicht verzieh, daß er sich zu uns hielt!

Zum Tode ermattet legte ich mich am Strande nieder und verfiel in tiefen Schlaf, aus dem ich durch ein Zerren unter meinem Kopfe erweckt ward. Ein Täschchen, das meine Bibel und meine Uebersetzungen enthielt, bildete mein Kopfkissen und diese letzten Reste irdischer Habe reizten noch zum Raube! Aufspringend, wie meine Leute auch, die noch eine alte Jagdflinte und einen Revolver besaßen, — völlig untauglich, da sie im Boote stundenlang im Wasser gelegen hatten, — sahen wir den Dieb entlaufen. Inmitten meiner treuen Leidensgefährten kniete ich am Strande nieder, dankte dem Herrn für unsre Rettung und übergab uns ihm aufs neue in seinen mächtigen Schutz.

Dann trat Faimungo heran, ein Häuptling aus dem Innern der Insel, der hie und da zu unsern Gottesdiensten gekommen war, und sagte: „Lebt wohl, Missi! Ich gehe heim,

denn ich will die Thaten dieses Morgens nicht mit ansehen!" Er war Nowars Schwiegersohn und sein ziemlich entfernter Ort lag auf dem Landwege, den wir jetzt allein noch versuchen konnten. „Faimungo", sagte ich, „wollt ihr uns mitnehmen? Wollt ihr uns den Weg zeigen, den wir nach den großen Verheerungen durch die Orkane nicht finden würden. Wenn das Missionsschiff kommt, gebe ich euch Aexte, Messer, Fischhaken und wollene Decken!" „Missi, ihr dürft mir nicht folgen, denn Miaki und Karewick haben ihre Leute auch dort aufgestellt. Ich habe nur zwanzig Männer bei mir; sie sind viel zahlreicher und ihr verderbt uns Alle!" Ich stellte ihm vor, daß ich seinen Schutz nicht fordere, sondern nur verlangte, mit den Meinen ihm folgen zu dürfen. Seine Antwort war: „Sieben Mann sind bei mir; dreizehn werden folgen, aber ich kann sie jetzt nicht holen lassen, weil sie bei Miaki sind. Folgt so weit ihr könnt!" Wir brachen nun Alle auf, nachdem er und seine Leute sich vor meinen Augen noch mit einem guten Theil meiner Sachen beluden, welche Nowars und Faimungos Antheil an der Beute bildeten. Nowar hatte u. A. viel Reis und eine Ziege aus der Station erhalten, die zum Mahle bereitet waren. Ich bat, uns Erschöpften nur etwas davon zu geben, da wir Alle sehr lange nichts gegessen hatten; aber er verweigerte auch selbst einen einzigen Bissen mit den Worten: „Ich esse euren Reis und behalte die Sachen als Bezahlung für mein verwundetes Knie und für die Hülfe, welche wir euch leisteten!"

Endlich ging es fort. Wir folgten Faimungo so nahe als möglich; vertrauen konnten wir weder ihm noch seinen Leuten, aber es war der einzig mögliche Ausweg und wir fühlten uns ja in der starken Hand unseres Gottes. Bald stießen wir auf Bewaffnete Miakis, welche Sirawia anführte, der früher sich oft freundlich gegen mich erwiesen hatte. Als die Leute die Flinten anlegten, rief Faimungo: „Nein, heute dürft ihr Missi nichts thun! Er ist bei mir!" Mit diesen Worten ging er rasch voran, meine Leute folgten ihm, mich



„Zum Tode ermattet legte ich mich am Strande uieder." Seite 157.

aber umringten sie in engem Kreise. Ich wandte mich zu Sirawa und sagte: „Ich bin gut gegen euch Alle gewesen und ich liebe euch Alle noch! Ihr wißt, daß ich euch Arznei gab und Nahrung, als ihr elend darnieder laget und Viele starben. Die Kleider, die ihr anhabt, sind mein Geschenk. Bin ich denn nicht euer Freund? Könnt ihr Faimungo beschimpfen, wie ihr es eben gethan, blos weil er zugiebt, daß ich ihm folge?“ Sirawia flüsterte mit seinen Leuten zu leise, als daß ich es verstehen konnte, aber ich sah in ihren Augen, daß er abgewehrt hatte. Diese Wilden dürfen nie den Rücken des Feindes sehen, da dies ihre Mordlust aufs Höchste reizt. Ich ging langsam Schritt für Schritt rückwärts und blickte Allen stets fest in die Augen. Erst in einiger Entfernung und nachdem Buschwerk mich verdeckte, eilte ich den Meinen nach. Ich möchte gern glauben, daß Sirawia die bösen Worte, welche er Faimungo als meinem Beschützer zurief, zur eignen Sicherung ausstieß, da er jetzt zu Miaki gehörte und Verstellung ihm nöthig war. Ein zweiter feindlicher Trupp kam uns entgegen, es kostete viel Mühe, uns von ihm los zu machen. Von Befreundeten Faimungos, die wir später trafen, hörten wir genau, wo Miaki selbst sich eben befand und daß er auch heute wieder Anhänger meines Freundes Manuman getödtet und Dörfer angezündet habe! Später kommende feindliche Haufen wehrte Faimungo mit mehr Festigkeit ab und sagte: „Missi, jetzt bin ich stärker, weil ich meinem Lande näher bin.“

Bald erreichten wir nun ein schön und hochgelegenes Dorf, welches die Tannesen Aneai nennen, d. h. „Himmel“. Die Hitze war groß, der Weg zuletzt fast ohne Schatten und so waren Alle sehr ermattet, Faimungo selbst nicht am wenigsten, da er schwer an den in der Missionsstation erbeuteten Dingen trug. So ließ er sich auf dem Dorfplatz nieder, nahm seine Pfeife und sagte: „Missi, jetzt sind wir bald zu Hause; wir können hier ungefährdet ruhen.“

Kaum hatten wir uns wenige Minuten des Liegens erfreut, als Geschrei und Geheul sich vernehmen ließ und bald

aber umringten sie in engem Kreise. Ich wandte mich zu Sirawa und sagte: „Ich bin gut gegen euch Alle gewesen und ich liebe euch Alle noch! Ihr wißt, daß ich euch Arznei gab und Nahrung, als ihr elend darnieder laget und Viele starben. Die Kleider, die ihr anhabt, sind mein Geschenk. Bin ich denn nicht euer Freund? Könnt ihr Faimungo beschimpfen, wie ihr es eben gethan, blos weil er zugiebt, daß ich ihm folge?" Sirawia flüsterte mit seinen Leuten zu leise, als daß ich es verstehen konnte, aber ich sah in ihren Augen, daß er abgewehrt hatte. Diese Wilden dürfen nie den Rücken des Feindes sehen, da dies ihre Mordlust aufs Höchste reizt. Ich ging langsam Schritt für Schritt rückwärts und blickte Allen stets fest in die Augen. Erst in einiger Entfernung und nachdem Buschwerk mich verdeckte, eilte ich den Meinen nach. Ich möchte gern glauben, daß Sirawia die bösen Worte, welche er Faimungo als meinem Beschützer zurief, zur eignen Sicherung ausstieß, da er jetzt zu Miaki gehörte und Verstellung ihm nöthig war. Ein zweiter feindlicher Trupp kam uns entgegen, es kostete viel Mühe, uns von ihm los zu machen. Von Befreundeten Faimungos, die wir später trafen, hörten wir genau, wo Miaki selbst sich eben befand und daß er auch heute wieder Anhänger meines Freundes Manuman getödtet und Dörfer angezündet habe! Später kommende feindliche Haufen wehrte Faimungo mit mehr Festigkeit ab und sagte: „Missi, jetzt bin ich stärker, weil ich meinem Lande näher bin."

Bald erreichten wir nun ein schön und hochgelegenes Dorf, welches die Tannesen Aneai nennen, d. h. „Himmel". Die Hitze war groß, der Weg zuletzt fast ohne Schatten und so waren Alle sehr ermattet, Faimungo selbst nicht am wenigsten, da er schwer an den in der Missionsstation erbeuteten Dingen trug. So ließ er sich auf dem Dorfplatz nieder, nahm seine Pfeife und sagte: „Missi, jetzt sind wir bald zu Hause; wir können hier ungefährdet ruhen."

Kaum hatten wir uns wenige Minuten des Liegens erfreut, als Geschrei und Geheul sich vernehmen ließ und bald

sah man einen Trupp Feinde herankommen, sämmtlich bewaffnet und förmlich berauscht von den Erfolgen und Thaten der letzten Tage. Miaki hatte unsere Flucht erfahren und die Leute abgesandt, um uns zu überfallen. Jaimungo war sehr erschrocken, da er mit seinen wenigen Leuten an einen Kampf nicht denken konnte. Er sagte: „Missi, geht nun mit den eurigen voraus; ich folge, sobald ich mit diesen Leuten eine Pfeife geraucht und gesprochen habe." „Nein", war meine Antwort, „ich bleibe; werde ich getödtet, so soll es an eurer Seite sein. Ich verlasse euch nicht!"

Es begann nun wieder, was ich so oft erlebt; einer spornte den andern an, zuerst zu schießen. Ich sah ihnen fest in die Augen und sagte so ruhig als möglich: „Mein Gott wird euch bestrafen, wenn ihr mich oder einen seiner Diener jetzt oder später tödtet!" Eine steinerne Waffe, die geworfen ward, traf meinen guten Abraham, seine Wange heftig streifend. Der Blick nach oben, mit dem er sagte: „Missi, ich war nahe daran, zu Jesus zu gehen!" bleibt mir unvergeßlich. Ein Keulenschlag verfehlte sein Ziel; jetzt umringten sie uns eng und stachelten sich gegenseitig zum ersten Schuß an. Meine Seele wendete sich in heißem Gebet zum Heiland — ich wußte, er sah Alles! Wie ein Hauch Gottes kehrte mein Friede zurück und ich wußte, ich würde nicht sterben, bis Gott meine Arbeit für beendet erachte. Als hätte eine Stimme vom Himmel es mir gesagt, so sicher wußte ich von dem Augenblick an, daß kein Schuß uns treffen, kein Speer uns verwunden würde ohne den Willen unsres Gottes, der Himmel und Erde regiert, der die Welt in seiner Hand hält und auch die Wuth der Wilden bezähmen kann. In dieser schrecklichen Stunde war es mir, als sähe ich mit feurigen Lettern auf die Wolken des Himmels geschrieben die Worte: „So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er es euch geben." Ich konnte es begreifen, daß Stephanus und Johannes den verklärten Erlöser erblickten, als sie in Leiden und Verfolgungsnoth zum Himmelsthrone aufsahen! Und doch

könnte ich nicht sagen, daß ich in solchen Momenten ganz ohne Furcht gewesen wäre! Nein, es schwindelten die Gedanken, Hören und Sehen konnten mir vergehen, meine Knie bebten, wenn ich so oft dem Tode ganz nahe war, aber das war der feierliche, ernste Gedanke, im nächsten Augenblick in der Ewigkeit und vor Gott zu stehen. Und doch war ich nie in diesem Zustand, ohne das Versprechen zu hören: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!“ Und mit Paulus konnte ich aus voller, ganzer Seele sprechen: „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben . . . noch keine andre Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn.“

Faimungo und mehrere Andere wollten, wir sollten allein weiter gehen. „Warum,“ frug ich, „sollen wir nicht warten, bis ihr mitkommt? wir bedürfen der Ruhe so gut wie ihr. Mein Gott weiß, daß ihr mir, wenn auch nicht Schutz zusagtet, doch versprachet, uns nicht zu schaden. Ich verlasse euch nicht, so weit ihr denselben Weg zu machen habt; soll ich sterben, so wird es an eurer Seite sein, Faimungo!“ Darauf erwiderte er nach einer Weile: „Also, ich gehe voran; Missi, haltet euch möglichst nahe zu mir.“

Seine Leute gingen voran, meine Aneityumesen folgten; mit einem Satz sprang er ihnen nach, ich folgte seinen Schritten im steten Gebet zu Jesus, entweder uns zu schützen, oder uns gnädig in sein Reich aufzunehmen. Die Feinde brachen auch auf und rannten, bewaffnet wie sie waren, und uns in die Mitte nehmend, zu beiden Seiten mit uns. Ich überließ nun Alles dem Herrn und lief Faimungo nach, als ob die Schaaren meine Schutzwache wäre, oder als ob ich sie doch nicht als Feinde ansähe.

Wenn irgend einer der Leser es wunderbar findet, daß sie uns nichts thun durften, um wieviel mehr mußte ich es als eine Rettung durch dieselbe Hand ansehen, welche einst Daniel vor den Löwen beschützte! Wir hatten einen Bach zu passiren; Alle setzten mit einem Sprunge über denselben; ich

als der Letzte versuchte das Gleiche, sprang aber zu kurz und glitt an dem jenseitigen Ufer leise gegen den Bach hinab. In diesem Augenblicke hörte ich in den Zweigen über meinem Kopf das Geräusch des Wurfsteines, wenn er das Geäste zerbricht. Der flache, große, scharfkantige Stein fiel oben auf das Ufer nieder; wäre mein Sprung geglückt, so mußte ich tödtlich getroffen sein! Meinen Gott dankend kroch ich hinauf und war bald im Dickicht geborgen. In vollem Schweigen blickten die Wilden, die ihr Ziel mit dieser Waffe mit größter Sicherheit treffen, auf mich hin; sie mußten den Schutz erkennen, in welchem ich stand, denn sie sandten weder Wurfstein noch Kugel mehr nach. Zurückblickend sah ich, wie sie sich theilten; die Einen gingen landeinwärts, die Andern kehrten nach Aneai zurück.

Von Preis und Dank gegen Gott erfüllt, eilte ich unserm Zuge nach. Ich fand ihn rastend im Walde, der nun zu durchschreiten war, und erfreut mich gerettet zu sehen. In jedem Dorfe fanden sich Feinde ein, die bereit waren, uns zu tödten, aber Faimungo erhob gegen diese, die ihm untergeben waren, die Keule und sagte: „Ihr dürft Missi heute nicht tödten."

Der Durst quälte uns entsetzlich; wir kamen an Bächen und Quellen vorüber, durften aber nicht daran denken zu trinken. Der Augenblick, in dem man sich von ihnen abgewendet und sich gebückt hätte, wäre zu starke Versuchung für ihre Mordlust gewesen, ja der sichre Tod, da man, wenn auch für noch so kurz, Augen und Aufmerksamkeit von ihnen abgezogen hätte.

Endlich näherten wir uns Faimungos Dorfe; er sandte seine Leute hinein und begleitete uns noch eine Strecke allein. Am nun erreichten Strande sich niedersetzend, sagte er: „Missi, ich habe mein Versprechen erfüllt. Ich bin sehr müde und sehr in Angst; weiter wage ich nicht zu gehen. Lebt Alle wohl! Nun rasch, rasch vorwärts! Diese drei Leute — er deutete auf einige sich nähernde Männer — begleiten Euch noch bis an die nächsten Felsen. Schnell fort! Lebt wohl!"

Weit waren wir mit ihnen nicht gekommen, als sie mir sagten: „Missi, Jaimungo ist mit diesen Leuten im Krieg; weiter getrauen wir uns nicht zu gehen! Bleibt nur auf diesem Wege!“ Damit kehrten sie uns den Rücken und rannten in ihr Dorf zurück.

Auf uns allein angewiesen, hatten wir noch die Bezirke mehrerer feindlicher Stämme zu passiren; in dem einen war die kampffähige Bevölkerung abwesend, durch ihren Einfall bei den Nachbarn. In einem andern, in dem man uns ruhig durchziehen ließ, wurden die Bewohner für diese Nachsicht von einem andern Stamm später bestraft, zwar nicht am Leben, aber durch das Vernichten ihrer Waffen — für die Wilden eine harte Strafe, die auch einen schimpflichen Anstrich hat.

Zuletzt näherten wir uns der Station Kwamera; wir erhielten von Einem, der Mr. Mathieson anhing, jeder eine Kokosnuß — eine unsägliche Labung, denn wir waren in den dauernden Strapazen bei glühender Hitze den ganzen Tag ohne Speise und Trank geblieben; wir hatten auch schon länger zuvor nichts bereiten und somit uns nur gelegentlich ein wenig nähren können.

Als Mr. Mathieson von unserm Kommen hörte, eilte er uns entgegen; er hatte uns todt geglaubt, da die Gerüchte der Aufstände schon zu ihm gedrungen waren. Beide waren körperlich sehr leidend und geistig gedrückt; er und Mrs. Mathieson hatten soeben ihr einziges Kind begraben! Die Gefahr, in der sie und ihre Station schon immer geschwebt hatten, konnte nur größer werden, da es den Feinden des Christenthums geglückt war, mich zu verjagen. Wir beteten um Beistand und Stärkung und dankten dem Herrn, daß er uns erlaubt hatte, uns zu vereinen; fest wollten wir nun zusammen aushalten, so lange als irgend möglich.

Ehe ich Port Resolution verlassen, hatte ich Briefe an Kapitäne solcher Schiffe geschrieben, die etwa den Hafen anlaufen würden. Sie enthielten die Bitte, nach Kwamera zu

kommen und diejenigen von uns gegen gute Bezahlung nach Aneityum zu bringen, die der Kapitäin dann noch am Leben finden würde. Nowar gab drei solcher Schreiben an die Kapitäne, welche in nächster Zeit landeten, doch zogen diese vor, sich unsrer nicht zu erbarmen; sie kauften überall von den geplünderten Sachen aus dem Besitz der Mission Alles zusammen, indem sie Tabak, Kugeln und Pulver dafür bezahlten. So hatten sie ihre Geschäfte gemacht und fuhren, ohne uns zu holen, ab; wir wären ihnen wohl gerade bei solcher Ladung unbequeme Gäste gewesen.

Ich führte nun wieder ein Tagebuch, daß mir auch erhalten geblieben ist, während alle meine früheren Aufzeichnungen bei der Plünderung zerstört worden sind. Ich entnehme daraus in Kürze noch das Folgende bis zum gänzlichen Abbruch der Stationen auf Tanna! Gott sei gelobt, der mich es hat erleben lassen, daß sein Wort nun mit Erfolg auf dieser Insel gepredigt wird! Meine theuren Freunde, Mr. Watt und seine Frau, haben den Funken wieder belebt. Das Licht war ausgelöscht, aber der Leuchter war nicht weggenommen worden! Gott sei dafür gepriesen!

Am 22. Januar 1862 hörten wir, daß wieder drei von Manumans Leuten getödtet worden seien. Von dem einen hörte ich kurz vor meiner Flucht bei Nowar, dessen Freund er war, die Worte: „Wenn so viele Kinder hier getödtet werden, warum sendet ihr mir nicht eins? Sie sind zarter und besser als junge Hühner!“ Eine solche Aeußerung läßt so recht einen Blick in das Herz der Kannibalen zu; und doch gehörte dieser Mann durchaus zu den besseren, keinenfalls zu den schlimmsten.

Am 23. Januar versprachen drei Häuptlinge Mr. Mathieson und uns Allen Schutz bis ein Schiff uns holen werde. Ach, wie wenig darf man sich aber auf das Versprechen der Tannesen verlassen.

Den 24. neue Berichte über entsetzliche Blutthaten Miakis an Manumans Leuten! Auch hat er sich von fast allen

Häuptlingen versprechen lassen, daß sie Keines von uns verschonen wollen. Aber der Herr „sitzt doch im Regimente!“

Sonntag, den 26. Januar, kamen etwa dreißig Personen zu unserm Gottesdienste. Nachher beteten wir noch in den uns am wenigsten feindlich gesinnten Dörfern mit denen, die sich zu Mr. Mathieson hielten, und verkündeten Gottes Wort dort etwa 116 Personen. Wahrlich, es war eine Aussaat in Thränen und Angst; und doch, trotz Allem, was nachher folgte, wer möchte sagen, daß es ganz umsonst gewesen sei? Zwanzig Jahre später, da ich meine Erlebnisse aufzeichne, steht in diesem selben District von Tanna eine Kirche, in welcher unsre Lehre verkündet, in welcher Gott Preis und Lob auch von den früheren Wilden dargebracht wird! — Auf dem Heimwege an jenem 26. Januar 1862 entrannen wir nur durch Gottes Barmherzigkeit den Keulenschlägen eines Kannibalen und hielten es für geboten, uns nun nicht mehr auf Meilen vom Missionshause zu entfernen.

Am 27. fuhr ein Schiff vorüber; trotz unsrer Signale kam der Kapitän nicht in den Hafen. Es war einer von denen, welche in Port Resolution meinen Brief mit der Bitte erhalten hatten. Er brachte aber meine erkauften Sachen in Sicherheit und ließ uns in der Gefahr.

Am 29. kam der noch junge Häuptling Kapuku in die Station, um uns seine und seines Vaters Kriegsgötzen und Hausidole zu bringen. „Während Alle versuchen, euch zu tödten“, sagte Kapuku, „gebe ich meine Götter auf; ich will von meinem Land sie alle entfernen.“ Es war ein Korb voll kleiner, eigen geformter Steine, die vom Gebrauch ganz glatt, fast wie polirt waren.

Am 31. Januar kam Faimungo zu uns mit Nachrichten über Miakis sich ausbreitende Anschläge gegen uns. Sogar Manuman sandte seinen angenommenen Sohn Raki, um uns von den entsetzlichen Verfolgungen zu erzählen, welche er und die Seinen täglich zu leiden hatten. Rakis Frau, eines Häuptlings Tochter, war zu diesem geflohen; auch dorthin war Migki

gedrungen, und hatte den Vater gezwungen, die Tochter als Feindin auszuliefern. Vor seinen Augen war sie erschlagen und dann natürlich verzehrt worden.

Am Sonntag, den 2. Februar, kamen 32 Leute zum Gottesdienste. Nachmittags wagten wir uns doch in einige nähere Dörfer zur Predigt und kamen ungefährdet nach Hause, da wir einen andern Weg eingeschlagen hatten, als wo man bewaffnet uns erwartete.

Am 3. Februar kam eine Anzahl von Miakis Leuten zu Mr. Mathieson und untersuchte das Haus. Ich saß schreibend in meinem Zimmer; sie glaubten mich wie Herrn Mathieson ausgegangen und entfernten sich, zornig noch einen Schuß in das Lehrerhaus abfeuernd.

Müde und angegriffen von allem Erlebten hatte ich mich am Abend des 3. Februar früher als sonst zur Ruhe begeben und war fester eingeschlafen, als wir es in der Aufregung sonst zu thun pflegten. Mein treuer Hund Clutha, das einzige, was mir in meinem Schiffbruch geblieben, weckte mich durch Zerren an meinen Kleidern; ich weckte Herrn Mathieson ebenso leise, wie es der Hund bei mir gemacht. Wir durften kein Licht anzünden, knieten aber im Finstern nieder und übergaben uns in die Hand des Herrn. Nun ward es hell im Zimmer; es gingen Männer mit Fackeln auf das Haus zu; Andere zündeten die Kirche an und einen Rohrzaun, der von dieser zum Hause reichte. In wenig Minuten mußte letzteres auch in Flammen stehen und wir dasselbe verlassend in die Hände der Wüthenden fallen. Ich griff zu meinem ganz unbrauchbaren Revolver und einem kleinen amerikanischen Tomahawk und bat Mr. Mathieson, mich hinaus zu lassen und die Thür zu seinem und seiner Frau Schutz wieder zu schließen. Er sagte wiederholt: „Bleiben Sie hier; sterben wir zusammen! Zurückkehren werden Sie nie!“ Ich antwortete: „Schnell, schnell, lassen Sie mich, ich bin auch draußen in Gottes Hand! Brennt das Haus erst, so rettet uns nichts mehr!“



„Ich schlug den brennenden Zaun nieder.“ Seite 167.

Er öffnete darauf die Thür, schloß sie wieder, warf sich zum Gebet nieder und beobachtete mich dann. Ich schlug den brennenden Zaun mit dem Tomahawk nieder, zerriß ihn so gut es ging und warf die brennenden Theile davon in das Feuer, so daß es dem Hause nicht schaden konnte. Plötzlich umringten mich sieben oder acht Wilde, schwangen die Keulen und schrieen: „tödtet ihn! tödtet ihn!“ Einer griff nach meinem Arm; ich sprang zurück und erhob den Revolver mit den Worten: „Wagt es mich anzutasten! Jehova wird euch bestrafen! Er beschützt uns und straft euch sicher, weil ihr ihn haßt und seine Kirche verbrennt. Wir lieben euch Alle und weil wir euch nur Gutes thun, wollt ihr uns tödten! Aber unser Gott ist hier, er beschützt uns!“

Sie heulten vor Wuth und riefen einander zu, den ersten Schlag zu führen, aber der Unsichtbare ließ es nicht zu. Ich stand unverwundbar unter seinem starken Schilde und es glückte meine Arbeit, die Flammen vom Wohnhause abzuhalten.

In diesem furchtbaren Augenblick trat ein Zwischenfall ein, den sich jeder Leser wie er will erklären mag, den ich aber auf den directen Eingriff zu unserer Rettung zurückführe. Ein stöhnendes Brausen, wie vom Rollen einer schweren Lokomotive, oder wie ferner Donner, ertönte von Süden her. Unwillkürlich wendeten sich Alle in jene Richtung, denn sie wußten aus schlimmer Erfahrung sämmtlich, daß einer der schrecklichen Wirbelstürme im Anzuge sei. Staunt nun das Wunder an: der Südwind trug die Flammen der Kirche vom Wohnhause weg; es stand ganz beschützt und in Gottes Hut, während die Kirche in kürzester Zeit zerstört war. Ein Regenguß, wie ihn nur die Tropen haben, machte es auch völlig unmöglich das Haus anzuzünden! Das heulende Brausen des Sturmes ließ die Wilden rasch verstummen. Ihr Gebrüll war in tiefstes Schweigen umgewandelt! Dann sagten sie vom Schreck ergriffen: „Das ist Jehovas Regen! Wahrlich ihr Gott streitet für sie und hilft ihnen! Laßt uns entfliehen!“ In der Angst warfen sie ihre Fackelreste nieder und entliefen so rasch sie

konnten nach allen Richtungen. Ich stand allein und lobte des Herrn wunderbares Thun! Ja, gesegnet der Mann, der sich auf ihn verläßt!

An die Thür zurückkehrend, bat ich um Einlaß. Mr. Mathieson öffnete und rief: „Wenn Gott je die Hülfe in der Noth war, so war er es heute! Gelobet sei sein heiliger Name in Ewigkeit!“ In Ehrfurcht und Freude vereinten wir unsre Danksagungen. Wahrlich, Jesus hat Macht über die Natur sowohl wie über die Herzen der Heiden! Lieber Heiland, wieviel Hülfe, Segen und Glück entbehren wir täglich, weil wir nicht Alles, was uns begegnet, zu Dir, Herr, tragen, wie wir sollten. Oft, oft habe ich seitdem Thränen vergossen über seine Liebe und Barmherzigkeit in dieser Rettung und gebetet, daß ich doch jeden Moment meines Lebens im Dienst dieses liebevollen Heilands und nach seinem Willen verwenden möchte.

Den Rest der Nacht lag ich wach; es war unmöglich Schlaf zu finden. Schon früh am Morgen kamen einige unsrer Anhänger laut weinend mit der Nachricht, die Wuth gegen uns sei durch den vereitelten Versuch nur gestiegen; die Feinde jubelten und stachelten sich mit Geschrei und Toben gegenseitig auf, jetzt gleich einen Angriff auf uns zu machen. Sie sammelten sich; ihr Gebrüll drang bis zu uns; und die uns treuen Eingeborenen flohen dem Walde zu, sobald die Schaaren sichtbar wurden. Da in dem Augenblick der höchsten Gefahr, ertönte der Ruf: „ein Schiff!“ Wir waren in einem Zustande, in dem man kaum den eignen Sinnen zu trauen wagt. Aber wieder und wieder ertönte der Ruf: „Schiff! Schiff!“ Er pflanzte sich vom Strande aus fort; jetzt erreichte er den wüthenden Haufen vor uns, dessen Toben leiser und leiser ward und der sich vor unsern Augen auflöste. Ich fürchtete noch immer eine schmerzliche Enttäuschung, aber wirklich — ein Schiff näherte sich der Insel! Wir zündeten Holz an und befestigten ein schwarzes und ein weißes Tuch auf dem Dache, um Capitain Hastings Aufmerksamkeit auf uns zu lenken. Es war aber unnöthig, denn dieser war von

Dr. Geddie und Inglis, den Missionaren in Aneityum, gesandt worden, um uns zu holen, falls wir noch lebten. Es begleiteten ihn 20 Bewaffnete, für den Fall, daß man unser Fortgehen hindern würde. Die Leute halfen die gepackten Sachen in die Kähne zu bringen und auch sonst noch das möglichste dorthin zu retten. Es war zwei Uhr als wir fertig waren und uns eben selbst zum Einschiffen bereit machten, als Mr. Mathieson plötzlich erklärte, er bleibe in Tanna und wolle hier sterben; seine Frau und ich möchten uns retten, er bleibe. Es mußte eine plötzlich eintretende geistige Störung sein, welche in den furchtbaren und dauernden Aufregungen der letzten Monate ihre Veranlassung haben mochte. Der Arme schloß sich in sein Zimmer ein und es bedurfte langer Verhandlungen und meiner bestimmten Versicherung, daß ich bei ihm bleiben und mit ihm getödtet werden wolle, daß aber Gott die Mordthaten ihm zurechnen würde, welche er durch Sendung des Schiffes habe verhindern wollen, um ihn endlich zu bewegen, seine Thür zu öffnen und sich mit uns einzuschiffen.

Mittlerweile war es Abend geworden und die Dunkelheit der Tropen, wo die Dämmerung nur wenige Minuten dauert, brach herein, während wir mit den beiden Booten, die schwer beladen waren, dem Schiffe zusteuerten. Wir fanden es nirgends, trotzdem nach allen Seiten hin Versuche gemacht wurden. Wie sich späterhin fand, war das Fahrzeug seewärts getrieben worden und wir irrten auf einer recht unruhigen See umher. Es ward beschlossen, dem einzigen sichtbaren Punkt, dem feurigen Rauche des Vulkans, zuzusteuern und so den Hafen von Port Resolution zu erreichen. Es war wieder eine Nacht in Gefahr und Noth, aber auch hier schützte uns der Herr. Als der Tag anbrach, ruderten wir ins Meer, weit genug, um von Miakis Kugeln nicht erreicht zu werden und gingen vor Anker, um Angesichts des Ortes, wo ich so lange gestrebt und gelitten, einen qualvollen Tag unter der glühenden Sonne jener Breiten im offenen Kahn zu verbringen.

Natürlich waren wir bemerkt worden und so kamen Nowar

und Miaki in einem Boot zu uns; Ersterer brachte einige Kokosnüsse, für die wir sehr dankbar waren, da wir seit mehr als 24 Stunden ohne Speise und Trank waren. Miaki forderte mich treuherzig auf, ins Missionshaus zu kommen, um meine Sachen zu holen, es sei Alles unberührt. Als er aber sah, daß ich nicht in die Falle ging, rühmte er sich der Plünderung und fluchte uns und unserer Lehre, die alle Krankheiten und den Tod bringe und die verbiete, was ihre Freude sei, nämlich die Menschen zu essen. Nowar flüsterte mir zu, daß, seit ich fort sei, Miaki Nachts ein Dorf überfallen habe; seine Leute hätten an den Hütten Posten gefaßt; dann furchtbare Schreie ausstoßend hatten sie die erschrocken Herauseilenden niedergeschossen. Der Häuptling dieses Dorfes und nahezu alle Bewohner seien getödtet. Die unersättliche Gier ist eben Folge der ewigen Kämpfe und des scheußlichen Genusses! Nur der, welcher unter diesen Menschen gelebt hat, kann es ganz ermessen, welcher unbeschreibliche Segen es ist, daß nun durch Gottes Gnade endlich sein heiliges Wort auch hier verkündigt wird und die Menschen erst zu Menschen gemacht hat! Nowar und Manuman sind noch lange gehaßt und angefeindet worden, weil sie nicht in diese Gräuel zurückfielen; aber Beide und auch Sirawia und Faimungo sind alt geworden und haben noch gelebt, als die Kriege alle aufgerieben hatten, die zu meiner Zeit dort waren. Als es später gelang, das Christenthum in Tanna einzuführen und es zu schützen, hielten sich diese Männer zu den neuen Missionaren, betrachteten sich auch als Christen; freilich war ihre Erkenntniß eine sehr schwache und ihre Standhaftigkeit gering.

Gegen fünf Uhr kam endlich das rettende Schiff in Sicht und wir konnten die Nacht in Aneityum sicher ruhen und Gott danken für eine unzählige Reihe von Rettungen. Capitän Hastings lehnte jede Bezahlung ab und so vertheilten wir die versprochenen 20 Pfd. Sterling unter die Mannschaft, die uns viel Freundlichkeit erwiesen hatte.

Mrs. Mathiesons zarte Gesundheit war völlig untergraben

worden; Auszehrung trat ein und sie entschlief schon am 11. März 1862, etwa fünf Wochen nach unserer Flucht von Tanna. Am 14. Juni desselben Jahres starb auch Mr. Mathieson, inmitten neu begonnener Missionsarbeit. Beide waren vom hingebendsten Eifer für ihre Aufgabe beseelt, aber Beider Gesundheit war den Einflüssen des Klimas und den Erregungen eines Lebens unter Kannibalen nicht gewachsen. Ihr Andenken bleibt unvergessen bei denen, die mit ihnen arbeiteten.

Ich allein bin übrig geblieben, um von den Pionierarbeiten jener Jahre zu erzählen. Gott hat mir in seiner Gnade später auf der Insel Aniwa Segen und Erfolg geschenkt, mehr als ich hoffen konnte und hat es mich erleben lassen, daß der größte Theil dieser vielen und schönen Inseln für den Herrn gewonnen ist. Es war das mein stetes Gebet und jedenfalls war mein Schmerz, unverrichteter Sache fortgemußt zu haben, viel größer als der um den Verlust sämmtlicher irdischer Habe, bis auf meine Bibel und meine tannesischen Uebersetzungen.

Meine Absicht war, in Aneityum daran weiter zu arbeiten und sobald sich eine Möglichkeit böte, nach Tanna zurückzukehren. Aber meine Gesundheit hatte sehr gelitten und es war fraglich, ob ich mich je genug zur Missionsarbeit würde kräftigen können, wenn ich nicht zuerst Erholung suchte. Die Missionare in Aneityum, Dr. Inglis, Geddie und Mr. Copeland drangen in mich, nach Australien zu gehen und dort in den presbyterianischen Gemeinden Interesse für die Mission auf Inseln zu erwecken, die ihnen dort so nahe lagen und bisher nur von Schottland und Neu-Schottland unterhalten worden waren. Vor Allem sollte ich Geld sammeln, um der Mission ein eignes Seeschiff zu verschaffen. Nur ein solches konnte dem oft schweren Mangel der einsamen Missionare abhelfen, konnte Verbindungen mit ihnen unterhalten und jene Gefahren mindern, wie sie hier mitgetheilt worden sind. Leicht ward mir der Entschluß nicht, aber ich sah ein, wenn Gott durch die Mittheilungen meiner Erfahrungen zur Verbreitung seines Wortes

die Mittel schenken wolle, so dürfe ich nicht widerstreben. So habe ich denn damals in allen australischen Ansiedlungen an vielen, vielen Orten und zwanzig Jahre später auch in der Heimath meine Geschichte erzählt und die tausendfach erprobte Gnade meines Gottes gepriesen! Ein zweiter Band meiner Lebensgeschichte soll die wunderbaren Erfolge, welche der Herr mir schenkte, mittheilen; er verwendete mich zur Schaffung eines Bundes der Sonntagsschulkinder Australiens zur Hülfe für die heidnischen Inseln, welche sehr viel Gutes gewirkt hat und es in Zukunft thun wird.

Ich gestehe, daß ich in den vielen Gefahren mich oft gefragt habe, warum wohl Gott solche Dinge geschehen lasse. Wenn ich jetzt, nach soviel Jahrzehnten, auf meine Lebensführung zurückblicke, so sehe ich klar, daß Gott mich durch die Gefahren zu dem Hauptwerke ausrüstete, welches ich vollbringen sollte, nämlich die Begeisterung für die Bekehrung der Heiden dieser Inseln in Australien zu wecken, welche dann zu Thaten geworden einen Missionar nach dem andern aussandte, ein Eiland nach dem andern dem Herrn gewann, wo deren Wirksamkeit und Sicherheit durch zwei große Schiffe gefördert wurde. Ich hätte niemals die Theilnahme der Tausende, die von da an diese Mission erhalten, in dem Grade wecken können, wenn nicht meine Erfahrungen so bitter, mein Mitleid mit den armen Unwissendeu so tief gewesen wäre, wie es die Gefahren und die völlige Kenntniß dieser Unglücklichen mir einflößten. — Voll Muth ging ich nach Australien; obgleich ich dort nur einen einzigen Menschen kannte, wußte ich, daß Gott mir die Wege bahnen, die Herzen öffnen würde.

Es hat nicht an Solchen gefehlt, die mich getadelt haben, daß ich nicht blieb, bis ich das Schicksal der Gordons getheilt hätte. Ich war damals der Meinung, daß *ein selbsterwähltes Martyrium nicht das Rechte sei.* Gott hätte mich nicht so hundertfach gerettet, wenn er nicht noch Aufgaben für mich bereit hielt. Jetzt nach 25 Jahren weiß ich, daß ich recht that, auszuhalten so lange als möglich, dann

aber die von Gott gesandte Rettung anzunehmen. Er hat mich viel thun und arbeiten lassen; er hat mir die Gnade geschenkt, zu sehen, daß Tausende und Tausende frommer Christen die Inseln der Südsee bewohnen. O daß auf jeder derselben erst ein ständiger Missionar wäre! Dahin arbeite und strebe ich und wenn ich es erlebe, oder auch nur die Aussicht gewinne, daß dieses Ziel erreicht werden wird, so werde ich so ruhig und dankbar mein Haupt zum Sterben legen, wie je ein Krieger, dessen Todeskampf vom Siegesruf verklärt ward! „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren!“

Ich schließe hier ab. Wenn christliche Leser mir gern weiter folgen wollen, so werde ich mit Gottes Hülfe auch die Erlebnisse der letzten 25 Jahre aufzeichnen, d. h. die Reisen in die Gemeinden aller australischen Colonien, und meine Rückkehr in die Heimath 1864, wo ich verschiedene Missionare anwarb und meine zweite Gattin fand, die heute noch mit mir im Segen arbeitet und die Mutter meiner Kinder ist. Ich werde von meiner Niederlassung auf Aniwa erzählen, eine Insel, welche nun keinen Götzendienst mehr kennt und von wo aus viele tüchtige Lehrer nach den übrigen Eilanden der Südsee gegangen sind. Und dann werde ich des zweiten Besuchs in der Heimath 1884 erwähnen, bei welchem ich die Mittel zu einem zweiten Schiff suchte und weit mehr fand. Von den 9000 L. St. (180 000 Mark) genügten zwei Drittel zum Bau eines Dampfers; 3000 L. St. hat die australische presbyterianische Kirche für die Ausstattung und Erhaltung neuer Missionare zur Verwendung übernommen. Für dies und für Alles sei dem Herrn, welcher die Herzen für die Mission öffnete, Preis und Dank! Ich habe nie nöthig gehabt, eigentliche Sammlungen zu veranstalten — Alles kam mir zu, sobald unsre Meetings beendet waren! Bei meiner Rückkehr fand ich meine Gemeinde in bester Ordnung unter der Leitung der treuen Freunde Mr. und Mrs. Watt, die mich von Tanna aus, dem lange widerstrebenden und doch endlich bekehrten, zeitweise vertreten hatten.

Ich habe diese Blätter zur Ehre Gottes beschreiben wollen. Ihm stelle ich sie anheim; möchten sie zu Herzen reden, die sich dadurch der Mission aufrichtig zuwenden. Allen Lesern meinen Gruß in Christo, in dessen Gemeinschaft wir stehen und bei dem wir uns durch seine Gnade einst Alle vereinen werden! Lebt wohl!

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Die Erwerbung des Missionsschiffes „Morgenröthe“.

Erstaunliche aber erfreuliche Kunde ist zu mir gelangt. Der erste Theil meiner Lebensgeschichte ist vom Publikum mit wunderbarer Freudigkeit aufgenommen. Binnen drei Wochen ist eine zweite Auflage nöthig geworden!

Auf des Herausgebers dringenden Wunsch beginne ich den zweiten Band niederzuschreiben. Es verpflichtet mich zu dieser Arbeit auch die Erkenntniß, daß Gott die Geschichte meines Lebens — eine Kette von Erfahrungen seiner Gnade und Barmherzigkeit — benutzen will, seinen heiligen Namen zu verherrlichen.

Aber unter welchen Schwierigkeiten uud Abhaltungen gehe ich an die Arbeit! Unaufhörliche Reisen von Stadt zu Stadt, von Kirche zu Kirche, von einem Ende Australiens bis zum andern, — fast jeden Abend der Woche, und oft auch Nachmittags, Reden in Meetings, am Sonntage mehrere Gottesdienste und Sonntagsschulen — das ist mein Leben. Ich kann dem, was ich sagen werde, ruhige Stunden nicht widmen; aber es wird der Inhalt eines Herzens sein, das von seinem Gegenstand ganz erfüllt ist.

Die Durchsicht dieser Blätter dem Herausgeber, meinem lieben Bruder, überlassend, will ich nur noch das Eine sagen: ich glaube, der Herr verlangt das Bekenntniß dessen, was er an mir gethan; ich bringe es ihm dar! Möge er diese Blätter an den Seelen meiner Leser segnen!

Als ich im Frühjahr 1862 von Tanna flüchtete, hatte ich bis auf die Kleider, welche ich eben trug, bis auf meine Bibel und einige Uebersetzungen, die ich aus derselben ins Tannesische gemacht hatte, Alles verloren.

Die Missionare in Aneityum, die Herren Geddie und Copeland, ebenso meine Leidensgefährten, Mr. Mathieson und seine Frau, überlegten ernstlich mit mir, welchem Theil des Missionswerkes ich mich nun zuwenden sollte. Sie sämmtlich hielten es für das Beste, wenn ich zunächst nach Australien ginge, um dort Interesse für unsere Mission zu erwecken. Ein Missionsschiff war uns durchaus nöthig, wenn wir nicht auch ferner das Leben derer unnütz opfern wollten, welche sich den armen Heiden widmeten. Es mußten auch neue Kräfte zur Mitarbeit gewonnen werden, wenn wir die Hoffnung nicht aufgeben wollten, diese schönen Inseln für den Herrn zu erwerben.

Obwohl ich die Nothwendigkeit einer solchen Arbeit in Australien, das uns am nächsten lag, sehr gut einsah, so kostete es mich doch große Ueberwindung, den Auftrag zu übernehmen, da es eine Trennung von meinen armen Insulanern einschloß, denen zu helfen ich die Heimath verlassen hatte. Die Hoffnung, diese Arbeit wirksamer als bisher fortsetzen zu können, wenn mein Auftrag Erfolg hätte, ließ mich zuletzt doch einwilligen.

Ein Sandelholzhändler, der in einigen Tagen nach Sydney absegeln wollte, willigte ein, mich für 10 L. Sterl. dorthin mitzunehmen. An Bord des Schiffes war es eins meiner ersten Geschäfte, mir mit eigenen Händen ein Hemd zu verfertigen! Hatte ich doch nur das retten können, welches ich trug. Ein Stück Zeug dazu war mir in Aneityum gegeben worden.

Der Kapitän zeigte sich bald als ein wüster, wilder Geselle; er war so recht der Typus der gott= und gewissenlosen Händler in jenen Meeren. Er schlug seine Leute, sogar den Steuermann, oft und unbarmherzig. Er und seine Frau, eine

Eingeborne und Heidin, jedoch kaum so schlimm wie ihr Mann, hatten die Kajüte inne. Ich mußte in dem Raum schlafen, wo die Sandelstämme aufgestapelt lagen, und zwar ohne Betten oder Decken! So war ich genöthigt, Tag und Nacht in den Kleidern zu bleiben, eine Qual, da die Entfernung, die wir zu durchmessen hatten, vierzehnhundert englische Meilen betrug. Die mitgenommenen Vorräthe waren die elendesten und die Speisen kaum genießbar. Man brachte mir dieselben auf einer Schüssel auf Deck, wo ich mich den ganzen Tag aufhielt.

Oft kam der arme Steward mit blutigem Gesichte aus den unteren Schiffsräumen zu mir herauf, wenn der wüthende Kapitän ihn mißhandelt hatte, wobei er sich des nächstliegenden Gegenstandes zu bedienen pflegte. Mir that der stets freundliche, gefällige Mensch sehr leid; ich versuchte wiederholt für ihn beim Kapitän zu sprechen, hatte jedoch nie Erfolg. Ich machte mir nun genaue Notizen über die fortgesetzten Mißhandlungen mit der Absicht, seiner Zeit Gebrauch von denselben zu machen.

In Sydney angekommen, entließ der Kapitän den jungen Mann ohne Bezahlung. Dieser suchte und fand mich und klagte mir bitterlich weinend seine Noth; er habe eine alte Mutter zu ernähren, für welche er nun nichts geben könne. Ich rieth ihm, er möge dem Kapitän sagen, daß er ihn verklagen werde und daß ich versprochen hätte, als Zeuge vor Gericht zu erscheinen. Darauf erhielt der junge Mensch seine Forderung ohne Abzug ausbezahlt, was er mir dankbar meldete.

Nur mit Schmerz gedenke ich jener Reise unter den elendesten Verhältnissen; ich möchte darüber hinwegeilen und doch drängt es mich, noch von zwei armen Insulanern zu sprechen, welche der Kapitän irgendwo mitgenommen hatte. Er verwendete sie zu aller Art von Arbeit an Bord; da sie aber kein Wort englisch verstanden, so waren alle Befehle ebensoviel Stöße und Schläge und ein Zerren an jenen Platz, wo sie eben arbeiten sollten. Als wir in den Hafen von Sydney kamen, gab er Beiden etwas Baumwollstoff; bis dahin

hatte der Unmensch sie unbekleidet gelassen. Auf die Frage des inspizirenden Regierungsbeamten, der in Sydney das Schiff untersuchte, wie denn diese beiden Insulaner an Bord gekommen seien, erwiderte der Kapitän mit der Lüge, sie seien Passagiere. Keine weitere Frage wurde gestellt, keine Beweise dieser Aussage wurden verlangt! Und doch weiß Jeder, der diese Händler der Südsee kennt, daß er sie als sein Eigenthum dem Meistbietenden verkaufen werde. Und das nennt man „Arbeitsmarkt“.

Mit dem Gebet, Gott wolle meinen Bemühungen Erfolg verleihen, betrat ich das Land. Es konnte, es mußte von demselben so viel abhängen, daß ich im Gefühl der Verantwortlichkeit für das, was ich übernommen hatte, sehr niedergedrückt war. Trotz der Trennung von den armen Heiden sah ich sie, wie sie erfüllt von Haß und Aberglauben einander zerfleischten, ich hörte das Wehgeschrei der Unglücklichen, als ob ich ihnen noch nahe gewesen wäre. Aber ich war zugleich überzeugt, daß in der großen Stadt Viele sein mußten, die gern zur Rettung der armen Heiden beitragen würden, wenn ich sie nur erreichen könnte. Aber ich kannte ja keine einzige Seele in der volkreichen Stadt; der Empfehlungsbrief, welchen man mir statt einer Abschrift des Beschlusses der Missionare, mich auszusenden, an einen Geistlichen gegeben hatte, erwies sich bald mehr als ein Hinderniß in meinem Wege, denn als eine Förderung meiner Zwecke. Die Erfahrung brachte mich bald dazu, auch in dieser Arbeit weniger auf Menschen zu vertrauen, als auf Gott und mich allein seiner Führung zu überlassen.

Der Empfänger des Empfehlungsschreibens that was er konnte; er führte mich zu einer Menge von Pastoren und anderen Herren, die meine Geschichte freundlich anhörten, mir theilnehmend die Hand drückten und mir den besten Erfolg wünschten. Sonderbarerweise aber waren Alle durch „ganz etwas Besonderes“ verhindert, mich zur Benutznng ihrer Kanzel oder ihrer Schulen aufzufordern. Als sich diese Erfahrung

in jedem Falle wiederholte, ward ich sehr niedergeschlagen; ich wünschte, ich hätte wie meine Mitarbeiter mein Leben dahingeben dürfen, wo ich so wunderbar gerettet worden war, damit ein Anderer, besser Geeigneter meinen Auftrag erhalten hätte.

Aufklärung über das, was mir geschah, erhielt ich erst durch einen früheren Vertreter der Londoner Missionsgesellschaft. Von ihm erfuhr ich, daß jener Herr, der mich einführte, in einen Krieg mit Presbyterianern und Independenten gerathen war, der in den Zeitungen ausgefochten wurde. Dieser Herr hatte ihnen Ansichten und Aussprüche vorgeworfen, die mit der Bibel unvereinbar seien; die Angegriffenen hatten sich lebhaft vertheidigt, standen aber Jenem, der das veranlaßt hatte, nicht eben freundlich gegenüber. Es ward mir also klar, daß ich einen neuen Weg einschlagen müsse, einen solchen, der mich von allen örtlichen Hindernissen und Streitigkeiten fern hielt.

Ich wendete mich an den Herrn um Führung und dieser brachte mich in Beziehung mit Herrn und Frau Foß, die, obgleich mir gänzlich fremd, mir mit Theilnahme und Liebe entgegenkamen. Sie sagten, ich müsse bei ihnen wohnen, so lange ich in Sydney bliebe; bei ihnen würde ich viele Geistliche und andere treue Christen kennen lernen, die mir ohne Zweifel helfen würden. Gott hatte mir diese Thüre geöffnet und ich trat mit dankerfülltem Herzen ein. Die trefflichen Menschen werden ihren Lohn finden.

Ein gedrucktes Schreiben, von mir unterzeichnet und meinen neuen Aufenthaltsort angebend, ward in zahlreichen Exemplaren verbreitet; auch durch die Zeitungen ward meine Mission bekannt gemacht. Aber auch jetzt noch blieb Alles still. Ein Sonntag war vorüber — keine Kirche hatte sich mir geöffnet! Ich war gebeugt und hatte doch das Gefühl, ich würde Eingang in die Herzen finden, sobald ich nur Gelegenheit hätte, zu diesen zu sprechen. Am zweiten Sonntag — es war Nachmittags — folgte ich mehreren Kindern in eine Kirche. Der Geistliche, Rev. Mr. McSkimming, sprach zu den Kleinen; meine Sehnsucht, zu ihnen zu reden, wuchs

mehr und mehr und als er geendet hatte, bat ich ihn, mir zu erlauben, zehn Minuten zu den Kindern zu sprechen. Nach einer kurzen Zögerung gab er seine Zustimmung und ward bald so bewegt, daß er mich bat, Abends seiner Gemeinde zu predigen, dies ward den Kindern mitgetheilt, die es zu Hause verkündigten. So ward mein kleines Boot vom Stapel gelassen — sicher durch den Herrn, der sich der Hülfe der „Kleinen“ bediente.

Der freundliche Geistliche erbot sich, mich am nächsten Tage zu vielen seiner Collegen zu begleiten. Um seinetwillen hatte ich überall den freundlichen Empfang und bald waren mir fast sämmtliche Kirchen und Sonntagsschulen der Presbyterianer und der Independenten zur Verfügung gestellt. Wenn ich in Sonntagsschulen redete, erhielt ich die Collecte für meinen Zweck; in den Gottesdiensten, die ich abhielt, gab man mir das, was mehr als die gewöhnlich eingehende Summe einkam. Mit Erlaubniß der Dirigenten der Sonntagsschulen gab ich Sammelkarten an die Kinder aus, die mir nach einer bestimmten Zeit von den Lehrern sammt dem Ertrage eingehändigt wurden. Bald hatte ich jeden Tag in Meetings zu sprechen, deren ganze Collekte mir übergeben wurde.

Ich bat nun die Geistlichen, ein Comité zu bilden und einen Schatzmeister zu wählen, welcher die eingehenden Summen übernähme. Das Publikum kannte ja mich nicht; Alle aber kannten den vorzüglichen Presbyter, J. Goodlet, Esqu., und wußten, daß jeder Penny direct an die Mission kommen und zur Anschaffung des Missionsschiffes verwendet werden würde. Bald hatte ich mehr Aufforderungen zu Predigten und Meetings, als ich übernehmen konnte und der Erfolg war ein sehr erfreulicher.

Die Kinder blieben stets voll Interesse für meine Zwecke. Ich ersann einen Plan, der ihnen Vergnügen bereiten und ihren persönlichen Antheil am Werke ihnen recht klar legen sollte. Ich machte sie zu „Mitbesitzern“ des Missionsschiffes, indem ich kleine „Antheilscheine“ drucken ließ, deren Werth 6 pence (50 Pfennig) war. Viele Tausende dieser „Antheil-

scheine“ erwarben die Kinder, welche sie mit Stolz als ihren Besitz in ihren Familien zeigten. Sie fühlten sich froh in dem Gedanken, daß das Schiff ihnen gehören solle, welches Jesus und seine Lehre zu den Heiden bringen werde. In hunderten von Häusern sind diese Papiere sorgsam bewahrt worden; die Eigenthümer, jetzt Leute auf der Höhe des Lebens, erziehen ihre Kinder dazu, ihre Pfennige beizusteuern zur Erhaltung des „weißgeflügelten Engels der See“, welcher das Evangelium auf die Inseln der Heiden trägt.

Halte mich Niemand für undankbar gegen den Schatzmeister und seine Frau, gegen Dr. Moon und seine Gattin und gegen die Vielen, die mir treu geholfen haben, wenn ich in ihrer Aller Thätigkeit, Schritt für Schritt, Gottes Werk erkenne und ihn preise! Es war seine Macht, die mich leitete und sein heiliger Geist, der die Seelen bewegte, bei meinen schwachen Bitten.

Sobald ich Alles in Neusüdwales gethan hatte, was für den Augenblick geschehen konnte, ging ich nach Victoria. Kaum hätte es des empfehlenden Briefes meines Comités in Sydney bedurft, da man dort bereits von unserm Werk wußte und mich überaus freundlich aufnahm. Auch hier bildete sich auf meine Bitte ein Hülfscomité, dessen Schatzmeister unser theurer Freund James McBain, Esqu., jetzt Sir James McBain, ward. Viele von denen, die mit mir arbeiteten, sind längst zur Ruhe gegangen, möge der Herr ihnen ein reicher Vergelter sein.

Auch in Victoria hatte ich bald genug zu thun; jeden Sonntag hatte ich in drei oder vier Meetings zu sprechen und ein oder auch zweimal an jedem der Wochentage. So reiste ich nach und nach der Länge und Breite nach durch Victoria, Tasmania und Süd-Australien. Wo immer einige sich versammeln wollten, dahin ging ich gern, um ihnen die Geschichte unsrer Mission zu erzählen, ihre Pläne und ihre Bedürfnisse darzulegen.

Natürlich waren die einzelnen Beiträge klein. Als Ausnahme entsinne ich mich einer Gabe von 250 L. Sterl. von

dem verstorbenen Hon. G. F. Angus, dem Gott Herz und Hand öffnete. Trotzdem wuchs unser Besitz, wenn auch langsam doch sicher. Ich selbst bedurfte fast nichts davon, da ich überall die rührendste Gastfreundschaft fand; selbst die Reisen kosteten wenig oder nichts, da man mich von einem Ort zum andern brachte.

Die Summe wuchs so erfreulich, daß die Mission ein dreifach so großes Schiff ins Auge fassen konnte, als Anfangs geplant war. Wir bestimmten, dafür 3000 L. Sterl, (60 000 Mk.) zu sammeln. In meinem Innern gelobte ich, wenn bis zu einer bestimmten Zeit mehr als diese Summe einliefe, nach Schottland zu gehen, um mehr Missionare anzuwerben. Ich erfuhr um jene Zeit den Tod meiner Mitarbeiter, Mr. Mathieson und seiner Frau. Ich allein war übrig von denen, die auf Tanna gelitten; überhaupt waren nur vier Missionare auf diesen Inseln und es konnte die Frage entstehen: Warum ein Schiff halten für so Wenige? Mehr Arbeiter im Weinberge des Herrn waren also durchaus nöthig; ich wollte suchen, sie zu finden; aber das blieb einstweilen ein Geheimniß zwischen dem Herrn und mir.

Mittlerweile ward die Arbeit fleißig gefördert. Von allen Seiten kamen die Einladungen, auch da oder dorthin zu eilen und am Ende meiner Reise waren 5000 L. Sterl. statt der gehofften 3000 eingegangen, darunter 300 L. Sterl. mit der besonderen Bestimmung, sie für eingeborene Lehrer zu verwenden. Viele Sonntagsschulen, auch viele Damen und Herren, zeichneten einen jährlichen Beitrag von 5 L. Sterl. zum Zweck, eingeborene Lehrer auf der oder jener Neuhebriden-Insel zu erhalten. Dieser schöne Gebrauch ist noch im Gange und hat großen Umfang angenommen. Für die Summe von jährlichen 6 L. Sterl. kann sich noch heute Jeder die Freude bereiten, einen persönlichen Vertreter unter den Heiden zu haben, der an Stelle des entfernten christlichen Gebers den Armen vom Heiland erzählt.

Nach Melbourne und später nach Sydney zurückfahrend, um vor sehr besuchten Meetings Bericht zu erstatten und

Rechnung abzulegen, hatte ich die unsägliche Freude, an beiden Orten von den Gouverneuren, welche den Versammlungen präsidirten, betonen zu hören, die Evangelisirung dieser Inseln sei vor Allen Aufgabe der Einwohner Australiens, da die Neuhebriden ihnen am nächsten lägen. Das Erwachen dieses Bewußtseins und dessen Ausdruck durch die Thaten, die seitdem nicht aufhörten, war eine hochwichtige Errungenschaft und es ist eine der reinsten Freuden meines Lebens gewesen, daß der Herr mich würdigte, daran mitzuwirken. — Als ich meinen Plan vortrug, in der Heimath durch meine Schilderungen des Elends neue Gehülfen zu gewinnen, ward dies freudig begrüßt. Dr. Cairns stand auf und sagte: „Das Ganze ist des Herrn Werk! Kehren Sie heim; er wird Ihnen Hülfe in treuen Missionaren erwecken.“

Von dem Gelde, welches eingegangen war, wurden 3000 L. Sterl. nach Nova Scotia für den Bau unseres ersten Schiffes „Morgenröthe“ geschickt. Der Rest ward für die Ausstattung und die Reisekosten jener Missionare bestimmt, die ich daheim anwerben sollte. Dr. Inglis, der erfolgreiche Missionar dieser Inseln, schrieb damals nach Hause: „Mr. Paton hat sein Gelübde vollständig erfüllt. Die Hand des Herrn ist sichtlich mit ihm und seinem Thun gewesen; er hat Großes erreicht und wir hoffen nun zuversichtlich auf die Rettung der so tief entwürdigten Bewohner jener schönen Inseln.“

Ich möchte hier einen Augenblick inne halten und in Kürze von meinen Kreuz- und Querfahrten Einiges erzählen, weil ich bei denselben fast täglich Gottes Gnade und Barmherzigkeit zu preisen hatte. Das Reisen in Australien war in den Jahren 1862—63 noch nicht so erleichtert, wie heute. Straßen gab es nur in der Nähe größerer Städte; an allen übrigen Stellen des weiten Landes mußte man mühsam die Pfade erspähen und sich nach Zeichen, in Bäume geschnitten, die alle in derselben Richtung weiter wiesen, den Weg suchen. Hatte man sich verirrt, so mußte man umkehren und den letzten gezeichneten Baum wieder zu finden trachten, um dann

die Richtung, die er zeigte, besser einzuhalten. Selbst Leute, welche solche Wege kannten und die sie oft gemacht hatten, verirrten sich. Ein freundlicher Farmer, bei dem sich die Nachbarn zu einem Meeting versammelt hatten, brachte mich nächsten Tags zu einem andern Farmer, wo wiederum die Leute aus seiner Umgegend meine Erzählungen hören wollten. Aber statt am Nachmittage dort zu sein, war es Mitternacht, als wir ankamen, weil der gute Mann lange im Kreise gefahren war, ein Irrthum, welchen wir erst gewahr wurden, als wir, statt beim freilich viele Meilen entfernten Nachbar anzulangen, uns wieder in seinen eignen Feldern befanden.

Ein andermal hatte ich eine Entfernung von neun englischen Meilen zurückzulegen; ich wollte in einem kleinen Orte eine einfache Fahrgelegenheit miethen, doch die Besitzer von solchen antworteten, sie würden nicht vermiethen, wohl aber verkaufen. Die Wege seien jetzt grundlos und Wagen und Pferde würden ruinirt. So machte ich mich den zu Fuß auf den Weg; wußte ich doch, daß Gott mich schon aus viel größeren Gefahren befreit hatte. Der Weg war in der That entsetzlich; oft mußte ich ihn verlassen und die Einfriedigung übersteigend suchen, im geackerten Felde oder auf einer Wiese fortzukommen. Gegen Abend begegneten mir Leute mit Stricken, welche einen Stier aus dem Sumpf ziehen wollten; sie hatten ihn auf dem Wege geführt, den ich gegangen war und das schwere Thier war eingesunken; ich hatte ihm natürlich nicht helfen können. Die Leute wiesen mich an, wie ich am besten mein Ziel, eine Farm, die sie kannten, erreichen könnte. Trotzdem gerieth ich nach Dunkelwerden in einen Sumpf, aus dem ich mich unmöglich befreien konnte. Ich mußte mich ganz ruhig verhalten und abwarten, bis ich Hülfe errufen konnte. Gegen Mitternacht kam die Erhörung meines Flehens: ich vernahm in der Ferne menschliche Stimmen und rief laut, man möge mich retten. Man antwortete mir und forderte mich auf, das Rufen öfters zu wiederholen, damit sie mich finden könnten. Nicht ohne Gefahr für die Retter

ward ich herausgezogen, sie trugen mein nicht leichtes Bündel, in welchem ich Keulen, Bogen, Pfeile und ähnliche Dinge mit mir führte, welche meinen Zuhörern stets interessant waren, bis zu der Farm. Dort hatte man schon die Hoffnung aufgegeben, mich kommen zu sehen; ich hörte, daß Viele schon in diesem Morast versunken seien. Gott hatte mich wieder wunderbar gerettet; ich konnte die folgenden Tage mehrmals meine Erfahrungen mittheilen und erhielt von den guten Leuten jener Gegend reiche Gaben für unsere Zwecke.

Einmal ließ ein ehrlicher Schotte, der hierher ausgewandert war, es sich nicht nehmen, meinen Platz auf der Postkutsche zu bezahlen, damit die 22 Schill. (Mark) dem Fonds, den ich sammelte, nicht entnommen werden müßten.

Einmal, es war bald nach diesem Vorfall, fuhr ein freundlicher Schullehrer, der bei seinem Ackerbau auch Pferde hatte, mich eine weite Strecke, nach Violet Town. Wir mußten in einem Hause übernachten, wo es entsetzlich zuging; wir waren hier in einem Theil des Landes, in den man erst sozusagen einbrach. Noch gab es weder Behörden noch Gesetze; meistens waren es Abenteurer, welche sich hierher begaben. Es war in dem Hause ein Toben, ein Fluchen, ja ein förmlicher Kampf bei dem Kartenspiel unter dem zusammengewürfelten Volk ausgebrochen, der mit Verwundungen endete. Wir dankten Gott, als es Tag geworden war und wir weiterfahren konnten, denn einer der Tobenden hatte bei meinen Anblick ausgerufen: „Ein Pfarrer! Ein Pfarrer! Der soll . . . . . .“ Mit einem furchtbaren Griff packte mich der Mensch an der Kehle, um mich niederzuwerfen; nur durch meinen Gefährten und einige Vernünftigere konnte ich befreit werden.

In den Goldregionen gab es meist noch keine festen Niederlassungen; ich konnte im Voraus mit Niemand verkehren, der in gewohnter Weise eine Versammlung eingeleitet hätte. An solchen Orten mußte ich selbst handeln, die Leute auffordern und habe die Freude gehabt, selbst unter diesen viel Zuhörer und freundliche Geber zu finden.

Unter den Ansiedlern habe ich oft liebevolle Aufnahme erfahren; zum Theil waren es solche Landsleute, die sich freuten, in ihrer Einsamkeit eine Ansprache zu haben und von Dingen zu hören, die ihnen so fern lagen. Einer, ein Irländer, wollte mich nicht aufnehmen; so fuhr ich weiter, aber seine Frau ließ mich zurückholen und auch der Mann gab freundlich und ungebeten eine Anweisung auf 5 L. Sterl., nachdem er Einiges über die Heiden der Südsee gehört hatte. Einmal erhielt ich sogar 20 L. Sterl. von vielen Arbeitern, die eben bei dem Ansiedler versammelt waren, um ihren Arbeitslohn zu empfangen. Gerade hier entsinne ich mich des tiefen Eindrucks, den meine Botschaft von Jesu bei Leuten hervorrief, die so fern von Kirche und Evangelium lebten. Es schien als befriedigte es in den Meisten dieser so abgeschieden Lebenden eine große Sehnsucht. Oft aber fand ich treue, wahre Christen, die es geblieben waren, auch ohne daß ihr inneres Leben Nahrung von außen bekommen konnte, solche, bei denen die Bibel zum täglichen Brod gehörte und welche den Boten für den Heiland sehr gern aufnahmen.

In einem Fall, wo der Geistliche meine Bitte, ein Meeting anzukündigen, nicht erfüllt hatte, erhielt ich durch eine Familie des Ortes eine große Gabe und fast ohne mein Zuthun versammelten sich Abends sehr viele Zuhörer um mich. Ich bin des festen Glaubens, daß ich auch hier Gottes directe Hülfe erfuhr und daß ich mehr für unsern Zweck erhielt, als ich einem gewöhnlichen Meeting verdankt haben würde.

Einer Nacht muß ich auch noch Erwähnung thun, die ich zum Theil unter freiem Himmel zubrachte. Es war in Penola, einer Grenzstadt zwischen Victoria und Süd-Australien, als ich nach mehrtägigem Warten endlich einen Mann aufgetrieben hatte, der mich weiter fahren sollte. Für vier und ein halbes Pfund versprach er mir, mich an einen Ort zu bringen, wo ich am Sonntag früh Gottesdienst halten sollte. Wir waren noch nicht weit gekommen, als der Mann mir sagte: „Ich schäme mich, Ihnen zu sagen, daß ich Sie betrog. Die Pferde

hatten vierzig Meilen (engl.) gemacht, als Sie mich mietheten, sie können nicht weiter. Ich bedurfte des Geldes, das Sie boten, sehr. Ich will hier diesen umgebrochenen Baum anzünden; ich werde Ihnen Thee machen und Sie können auf dem Karren schlafen; ich bringe Sie mit den ausgeruhten Thieren doch noch zur Stelle." Ehe er dies gesagt hatte, waren die Pferde schon losgelassen und suchten sich eine Weide, nachdem er sie gekoppelt hatte. Was blieb mir übrig, als mich in Geduld zu finden. Der Wagen ward dicht an den brennenden Baum geschoben und nun erwartete der Mann, ich würde so bald und so gut einschlafen wie er. Aber Känguruhs und andere Thiere, die von unserm Feuer angelockt ganz nahe kamen, schreiende Nachtvögel und Moskitos hielten mich wach. Als ich gegen Mitternacht in nicht allzugroßer Ferne ein Licht oder ein Feuer durch den Busch blinken sah, weckte ich meinen Führer. Dieser meinte, wir könnten den Versuch machen, hinzugehen; die Flammen des brennenden Baumes würden uns zeigen, wohin wir uns bei der Rückkehr zu wenden hätten.

Wir machten uns also auf den Weg; bei unserm Nahen kündete Hundegebell uns als Fremde an, die man trotz der späten Stunde freundlich aufnahm. Es war ein Farmer, der sich erst ansiedelte; seine Pferde, seine Schafe und das Rindvieh waren für die Nacht nur in einem eingehegten Raum; die Ställe baute sich der Mann erst, der mit den Seinen auch nur unter einem Schuppen schlief. Er war Wesleyaner und freute sich, von der Mission zu hören; seine Familie bereitete uns Thee, man gab uns einen Laib Brod zum Frühstück mit, sowie einen Krug Milch; das Gefäß wollte man bei dem brennendem Baum später abholen. Ein Theil der Nacht war so in ernstem und heiterem Verkehr vergangen; ich hatte Freunde im Herrn gefunden in einer noch sehr einsamen Gegend, die auch für die Mission mir eine Gabe reichten, ohne daß ich sie darum gebeten hatte. Erfrischt und freudig traten wir bei Tagesanbruch unsere Weiterfahrt an und ich erreichte unser

Ziel zeitig genug, um die angesagten Gottesdienste zu halten. Mit welch unglaublichen Schwierigkeiten das Weiterkommen in jenen Zonen verbunden war, von Orten, die selbst nur halb angebaut als Stützpunkte für weiter in Land gehende Colonisation dienten, davon möchte ich noch ein Beispiel anführen. Ich sollte eines Sonntags in Narracoort predigen und Tags vorher gegen Abend in einer auf dem Wege dahin gelegenen Farm bei einem Meeting sprechen. Es fand sich aber nicht die mindeste Aussicht, für den Weg irgend ein Fuhrwerk zu bekommen; meine Sachen konnten von Fußgängern diesmal mitgenommen werden; aber der Weg war sehr weit und man rieth mir dringend, das Reitpferd einer Dame anzunehmen; welches sie mir sehr freundlich anbot und auf dem sie alle ihre Reisen machte, da es andere Verbindungsmittel mit der übrigen Welt nicht gab. Ich war kaum zwei oder dreimal im Leben zu Pferde gewesen und hatte üble Ahnungen, als ich den „Garibaldi“ sah. Es sei früher ein Rennpferd gewesen, sei aber jetzt sehr fromm; ich müsse ihn nur „scharf halten“. Da andere Hülfe unmöglich war, so willigte ich ein und bestieg das Thier, welches von jener Farm, wo es mit seiner Besitzerin öfters gewesen war, zurückgesandt werden sollte. Anfangs ging es über Erwarten gut und ich freute mich, so bequem über die zweiundzwanzig Meilen (engl.) weg kommen zu sollen. Nach einiger Zeit schlossen sich mir drei Herren zu Pferde an, die mich anredeten und mir allerlei Rathschläge gaben, wie ich das Thier zu „nehmen“ habe. Da zog ein Gewitter herauf und meine Begleiter forderten mich auf, das Thier schneller gehen zu lassen. Ich erklärte ihnen, daß ich nie reiten gelernt hätte, was sie sehr zu amüsieren schien, da in jenen Gegenden der Mensch ohne diese Kunst so gut wie unbrauchbar ist. Sie sagten mir Lebewohl und gaben ihren Pferden die Sporen, um vor dem Ausbruch des Unwetters noch irgendwo unter Dach zu kommen. Mein „Garibaldi“ brauchte nun keine Aufforderung meinerseits; seine Jugenderinnerungen aus der Rennbahn wurden wach und er setzte in riesigen Sprüngen



Der scharfe Ritt von 22 Meilen. Seite 189.

den drei Reitern nach; in wenigen Secunden hatte er sie eingeholt und „behielt stolz die Führung“. Die Herren, um mich besorgt, bestrebten sich, in meiner Nähe zu bleiben, aber je näher „Garibaldi“ die Hufschläge hinter sich hörte, um so rasender ward sein Lauf! Auf die Zeichen an den Bäumen konnte ich, als wir in den Wald kamen, nicht achten; ich hatte genug zu thun, mich zu halten und Zweigen und Aesten auszuweichen, unter denen der Ritt dahin ging. Nun brach auch noch das Gewitter los; der Regen strömte nieder und bei jedem Donnerschlag schien das Thier seine Eile zu vermehren. Mein ziemlich hoher Hut erhielt, so oft ich es wagen konnte, einen Stoß von oben durch meine Hand, damit er auf dem Kopfe festhielt. Kurz als der Wald hinter uns lag, sah ich die Farm in einiger Entfernung vor mir. Da ich dort erwartet wurde, schaute man nach mir aus und der Anblick, welchen der unglückliche Reiter geboten haben muß, erregte bei Allen Lachen und doch auch Sorge. Denn „Garibaldi“ rannte der Thür des bekannten Stalles zu, an der ich unfehlbar den Kopf zerschmettert hätte, wäre nicht ein junger Stallknecht mir in den Zügel gefallen; er ließ mit aller Gewalt das Thier zurückhaltend sich eine ganze Strecke mit schleifen und brachte es wenige Schritte vor der Thür zum Stehen! „Herr“, sagte er, „ich habe ihnen das Leben gerettet! Aber wie kann man auch so toll reiten?“ Ich hatte kaum Athem genug, um kurzen Dank und das Wort „durchgegangen“ hervorzustoßen.

Als der Mann mir vom Pferde geholfen hatte, brach ich zusammen und sah, als ich wieder auf den Füßen stand, noch schlimmer aus als zuvor! Der Schwindel dauerte Stunden und hemmte aber sowohl die Bewegung als die Sprache. Daß meine Gastfreunde mich in einem schlimmen Verdacht hatten, den ich nur dadurch zerstören konnte, daß ich ihnen sagte, ich sei Teetotaler und hätte noch nie Wein oder irgend ein geistiges Getränk zu mir genommen, durfte ich ihnen nicht verargen, denn mein Aussehen muß zu entsetzlich gewesen sein.

Es bedurfte mehrerer Stunden Ruhe und stärkender Nahrung, um die Folgen dieses Rittes von 22 Meilen (engl.) wenigstens einigermaßen zu heben; doch war ich im Stande, Abends das Meeting zu halten und auch meinen freundlichen Wirthen Interesse an der Mission beizubringen. Sie erwiesen sich gütig und zweimal, da ich auf späteren Touren ihr Haus wieder berührte, hatten sie von weit her die Umwohner versammelt, um von Tanna zu hören; von der freundlichen Dame erhielten sie obendrein noch eine sehr komische Beschreibung meiner ersten Ankunft.

Zweites Kapitel.

Unter den Urbewohnern Australiens.

Ich bin zu verschiedenen Malen mit den Eingeborenen dieses Welttheils in Berührung gekommen. Sie werden von fast Allen als der niedrigste Theil der menschlichen Rassen angesehen, wenigstens von den Meisten, welche mit ihnen zusammengetroffen sind. Sie stehen zwischen Malayen und Negern, soweit ich dies aus der äußern Erscheinung schließen kann. Ihr Haar ist dick, schwarz und lockig, aber nicht wollig, wie das der Neger; die Augen sind dunkel bis bräunlich, mit starkhaarigen Brauen; die Nase ist flach und fast allgemein durchbohrt, zum Einhängen von Schmuckringen; kleines Kinn, dicke Lippen, großer Mund, glänzende Zähne, hohe Backenknochen, tiefliegende Augen und eine gut entwickelte Stirn sind die charakteristischen Züge dieser Rasse. Sie bekleiden sich nur im Winter, d. h. sie hängen Felle vom Känguruh und Opossum um sich, welche sie Abends abnehmen, um sie als Decken zu benutzen. Einige sah ich gefärbt und bemalt, wozu sie oft nur Holzkohle oder Asche nehmen. Die Frauen sind meist sehr zart gebaut. Sie gleichen in vielen dieser Punkte den Bewohnern der Südseeinseln, doch sind diese entschieden höher entwickelt. Es giebt auf den Inseln Leute, deren Gesichter, obgleich schwarz, hübsch sind. Außerdem sind die Insulaner der Südsee keine Nomaden mehr, wie diese Ureinwohner des Festlandes von Australien, sondern wohnen in Dörfern, wo sie durch Ackerbau ihren Unterhalt erwerben.

Ich hatte viele harte Urtheile über diese Leute gelesen

und gehört und beschloß, so viel es möglich sei persönlich über sie zu erfahren. Ich habe mich, so oft ich in ihre Nähe kam, bemüht, Genaueres über ihr Leben, ihre Sitten, vor Allem über ihren Götzendienst zu erfahren. Ich habe gefunden, daß sie allerdings tief stehen, daß sie aber dennoch den Ansiedlern, für einige Zeit wenigstens, treue Diener und Gehülfen bei aller Arbeit sind, für welche sie die Leute gebrauchen wollen. Die Australier klagen oft bitter über sie und tadeln es, daß sie zu ihrem Volke zurückkehrten, wenn sie eben durch ihre Bemühungen so weit gekommen waren, recht brauchbare Leute geworden zu sein. Mir erscheint dies nur natürlich; man richtet die jungen Eingeborenen zu den Arbeiten ab, für welche man sie verwenden will; aber man stellt sie weder den weißen Dienern und Arbeitern gleich; noch erzieht man ihre Seelen und Herzen für den Heiland. So wird ihnen nichts Höheres zu Theil; sie sind einsam unter Leuten andrer Rasse und fühlen, daß, sobald sie ihren Arbeitgebern nicht mehr nützen können, sie ihm nichts sind als eine Last, deren er sich entledigt. Die Verachtung ihres Volkes, aus der man vor ihnen kein Hehl macht, ihre eigene Vereinsamung unter Leuten anderen Glaubens und anderer Farbe, unter denen sie es zu nichts bringen können, treiben sie heim zu den Ihren, wo das Alles anders ist.

Der größte Feind des armen tiefstehenden Volkes ist auch hier mit den Weißen zu ihnen gekommen — der Branntwein! Obgleich strenge Gesetze bestehen, den Leuten dies Getränk nicht zu verkaufen, so geschah es von gewissenlosen Händlern dennoch, wenigstens damals und ich fürchte, es geschieht noch. Die Schwarzen werden so gierig nach dem Feuerwasser, daß sie selbst die wollenen Decken, welche die Regierung in großen Mengen an die Leute vertheilt und die ihnen eine wahre Wohlthat sind, wieder weggeben, um den Branntwein kaufen zu können. Die Folge ist, daß sie schwer zu behandeln sind und unruhig, aufrührerisch werden. Das gibt Veranlassung zum „Einschreiten“ und dies Wort bedeutet oft nicht weniger, als

ein Abschlachten im Großen. Im Jahre 1887 hat der humane Premier Australiens, Sir Samuel Griffith, diese blutigen Banden aufgehoben, welche dazu da waren, die Ordnung aufrecht zu erhalten, die aber oft ohne jede Führung oder Aufsicht nur ihrem Hasse folgend, die Eingeborenen niedermachten. Der Sydney-Morning-Herald vom 21. März 1883 enthält über diese Vernichtung der Urbewohner die entsetzlichsten Details; seitdem ist es besser geworden; der Grundsatz: „fort mit ihnen! gebt uns den Grund und Boden!“ darf so nicht mehr durchgeführt werden. Aber der Branntwein ist geblieben und er vernichtet, was von Waffen verschont wird. Kann man sich noch über das Aussterben dieser Rassen wundern?

Ein Buch*) von unserm großen Kanzelredner und Schriftsteller Charles Kingsley, enthält die Worte: „Die Schwarzen Australiens sind nicht im Stande, das Evangelium zu verstehen; alle Versuche, ihnen Kenntniß vom wahren Gott beizubringen, sind fehlgeschlagen ..... Arme Thiere in Menschengestalt müssen sie wie Thiere vom Erdboden nach und nach verschwinden.“

Ich will den großen Redner nicht tadeln, daß er kühn aussprach, was Andere denken und demgemäß ihr Handeln einrichten. Aber man wird auch mich nicht tadeln, wenn ich, im Besitz von Thatsachen, welche Kingsley nicht kennen konnte, hier ein Licht auf diese und alle ähnlichen Aussprüche werfen möchte, welches den wahren Sachverhalt erkennen läßt.

Gerade um die Zeit, wo jene schrecklichen Worte mir zu Gesicht kamen, erzählte mir ein Freund von einer Eingeborenen, Namens Nora. Ich habe sie später wiederholt gesprochen, habe Briefe von ihr erhalten und in ihr eine treue, aufrichtige Christin gefunden. Ihr Mann war durch den Branntwein ruinirt worden; sie hatten ihr kleines Besitzthum verloren und mußten nun wieder, wie so Viele ihres Stammes, in Elend und Armuth im Freien sich durchschlagen. Ich fand sie in

*) Sermons on National Subjects. Mocmillan and Co. 1880. Seite 414 bis 417.

einer elenden Hütte aus Aesten und Moos, ihre Bibel auf den Knieen, aus der sie einigen der armen Wilden die Wunder der erbarmenden Liebe mittheilte. Mein Freund sagte: „Nora, es thut mir innig leid, euch so wiederzusehen — krank, und allen Wohlstands beraubt!“ Nicht ohne Thränen erwiderte die Arme: „das veränderte Leben hat mich allerdings krank gemacht; aber ich sehe doch schon ein, Gott hat Alles wohl gemacht. Mein Mann sieht seine Sünde ein und ich will über keinen Verlust klagen, wenn er zu den Füßen seines Erlösers sein wird.“

Für mich wäre diese eine dem Herrn gewonnene Seele Beweis genug, daß jene Urtheile über diese Rasse falsch sind und ich will Alles versuchen, um sie zu entkräften. Aber Nora ist ja nicht die Einzige! Der Herr hat ja seinen Segen zu der Arbeit an so Vielen gegeben und deshalb muß sie fortgesetzt werden! Sind doch allein in Aneityum 3 500 Kannibalen, die in der Rasse jenen Australnegern sehr nahe stehen, bekehrt worden und führen jetzt ein civilisirtes und ein christliches Leben. In Fiji sind 70 000, in Samoa 34 000 Kannibalen Christen geworden; von der Schule auf der letzteren Insel sind in neunzehn Jahren 206 Lehrer ausgesendet worden, die viel Gutes gewirkt und den Missionaren treu geholfen haben. Auf unsern Neuhebriden sind mehr als 12 000 dieser Wilden zu Christen bekehrt und 133 Eingeborene sind von dort als Lehrer zu ihren Brüdern hinausgegangen. Wäre das Evangelium den Australiern gebracht worden, so würde es ebenso gewirkt haben, denn Jesus Christus ist derselbe — gestern, heute und in alle Ewigkeit. —

Auch die Frage, ob die Eingebornen Götzenbilder haben, ist von vielen verneint worden; doch das ist ein Irrthum. Man muß mit Heiden gelebt haben, um sie zu beantworten und das ist bei jenen Reisenden nur vorübergehend der Fall gewesen.

Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, an vielen Orten der Sache auf den Grund zu gehen. In drei Fällen hatte

ich Gefährten bei mir, welche ich bat, ein förmliches Protokoll über meine Fragen und die erzielten Antworten aufzunehmen, Papiere, die ich noch besitze. Der Vorgang war überall derselbe; die Frage, ob sie irgend welchen Gegenständen Verehrung bewiesen, ward bestimmt verneint. Jene Europäer, die sich damit begnügten, verbreiteten diese Meinung als die richtige und konnten sich auf die Aussagen der Neger berufen. Ich ging weiter und zeigte den Gefragten kleine glatte Steine, wie sie auch unsre Tannesen als Gegenstände der Verehrung besaßen. Die Wirkung war unverkennbar; Einige erschraken und wollten entfliehen, ohne weiter zu antworten; Andere sagten, ihre „weisen Männer" besäßen solche Steine und gebrauchten sie zu Zaubereien; an einem Ort sagten mir junge Leute: „ja, bei uns beten die Alten mit solchen Steinen; wir Jungen beten nichts an, wir sind zu klug zu dergleichen." Bei einigen Männern fand ich, daß der Rang eines Mannes durch den barbarischen Gebrauch des Ausschlagens der zwei Vorderzähne festgestellt oder erhöht wird. Dieser Vorgang ist mit Festen und mitternächtlichen Tänzen in der Nähe „geweihter Orte" verbunden, denen nie ein Andrer, als einer ihrer „weisen Männer" zu nahen wagt.

Ebenso sind die geheimnißvollen Zeichen, welche man auf flache Felsen in ganz Australien eingehauen findet, ganz sicher im Zusammenhang mit ihren Ideen von Gottheiten. Solche eingehauene Figuren stellen Menschen in allen möglichen Stellungen, das Känguruh, den Hai, den Walfisch und Anderes vor. Einer dieser Fische ist 27 Fuß lang. Die Eingeborenen verweigern jede Auskunft über diese Arbeiten und wiederholen nur: „schwarze Leute gemacht . . . . lange, lange schon," und: „Schwarze wollen nicht hier wohnen . . . . zu viel Teufel-Teufel sind, wo diese Zeichen sind."

Es ist mir mehrmals gelungen, wie die aufgenommenen Protokolle darthun, solche kleine Steine zu erhalten, nicht von den Leuten, die sich fürchteten, aber von den „weisen Männern", nachdem sie gesehen hatten, daß ich schon ähnliche besaß, und

da ich ihnen gesagt, ich wollte damit meinen weißen Brüdern beweisen, daß die Schwarzen etwas verehren, was sie nicht glauben wollten. Bei Allen, auch bei den „weisen Männern“ herrschte große Furcht und ich mußte versprechen, diejenigen nicht zu nennen, die mir die Steine gegeben hatten. Weit von dem Ort, wo ich sie erhalten, erkannten die Eingeborenen am anderen Ende Australiens die Steine augenblicklich als Gegenstände der Verehrung und für mich steht es fest, daß sie diesen armen Menschen die Darstellung ihres Gottes sind, da sie den geoffenbarten nie kennen gelernt haben.

Auch durch Nora's Vermittelung — die oben erwähnte Christin — erhielt ich von dem „weisen Mann“ ihres Stammes drei solche Idole, für die ich jenen bezahlte. Nora antwortete auf meine Frage, warum die Schwarzen die Sache so geheim hielten: „Die Weißen lachten uns aus über unsere Steine; da sagten meine Leute: die Weißen sollen sie nie wieder sehen! Hätten Sie nicht selbst schon solche Dinge gehabt, so würden Sie jenen Mann nie zum Zeigen bewogen haben. Kein Weißer lebt jetzt, der diese Steine gesehen hat.“ Also, ehe die Europäer hier eindrangen, waren die Ureinwohner des Landes keine „Thiere“, welche einen Gott nicht glauben lernen können, sondern sie ersehnten und suchten einen solchen, wie alle Völker.

Noras Briefe, die ich treu bewahre, mögen hier noch zum Herzen und zu der Ueberzeugung des Lesers für diese Armen sprechen, denen das Heil des Evangeliums durchaus gebracht werden muß. Sie schreibt mir im Februar 1863: „Lieber Herr, ich erhielt Ihren Brief dankbar. Ich lese fleißig in meiner Bibel und glaube an Gott den Vater und an Jesus Christus unsern Herrn. Amen. Ich erzähle den Schwarzen oft von ihm und Einige glauben an ihn. Ich lehre meine Kinder zu ihm beten . . . Colin versucht es, nicht mehr zu trinken. Er betet auch zu Gott. Ich werde auch für Sie beten, daß Gott Sie führen und leiten möge. O beten Sie für mich, meinen Mann und meine Kinder. Ihre dankbare Dienerin Nora Hood.“

In einem zweiten Briefe sagt sie: „Ihr Brief hat mich sehr getröstet. Ich danke Gott, daß ich lesen und schreiben kann. Mrs. und Miß Mac Kenzie lehrten es mich; durch sie kam ich auch zu Jesus. Unser Heiland sagt: Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken . . . ."

Ein dritter Brief, auch aus dem Jahre 1863, lautet: „Lieber Herr! Colin und ich freuten uns, von Ihnen zu hören. Ich erzähle den Schwarzen vom Heiland und der Erlösung ihrer Seelen. Sie sind so böse. Sie gehen von Ort zu Ort und bleiben nicht lange genug hier. Meine Kinder lehre ich beten und möchte sie zur Schule schicken, wenn ich könnte . . . . Ich wünsche, Sie möchten in England mehr Missionare finden; dann gehen Sie zurück zu den armen Schwarzen auf den Inseln. Möge Gott mit Ihnen gehen! Ihre Sie liebende Nora Hood." Arme, treue Nora! Der Geist Christi erleuchtet dich unverkennbar, wenn du Mann und Kinder zu retten suchst und über die Erniedrigung Deines Volkes klagst. Ich wollte, daß alle weißen Christen den Geist ihres Erlösers so auf sich einwirken ließen!

Auf meiner letzten Missionsreise durch Viktoria und Neu-Südwales 1888 habe ich viele Stationen der Ureinwohner besucht. Die Reste eines ehemals zahlreichen Stammes sind nicht mehr groß. Sie versuchen es in Häusern zu leben und sich den Aenderungen anzupassen. Aber der Wandergeist bricht immer wieder hervor; trotzdem die Regierung Nahrung und Kleidung reichlich für diejenigen liefert, welche sich fest niederlassen, ziehen sie von Zeit zu Zeit doch wieder, wie Generation auf Generation es gethan hat, davon! Kirchen sind errichtet; die Regierung setzt Vorsteher in jede solche Station und wo dieser ein wahrer Christ ist und sein Werk in Christi Geist verrichtet, da herrscht Friede. So habe ich z. B. in Ramayeuk den Rev. F. A. Haganeur gefunden, der mit seiner Frau die Schwarzen regelmäßig unterrichtet. Die Resultate sind herrlich; die Gesichter der Leute strahlen vor Freude und Glück; ihre

reinlichen kleinen Häuser sind hübsch und ein Beweis, was aus den Leuten gemacht werden kann. Die Orgel ward von einer Eingeborenen gespielt, als ich predigte und nirgends fand ich theilnehmendere Zuhörer. Zweimal haben sie aus eignem freien Willen mir 5 L. Sterl. für unsere Inseln gesandt. Ihre Schule erhielt von den Regierungsexaminatoren das beste Lob. So gut ist es nicht an allen Orten; es kommt viel auf die Arbeit des Geistlichen und seiner Familie an und auf den Geist, in dem sie gethan wird. Fortschritt aber sah ich überall, im Vergleich zu jener Zeit, die ich hier schilderte. Geistige Getränke wirken immer noch verheerend ein und vermindern die Bevölkerung, der das Evangelium reichlich verkündet werden muß. Australien hat nicht viel Zeit mehr, um an den Ueberlebenden gut zu machen, was den früheren Bewohnern vorenthalten, was durch Grausamkeit an ihnen gesündigt worden ist!

Bei meinem letzten Meeting in Melbourne legte ich den australischen Kolonisten diese Pflicht dringend ans Herz; ich las ihnen die Briefe Noras vor und darf wohl der Wahrheit gemäß sagen, daß man von der Behauptung, die Leute seien „unfähig das Evangelium aufzunehmen“, in weiten Kreisen zurückgekommen ist.

Drittes Kapitel.

Nach Schottland und Wiederkehr zur Arbeit.

Alle meine australischen Missionscomités waren darin einig, ich solle nun ohne Zögern nach Schottland reisen, um Missionare zu werben. Es war dies ja lange auch mein Wunsch gewesen; auch ich sah die Möglichkeit des Gelingens nur in persönlicher Darstellung der ganzen Lage und der Dringlichkeit des Bedürfnisses. Und doch wurde es mir, als nun die Reise vor mir lag, nicht ganz leicht, sie anzutreten. Schloß sie mich zunächst doch noch einmal für längere Zeit von jenen Armen ab, denen ich mein Leben geweiht hatte. Aber der Gedanke, ich erfülle eine mir von Gott zugewiesene Aufgabe, sowie die Hoffnung, die Arbeit von neuen Kräften unterstützt erfolgreicher zu leisten, begleitete mich.

Am 16. Mai 1863 verließ ich auf einem Schiff aus Aberdeen, dem „Kosciusko“, Australien. Der Kapitän Stewart machte die Reise für alle Passagiere angenehm. Der Sohn meines alten Freundes Bischof Selwyn und ich theilten uns in die Gottesdienste, die an Bord gehalten wurden. Bei der Umschiffung des Caps der guten Hoffnung hatten wir ein böses Gewitter zu überstehen; ein Blitzstrahl schlug in unser Fahrzeug. Die Leute, welche auf Deck zu arbeiten hatten, wurden zu Boden geschleudert; die Kupferplatten über den Planken waren weithin gerollt und verdreht worden; ein Stückchen von einer solchen, das Kapitän Stewart mir gab, ist noch in meinem Besitz. Im Augenblick des Blitzschlages war es denen, welche auf am Boden festgeschraubten Stühlen

faßen, als ob das Schiff tief ins Meer tauche; als es sich wieder emporhob, war der Stoß so mächtig, daß die starken Schrauben von zwei Stühlen brachen, so daß die darauf Sitzenden, ein Officier und ein Arzt, ziemlich weit weggeschleudert und nicht unbedeutend verletzt wurden. Mir ward das Bein zwischen Stuhl und Tisch fürchterlich eingeklemmt, so daß ich nur gestützt mein Lager erreichen konnte. Als die Betäubten zur Besinnung gebracht waren, kam der Kapitän, der daheim ein Presbyter seiner Kirche war, und sagte: „Halten Sie ein Dankgebet, Mr. Paton! Lassen Sie uns Alle dem Herrn für die wunderbare Errettung danken; das Schiff brennt nicht, auch ist Keiner tödtlich verletzt worden!“

Der gute Mann selbst aber hatte eine schwere Erschütterung erlitten; es dauerte drei Wochen und bedurfte der liebevollsten Sorgfalt, um ihn herzustellen. Der Herr erhielt den braven Mann und unter seiner Leitung landeten wir am 26. August 1863, d. h. nach drei Monaten und zehn Tagen, im Ostindien-Dock in London.

Es war halb sechs, als ich den Fuß auf den Boden der mir noch unbekannten Metropole setzte. Gewiß würde mich der Anblick seiner berühmten Stätten, seiner Denkmäler zu andrer Zeit mächtig angezogen haben; aber ich hatte des „Königs Botschaft“ zu überbringen und gönnte mir daher keinen Aufschub. Um 9 Uhr saß ich im Bahnzuge nach Schottland und war am andern Morgen bei Rev. John Kay, dem Vorstand der äußern Mission, welche meine Kirche, die reformirt presbyterianische, unterhielt. Nachdem dort alle Bestimmungen für ein möglichst bald zu haltendes Meeting getroffen worden waren, brachte mich der nächste Zug nach Dumfries, von wo ich der alten theuern Heimstätte in Torthorwald zueilte.

Das Wiedersehen mit meinen geliebten verehrungswürdigen Eltern war unbeschreiblich. Trotz höchstem Glücksgefühl flossen bittre Thränen: fünf kurze Jahre waren vergangen, seit ich von hier Abschied genommen hatte an der Seite einer geliebten Gattin! Und nun ruhten Mutter und Kind auf

Tanna bis zum Tage der Auferstehung! Schmerzlicher noch war das Wiedersehen mit Vater und Mutter meiner lieben Frau in Coldstream. Wohl murrten sie nicht gegen den Herrn, aber sie waren matt geworden im Tragen ihres Kreuzes und nahe daran, unter demselben zusammen zu brechen.

In Edinburgh hatte ich dem Missionscomité meiner Kirche Bericht zu erstatten. Mein Empfang war der wärmste; meinen Bitten, für dies Werk unter den Heiden reden zu dürfen, kam man auf's liebevollste entgegen, indem man mich beauftragte, in allen Sonntagsschulen zu sprechen. Man öffnete mir aufs willigste die Universität, um mich an die Studenten zu wenden, unter denen meine Ansprache mit dem Motto: „Kommt herüber und helft uns!“ auch gedruckt in zahlreichen Exemplaren circulirte und wo es freudiges Echo fand.

Das Comité übertrug mir, von mir so wenig gesucht wie verdient, die Stellung eines Moderators of the supreme court,*) die höchste Ehre, welche es ertheilen kann. Niemand kann völlig mir nachfühlen, wie gern ich dem ausgewichen wäre, wie wenig würdig ich mich dafür hielt. Hoffend, Gott werde auch dadurch sein Werk an den Heiden fördern, übernahm ich den Vorsitz, mit dem Gefühl großer Unzulänglichkeit; war doch Tanna kein Ort, an dem man für derartiges vorbereitet ward.

Ich habe es stets als einen Vorzug betrachtet, jener Kirche anzugehören, die mit den alten Covenantern eins war. Als Kirchengemeinschaft nur klein, sind doch ihre Grundsätze von bürgerlicher und religiöser Freiheit, für welche die Begründer litten und starben, heute das höchste, das beste, was die britische Verfassung enthält. Ich bin ebenso stolz darauf, das Blut dieser Märtyrer in den Adern und ihren Glauben im Herzen zu haben, wie Andere es auf Stammbaum und königlichen Namen sein mögen. Meine Liebe zu dieser Kirche konnte nur wachsen, mein Dank durfte sich verdoppeln, als sich am

*) Etwa dem Vorsitzenden unserer Synoden entsprechend.

Ende meiner Reise unserm Stabe so viel neue Kräfte angeschlossen hatten, daß von je sechs ordinirten Geistlichen dieser Kirchengemeinschaft einer ein Missionar des Kreuzes war!

Und fern davon, daß dies Opfer der Kirche geschadet hätte, kam im Gegentheil eine Zeit des Wachsthums und des Gedeihens auch zu Hause. Die Angehörigen unserer Gemeinschaft, niemals besonders reich, aber stets freudige Geber, wurden sich auch lebendiger als vorher der Bedürfnisse bewußt, welche in Schottland selbst der Befriedigung bedurften. Die neubelebte Liebe tilgte in dieser und der nächstfolgenden Zeit Schulden, welche den Bau von Kirchen und Pfarrhäusern lange belastet hatten. Es ist eine alte, überall wiederkehrende Erfahrung jedes Missionars, daß je mehr irgend eine Gemeinde oder eine ganze Kirchengemeinschaft für die Ausbreitung des Reiches Gottes thut, desto größer, desto deutlicher hervortretend der Segen wird, welcher auf deren Wirksamkeit auch zu Hause ruht.

Als im Jahre 1876 die reformierten Presbyterianer eine Union mit ihrer Schwester, der „freien Kirche von Schottland“ eingingen, ist die Erhaltung der Missionen und speziell die der Neuhebriden in den Contract aufgenommen worden und alle ihre Missionare haben aus freiem Willen sich dieser Union angeschlossen. Jetzt, wo die Franzosen gezwungen wurden, das Feld zu verlassen, bedürfen wir immer noch etwa 8—10 Helfer, um auf jeder der zahlreichen Inseln das Zeichen des Kreuzes aufzupflanzen und es ist mein Streben, dies zu erreichen. Aber auch abgesehen von dieser Vollendung des Werkes, welche noch aussteht, ist doch der Erfolg jener Reise ein von Gott gesegneter gewesen. Auch in Schottland bildete sich ein Bund der Sonntagsschulkinder, die „Mitbesitzer“ unseres Schiffes wurden; eine Sammelbüchse für die „Morgenröthe“, d. h. für deren Unterhalt, hat sich in fast jeder Familie eingebürgert, so daß mein Heimathland seitdem jährlich 250 L. St.

für diesen Zweck gespendet hat und ebenso viel lieferten jedes Jahr die Sonntagsschulkinder von Neuschottland. Die Kinder der australischen Colonien haben ohne Unterbrechungen den Rest des Bedarfs alljährlich beigetragen. Die vereinten Geber dieser Kindervereine haben Großes geleistet; der göttliche Meister wird mit Wohlgefallen auf das Thun seiner „Kleinen“ herabsehen und es segnen.

Meine Besuche bei unsern Gemeinden führten mich in fast alle Theile Schottlands. Unglücklicherweise gerieth ich auf einer Tour in den höchsten Norden im Januar in große Kälte, welche mein Körper, durch die heißen Klimate verwöhnt, übel empfand. Da die Plätze im Wagen besetzt waren, blieb mir nur der Sitz auf der Impériale; als ich dieselbe verließ, war jedes Gefühl aus den Füßen verschwunden. Es kehrte nicht zurück und als ich, nach Wochen, nach Edinburgh und Glasgow kam, ward von den Aerzten beider Städte eine Amputation ernstlich berathen und in Vorschlag gebracht. Mein Kommen nach Liverpool war versprochen und angekündigt; mit unglaublicher Mühe setzte ich es durch, dorthin zu gelangen. Mein Freund, Rev. Dr. Graham, führte mich dort zu einem Arzte, welcher durch electromagnetische Kuren großen Ruf erlangt hatte. Nach längerer Behandlung und nachdem selbst die stärksten Ströme ohne jede Wirkung geblieben waren, erklärte der Arzt, es sei dieser Zustand seiner Methode unzugänglich, er gebe sie deshalb auf, wolle aber noch einen Versuch mit einem Pflaster machen, in welches er Fuß und Bein einhüllte. Ich sollte nach drei Tagen wiederkommen, aber die entsetzlichsten Schmerzen trieben mich schon am andern Morgen wieder hin. Als der Arzt das Pflaster löste, fand es sich, daß die Haut der erfroren gewesenen Theile sich abgelöst hatte; sie hing am Pflaster. Mit Salben verbunden mußte ich nothgedrungen längere Zeit der Ruhe pflegen. Der Herr schenkte mir Genesung, aber derselben ging eine bittre, überaus schmerzliche Prüfungszeit voraus. Noch heute werde ich, obgleich vierundzwanzig Jahre seitdem vergangen sind, an das

Leiden erinnert, wenn ich weite Wege zu Fuß habe machen müssen.

Obgleich die vier neuen Missionare, die meinem Aufruf folgten, mich nicht begleiteten, weil sie sich noch medicinischen Studien in Hörsälen und Krankenhäusern widmen mußten, um für ihren Platz geeignet zu sein, so trat ich doch die Heimkehr nach Australien nicht allein an. Der Herr führte mir eine Gefährtin zu, die er, ohne daß wir von einander wußten, durch ganz besondere Gaben und Eigenschaften, durch wunderbare Schicksale und Führungen vorbereitet hatte, mein Geschick und meine Arbeit auf den Neuhebriden zu theilen. Ihr Herz schlug warm für die unglücklichen, verfinsterten Heiden und sie ging gern an die Arbeit, welche der Herr ihr sichtlich zuweisen wollte. Ihr Bruder war Missionar gewesen; er war in noch jugendlichen Jahren auf diesem Felde der Ehre entschlafen; ihre Schwester, die Gattin eines Geistlichen unserer Kirche in Adelaïde, arbeitete mit größtem Eifer für unsere Zwecke. Ihres Vaters Thun und Wirken stand im District Stirling, wo er Geistlicher gewesen war, in gesegnetem Andenken.

Ehe ich Schottland im Jahre 1864 verließ, wurde Margarethe Whitecroß mir angetraut und bis heute theilt sie treu meine Arbeit, meine Sorgen und Freuden. Die Kinder, welche Gott uns geschenkt hat, haben wir ihm alle gewidmet; *wir hoffen sie sämmtlich von ihm würdig gehalten zu werden, das Evangelium unter die Heiden zu tragen!*

Nachdem unsere Hochzeit im Hause einer Schwester meiner Frau in Edinburgh gefeiert worden war, eilten wir in das Heiligthum und an den Familienaltar im Hause meiner theuren Eltern. Mein Vater, dessen lange schneeweiße Locken ihm ein noch ehrwürdigeres Aussehen verliehen, als er schon immer besessen, segnete uns und befahl uns dem Herrn. Es war das letzte Mal auf Erden, daß diese Stimme, diese Worte, von unsterblicher Liebe eingegeben, und in Fürbitten und Segen ausklingend, mein Ohr erreichten. Als ich mich von

den Knien erhob und in die Augen des Vaters blickend ihm Lebewohl sagte, wußte ich, daß wir uns nicht wiedersehen würden, bis uns die Lichtstrahlen des Auferstehungstages umfluthen werden. Vater und Mutter gaben uns noch einmal mit freudigem Herzen dem Dienste des Herrn hin und wir schieden mit dem Gebet, daß der Geist dieser Eltern und ihr kostbarer Segen uns auf allen unsern Wegen begleiten möge!

Unsre Mutter, in Gegenwart Anderer im Stande sich sehr zu beherrschen, blieb stark, so lange wir noch bei ihr waren. Erst als wir geschieden, brach sie in krampfhaftes Weinen aus und verfiel in eine tiefe Ohnmacht, wie mir mein Bruder später mittheilte. Vorgreifend möchte ich hier gleich beifügen, daß diese unvergeßliche Mutter nach kurzem Leiden 1865 entschlief. Mein Vater folgte ihr friedlich und freudig 1868; beide wurden von ihren Kindern bis zum Tode treuliebend gepflegt, — getröstet durch die feste Hoffnung des Wiedersehens in jenen Wohnungen, welche der Heiland für die Seinen bereitet hat.

Wir schifften uns in Liverpool nach Australien ein und landeten nach einer damals als sehr kurz geachteten Reise von fünfundneunzig Tagen in Sydney am 17. Januar 1865. Schon eine Stunde nach unserer Ankunft kam der Kapitän unsrer „Morgenröthe“, um mir zu sagen, daß er auf den Inseln gewesen, daß er die Gordons, Mc Cullaghs und die Goodwills an ihre verschiedenen Bestimmungsorte gebracht, daß er noch andere Fahrten gemacht habe, jetzt aber nicht einen Pfennig besitze, um der Mannschaft den Sold zu bezahlen. „Woher sollen wir Geld nehmen?“ fuhr der Kapitän fort; „Niemand wird uns borgen, ohne daß wir das Schiff als Pfand verschreiben. Ich fürchte, es bleibt uns nichts übrig, als die „Morgenröthe“ zu verkaufen!“ Ich gab ihm fünfzig L. Sterl. von meinem Gelde, und bat, er möge mir nur zwei Tage Frist von den Leuten verschaffen, damit ich Versuche machen könne, dieser Noth abzuhelfen. Dann eilte ich mit zitternder Freude an jenen Theil des Hafens, wo „unser

Schiff" vor Anker lag. So mag dem Matrosen ums Herz sein, welcher dem Kinde entgegeneilt, das ihm geboren ward, während er fern auf dem Meer weilte. Ich fand eine schöne Brigg mit zwei Masten, mit Deckkajüte und Allem, was unsere Zwecke erheischten, — schön in ihren Linien, kräftig im Bau, — ein herrlicher Bote, durch Kinderhände erstanden! Das Schiff wurde in jener Stunde für mich fast ein lebendes Wesen, die Personification lebendiger, thätiger Liebe der Tausende von kleinen „Mitbesitzern" und in festem, unzerstörbarem Glauben sagte ich: „Der Herr hat so weit geholfen — der Herr wird auch weiter helfen!"

Die jetzt benöthigte Summe betrug wenigstens 700 L. Sterl. und nicht weniger bedurften wir für die Kosten der nächsten Reise von Australien nach den Inseln. In ernstlichem Gebet trug ich diese Sorge zum Heiland und bat ihn um Gnade und Hülfe für das Werk, welches wir in seinem heiligen Namen begonnen hatten.

Dann versuchte ich Darlehen zu erhalten; ich fand, daß der Geldgeber außer der Verpfändung des Schiffes zwanzig Prozent verlangte und brach die Verhandlung ab. Ich besprach eine Anleihe mit dem Agenten der Londoner Missionsgesellschaft auf den Credit des Missionscomités unsrer Kirche; aber dieser konnte ohne einen schriftlichen Befehl aus Schottland nicht darauf eingehen.

So wurde für den nächsten Morgen eine Versammlung von Geistlichen und Freunden der Mission berufen, der ich über meine Arbeit in Schottland berichten und die ich um Rath bitten wollte. „Verkauft das Schiff", sagten Einige; „es bleibt nichts Anderes übrig." „Was", riefen Andere, „die Sonntagsschulen haben euch das Schiff gegeben und die Mission kann es nicht einmal erhalten?" Ich erinnerte daran, daß der Gehalt jedes Missionars nur 120 L. Sterl. betrage, daß sie ihr Leben für die Heiden einsetzen und das die Christen Australiens gewiß die Erhaltung des so nothwendigen Schiffes übernehmen würden, nachdem meine Kirche von je sechs Geist-

lichen, die kleine Kirche von Neuschottland sogar von je drei ihrer Geistlichen einen zu den Heiden gesandt habe.

Man versprach mir mehrere Kirchen für den Nachmittag und den Abend des Sonntags, was ich dankbar annahm. Als ich nach einem dieser Gottesdienste in die Sakristei trat, folgten mir ein Herr und eine Dame, sich mir als aus Launceston in Tasmania vorstellend. „Ich bin“, sagte der Herr, „der Kapitän jenes Schiffes, das neben der „Morgenröthe“ vor Anker liegt. Meine Frau und ich kamen zu spät ans Land, um unsre Kirche in der City zu erreichen und folgten den Glockentönen dieser Kapelle. Wir hatten Erbauung durch Ihre Rede und wir fühlen Ihre Lage im Herzen. Dieser Chec von 50 L. St. ist ein Anfang zur Ueberwindung Ihrer Schwierigkeiten.“ Der Leser weiß, welcher Dank mein Herz erfüllte und wer diese treuen Christen in meine Nähe führte, wer ihnen Herz und Hand öffnete.

In die Sonntagsschule am Nachmittag waren außer den Kindern viele Erwachsene gekommen, um meinen Bericht zu hören, dem ich die Mittheilung anschloß von den ganz Fremden, welche der Herr in die kleine Missionskapelle geführt und die so großmüthig gegeben hatten. Ein Mann brachte mir am Schlusse 10 L. St.; ein anderer 5, ein dritter sandte mir am nächsten Morgen 20. Auch die Collekte brachte eine hübsche Einnahme. Auch meine Abendpredigt segnete der Herr und am Mittwoch waren 456 L. St. beisammen. Ich verweile gern und absichtlich bei dieser Hülfe des Herrn in einem Augenblick, wo das Unternehmen kläglich scheitern konnte. Ich möchte meine herrlichen Erfahrungen von der directen Hülfe Gottes allen meinen Lesern mittheilen können! Vertraut dem Herrn, gehorcht ihm und er wird euch nicht zu Schanden werden lassen.

Auf unserm Schiff fuhren wir nun nach Tasmania. Ueberall in den Hafenstädten kamen die kleinen „Theilhaber“ schaarenweise, um „ihr Schiff“ zu besehen. Ueberall redete ich und erhielt Beiträge, aber es fehlte doch noch viel an der

Summe, welche die nächsten Fahrten der „Morgenröthe" erforderten.

Wieder in Melbourne angekommen, erkrankte ich in Folge von Sorge und Ueberanstrengung. Meine dortigen Freunde, Dr. und Mrs. Morrison und Miß Fraser, machten mich, als ich hergestellt war, mit mehreren Herren bekannt, die sich eifrig der Sache annahmen. Ehe ich nach Sydney abreiste, war die erforderliche Summe eingegangen! Dem Herrn die Ehre, welcher die Herzen öffnete! Diese letzten Reisen hatten unserm Zweck 1726 L. Sterl. 9 Sh. 10 P. zugeführt! Frei, ohne Schuldenlast, segelte nun unser „Bote" wieder durch die Fluthen! Unsre Dankgebete galten dem Herrn und seinen treuen Haushaltern.

Um solche Krisen zu vermeiden, schien es nöthig, ein besonderes Comité zu bilden, welches regelmäßige Sammlungen einleite behufs Erhaltung des Schiffes. Ich arbeitete in dieser Richtung vor und fand freundliches Entgegenkommen.

Es lohnt sich, auf die Wege, welche Gott uns geführt hat, zurück zu blicken: trotz mancher Hindernisse und Unglücksfälle ist es rastloses Fortschreiten gewesen! Die Macht göttlicher Liebe hat allen zeitweisen Widerstand überwindend die Länder der Heiden für Jesus gewonnen!

Viertes Kapitel.

Von Freunden und Feinden.

Wir fuhren nun auf der „Morgenröthe“ nach den Inseln. Es war 1865. Vor den sich alljährlich einmal zu Berathungen versammelnden Missionaren erstattete ich genauen Bericht über meine Erfüllung ihres Auftrags. Darauf beschlossen sie, ich solle noch einmal nach Australien zurückkehren, um Einrichtungen für permanente Sammlungen zu treffen. Sie stimmten darin überein, daß es für den Moment unsre nothwendigste Pflicht sei, dafür zu sorgen, daß unsre Thätigkeit nie wieder durch den möglichen Verlust des Missionsschiffes unterbrochen werde, von welchem die ganze Existenz der Mission abhing. Ich hatte dies ja schon in Australien eingesehen und mußte ihnen zugestehen, daß es das Beste sei. Trotzdem ging ich nur schwer daran, den Inseln, denen ich so gern meine directe Thätigkeit gewidmet hätte, noch einmal den Rücken zu kehren. Unser Schiff, diesmal zwischen den Loyalitätsinseln Dienst thuend, brachte meine Frau und mich nach Maré, von wo wir nach Neucaledonien und von dort weiter nach Sydney zu gelangen hofften.

Wir mußten einige Zeit in Maré warten und hatten Gelegenheit zu sehen, wie die Franzosen gegen unsre Missionen arbeiten. Einmal z. B. fanden wir eine große Anzahl Eingeborner in einem Walde, wo sie sich aus den Theilen der Bibel vorlasen, welche Missionare in ihre Sprache übersetzt hatten. Sie durften das nur heimlich thun; wir hörten sie zu Gott beten, er wolle sie von ihren Unterdrückern befreien!

Den Missionaren war verboten worden, die Bibel noch ferner zu verbreiten. Selbst als später unsre Boten des Evangeliums zurückkehren durften, — die englische Regierung hatte das durchgesetzt — mußten sie sich der französischen Sprache bedienen, und noch 1888 kam es vor, daß ein Missionar, Rev. J. Jones, auf ein französisches Kriegsschiff gebracht ward; ohne daß man ihm auch nur den geringsten Grund angab, ward ihm verboten, jemals auf diese Inseln zurückzukehren. Die französischen Missionare haben es in jenen Meeren vielfach so gemacht; auf unseren Fersen sozusagen eindringend unterdrückten sie was wir gethan und oft schien das Bestreben mehr der Zerstörung der evangelischen Missionsarbeit zu gelten, als dem Zweck, diese Heiden zu Christen zu machen.

Auch in Noumea mußten wir ein Schiff erwartend uns aufhalten und bekamen traurige Eindrücke von diesen französischen Deportationsinseln. Die vielen in Ketten Gefesselten leisten schöne Arbeiten; es waren z. B. Schnitzereien in Elfenbein, Kokosnüssen, Muscheln bewundernswerth. Auch bei den Bauten und dem Anlegen von Parks u. s. w. sahen wir die Leute beschäftigt. Der Gouverneur war außerordentlich freundlich gegen mich, obgleich er erfahren hatte, daß ich, den Bitten einiger französischen, deutschen und englischen Familien entsprechend, Kinder dieser Protestanten getauft hatte, was sie gewöhnlich dem katholischen Geistlichen überlassen mußten. Da ein Handelsschiff, das uns hätte mitnehmen können, nicht kam, gestattete er uns, die Reise nach Sydney auf einem französischen Kriegsschiff zu machen, das dorthin ging. Der Kapitän desselben erwies uns den Liebesdienst, uns seine Kajüte zu überlassen, da das Schiff natürlich keine Einrichtungen für Passagiere besaß.

Ich war kaum in Sydney ans Land gekommen, als ich mich inmitten eines Strudels von Unannehmlichkeiten befand. Die ganze Stadt, die Umgebung, ja nach und nach das ganze Land, war durch ein eben erschienenes Zeitungsblatt in Aufruhr, welches gehässige Artikel über die Mission auf den Neu-

hebriden gebracht hatte; beigegebene Illustrationen sollten Scenen auf Tanna darstellen, wo die Leichen haufenweise am Strande lagen, welche ein Opfer der Beschießung durch Commodore Sir William Wisemann geworden sein sollten. Unser Schiff „Morgenröthe“ lag auf dem einen Bilde hinter einem englischen Kriegsschiff; natürlich hatte man uns Missionare als auf unserm Boot in Sicherheit, und so dargestellt, als wenn wir im Anblick dieses Blutbades schwelgten. Ohne auch nur eine einzige Frage nach der Wahrheit des Dargestellten zu thun, ohne daß nur eine einzige Stimme sich für uns erhob, die wenigstens bezweifelt hätte, daß Männer, die in langen Jahren hundertmal ihr Leben für die armen Heiden eingesetzt hatten, jetzt so blutdürstig handelten, war die ganze Bevölkerung in sittliche Empörung über uns gerathen. Ein Schrei des Entsetzens ging durch das Publikum, durch die Presse, ja scheinbar auch durch unsre geistlichen Brüder. Unter der Ueberschrift: „Evangelium und Schießpulver“ folgte ein bittrer, hämischer Artikel dem andern in allen Zeitungen! Wie wir später erfuhren, waren die Berichte auch nach Großbritannien und Amerika gesandt worden und natürlich waren unsre Greuelthaten auf dem Wege dahin eher schlimmer als besser geworden. Als ich also den Boden von Sydney betrat, war ich vielleicht der gehaßteste Mensch und schon der bloße Name der neuhebridischen Mission, für welche ich Theilnahme erwecken sollte und wollte, war den Leuten ein Greuel.

Der Fehdehandschuh war mir in hundert bösen Artikeln hingeworfen. Ich säumte keinen Augenblick, ihn im Namen Gottes und für die verläumdeten Brüder-Missionare aufzunehmen. Abends war mein Schreiben an den Redakteur jenes illustrirten Blattes in dessen Händen, in welchem ich die Wahrheit der Berichte bestritt und dafür beifügte, was ich selbst als Augenzeuge mit erlebt hatte. Ich versicherte, alsbald den Gerichten meine Klage übergeben zu wollen, wenn der Redacteur mein Dementi nicht brächte. Am andern Morgen war meine Antwort sammt dem Eingeständniß des Mannes,

er sei durch Berichterstatter getäuscht worden, in den Händen Aller. Ich machte dem Commodore meine Aufwartung und bat um seine Hülfe beim Heilen dieser der Mission geschlagenen tiefen Wunde. Er erwiderte, er habe seine Officiere schon zur Verantwortung gezogen; sie hätten sämmtlich jede Urheberschaft sowohl die Zeichnungen, als auch die Berichte betreffend geleugnet. Trotzdem zweifle er nicht, daß Jemand an Bord seines Schiffes der Unheilstifter sei, der mit guter Ueberlegung handelnd, hierdurch der Sache Christi dauernd zu schaden gesucht habe. Der Commodore erbot sich, mir jeden möglichen Beistand zu leisten, durch sein Zeugniß sowohl, als sonst in jeder Art, die ich wünschen würde, um die Wahrheit dem Publikum klar zu legen.

Am Besten ersieht der Leser das, was geschehen war, aus dem officiellen Bericht der Missionssynode:

„Als die Missionare der neuen Hebriden ihre letzte jährliche Zusammenkunft in Aneityum hatten, kam J. M. S. Curaçoa, Sir Wm. Wiseman, Baronet, B. B., im Hafen an, um über die Zustände zwischen Weißen und Eingeborenen Erkundigungen einzuziehen. Jahre vorher, nach der Ermordung von Mr. Gordon und seiner Frau in Erromanga, war von den Missionaren Geddie und Copeland gebeten worden, die Sache zu untersuchen und einen britischen Unterthan, einen Sandelholzhändler, welcher die Insulaner zum Morde gereizt hatte, auszuweisen. Jahre waren vergangen, als Commodore Wiseman mit Befehlen kam; von dem Händler war jede Spur verloren. Die Missionare entsprachen dem Verlangen des Commodore und stellten die Verluste an Menschenleben und Eigenthum auf Tanna, Erromanga und Efaté zusammen. Er ersuchte die Missionare, ihn mit ihrem Schiffe zu begleiten und bat, daß jeder von ihnen auf der von ihm bewohnten Insel der Dolmetscher sein möge.“

„Auf jeder dieser Inseln berief der Commodore die mächtigsten Häuptlinge und erklärte ihnen, er sei gekommen, die Klagen britischer Unterthanen gegen sie zu untersuchen, ebenso

aber von ihnen Klagen entgegen zu nehmen, welche sie gegen britische Unterthanen führten. Wenn er die Wahrheit gefunden haben werde, wolle er die beschützen, welchen Unrecht geschehen, ebenso aber diejenigen bestrafen, welche Unrecht gethan hätten, möchten sie Weiße oder Farbige sein. Die Königin habe ihn keineswegs geschickt, um sie zu zwingen, Christen zu werden, noch weniger um sie zu bestrafen, daß sie es nicht geworden seien. Sie überließe dies ganz ihrer eignen Wahl; aber sie sei sehr erzürnt, daß sie ihren Unterthanen nach dem Leben trachteten, daß sie thatsächlich solche gemordet, denen sie doch Land verkauft gehabt, um sich anzubauen und friedlich unter ihnen zu wohnen; daß sie Anderen Alles geraubt und zerstört hätten, was sie besaßen. Die Grausamkeit, die Mordlust und die Verrätherei unter ihnen, sei auf der anderen Seite der Erde bekannt geworden; die Königin werde es nicht länger dulden, daß ihre Unterthanen, welche als Missionare oder Kaufleute friedlich unter ihnen wohnen, von ihnen geschädigt oder ermordet würden. Sie würde von nun an jedes Jahr ein Kriegsschiff schicken und sollten Alle, welche zu klagen hätten, dem Kapitän ihre Beschwerden mittheilen; es würden dann die Weißen ebenso wie die Schwarzen bestraft werden, wenn sie Unrecht verübt hätten."

„Nachdem Sir W. Wiseman alle Mittel und Ueberredungskunst gebraucht hatte, um auf friedlichem Wege zu erfahren, wer die Uebelthäter auf Tanna gewesen, ohne daß ihm ein einziger genannt worden war, bezeichnete er zwei Dörfer, welche er am nächsten Tage beschießen lassen werde. Frauen, Kinder und Kranke sollten dieselben verlassen, was sie auch alsbald thaten. Er sagte, daß Alle, welche in des Häuptlings Nowar Land zögen, sicher sein würden, denn ihm werde nichts geschehen, weil er die Weißen beschützt und in der That vor dem Ermordetwerden bewahrt habe. Die ganze Einwohnerschaft der bezeichneten Dörfer, Jung und Alt, wanderte nun in Nowars Nähe, um von dort zu sehen, was ein Kriegsschiff zu thun vermag."

„Das Erstaunen der Tannesen war sehr groß; mit unermüdlicher Geduld setzte der Commodore seine Unterhandlungen fort, versprechend es solle Niemand Etwas geschehen, sobald ihm die Rädelsführer von damals genannt wurden. Es half nichts! Als der Befehlshaber sich anschickte, seine Drohungen auszuführen, sagte ich mit Thränen in den Augen zu ihm: „Herr Commodore, Sie werden doch nicht Ernst machen!' Sie werden die armen, bethörten Tannesen nicht wirklich angreifen?" Scharf und im Tone des Dienstes, aber nicht unfreundlich, sagte mir der Befehlshaber: „Sie sind hier als mein Dolmetscher, nicht als mein Rathgeber. Ich allein bin für meine Sendung und meine Handlungen verantwortlich. Sie sahen dieser Leute kriegerisches Beginnen selbst in diesem Augenblick. Wenn ich diesmal ohne gestraft zu haben fortgehe, wird kein Schiff und kein Weißer in diesem Hafen sicher sein. Gehen Sie an Bord Ihres Schiffes; ich werde Sie benachrichtigen lassen, wenn ich Ihrer Dienste bedarf!"

„In der That, er hatte viel Grund zur Klage und seine Instructionen waren scharfe. Erst ganz kürzlich hatte Nouka, einer der Häuptlinge, einen Händler mit einer Eisenstange erschlagen; ein andrer verlor das Leben auf Noukas Befehl. Miaki war ja seit Jahren der Anstifter aller Unruhen und mörderischen Kämpfe gewesen. Der Häuptling eines ferner vom Hafen liegenden Stammes hielt eben jetzt im Angesicht des Kriegsschiffes einen jener kriegerischen Tänze ab, bei denen schreiender Gesang zum Kampfe anfeuert. Die Leute gedachten im Ernst das riesige Fahrzeug anzugreifen!"

„Den ersten Schuß ließ Sir W. Wisemann auf den Berg abfeuern, auf dessen Gipfel die Männer tanzten. Die Erde und Buschwerk ward aufgewühlt und umhergeworfen und schneller als man es für möglich gehalten hätte, waren Alle jenseits des Berges verschwunden. Zwei Schüsse wurden über die angriffslustigen Krieger am Strande weggesandt, welche bewirkten, daß Alle in der Richtung von Nowars Besitz flohen,

wo sie gesichert waren. Später ließ der Commodore die beiden, im Voraus bestimmten, jetzt leeren Dörfer beschießen, in denen allerdings die Hütten sehr mitgenommen wurden. Ein Mann wurde auf Tanna verwundet; zwei andere sollen später durch ein platzendes Geschoß verunglückt sein, als das Schiff längst fort war und auch dies Gerücht ist nie sicher bestätigt worden. Ein Mann der Besatzung hatte sich dem Befehl entgegen handelnd von den Truppen entfernt und war in einem Felde mit Zuckerrohr von einem Eingeborenen erschossen worden. Aehnlich war der Verlauf der Action in Erromanga und Efaté gewesen, doch waren dort keine Menschenleben zu beklagen."

Kehren wir nun nach Sydney zurück. Die Stimmung Aller, die hohe Gereiztheit, die sich in allen Kreisen verbreitet hatte, machten es für den Augenblick völlig unmöglich, meinen Auftrag, für die Zwecke unsrer Mission zu wirken, auszuführen. Die Rev. Drs. Dunsmore Lang und Steel, in Begleitung des Professors an der Universität Smith, suchten den Commodore auf und erhielten von ihm ihrer Bitte gemäß eine schriftliche Darlegung des Geschehenen. Als die Herren mich gleichfalls zu einer genauen Mittheilung veranlaßten, beeilte ich mich dieselbe zu geben. Beide Schriftstücke wurden von jenen Herren an die Tagesblätter gesandt, wobei sie die Aufmerksamkeit der Leser auf die volle Uebereinstimmung beider lenkend erwähnten, daß dieselben ganz unabhängig von einander verfaßt seien, ja daß keiner der Herren gewußt habe, man werde auch den andern um eine Darlegung ersuchen. Der Commodore nahm alle und jede Verantwortung auf sich; er versicherte, daß wenn irgend Jemanden ein Tadel treffe, die Missionare auch nicht der Schatten eines solchen berühren könne. Nur um das Leben der Eingeborenen zu retten, nur um deren Interessen und Eigenthum zu schützen, hätten sie des Commodore Bitte erfüllt und in jenen Tagen das Amt des Dolmetschers übernommen.

Nun begann die Aufregung sich zu mindern; man sah

ein, daß die Darlegung des Commodore, in die ja Niemand Zweifel setzte, viel besser zu dem paßte, was die Einzelnen vom Charakter und der Handlungsweise der Missionare aus Erfahrung wußten, als jene Verläumdungen. Viele kamen, um mir ihre Freude an der günstigen Wendung herzlich auszusprechen; bei gar Manchen aber dauerte es lange, bis das eingeflößte Gift ausgestoßen ward.

Das Presbyterium von Sydney hielt ein besonderes Meeting und ich war gebeten worden, mich vor demselben zu rechtfertigen. Ich war mit Freuden dazu bereit, obgleich dieses Presbyterium über mich, als einer anderen Kirchengemeinschaft angehörend, keine Jurisdiction besaß. Hier trat mein Freund und Bruder-Missionar gleichsam als Ankläger gegen mich auf. Der furchtbare, auf uns gerichtete Unwille mußte ihm für den Augenblick das Gleichgewicht geraubt haben, denn er brach in die Worte aus: „ich möchte lieber meine Hand im Feuer verbrennen lassen, als das Geringste mit dem Besuch des Caraçoa zu thun zu haben!“

Nach großen Beifallsbezeugungen sagte der Vorsitzende zu mir: „Sie haben diesen edlen Ausspruch Dr. Geddies gehört. Versprechen Sie uns hier feierlich, daß Sie in Zukunft nie mehr bereit sein werden, dem Befehlshaber eines Kriegsschiffes Dienste zu leisten! Dann werden wir sehen, ob es möglich ist, ferner für Sie und die Mission auf den Neu-Hebriden aufzutreten!“ Ich antwortete wie folgt: „Ich habe nie und nirgends Hülfe durch ein Kriegsschiff gesucht oder erbeten, auch nicht durch irgend eine Civilbehörde. Aber wenn es sein muß, so will ich mich wie Paulus auf den Kaiser berufen. Wenn irgend einem der Herren des Presbyteriums sein Haus geplündert würde, so suchte er sicher Schutz und Hülfe bei den Behörden seines Landes. Ich habe in Tanna Alles eingebüßt, was ich an irdischem Gut besaß; *und doch habe ich bei Menschen keine Hülfe gesucht.* Die wenigen tannesischen Häuptlinge, welche mir wohl wollten, unterzeichneten eine Petition an den Gouverneur in Sydney, in der sie für mich

und gegen ihre Landsleute sprachen. Sie ist noch heute in meinem Besitz, weil ich sie nicht übergeben habe aus Furcht, es möchte den armen, verblendeten Tannesen ergehen, wie es nun geschehen ist! Es ward allerdings eine Petition an den Gouverneur abgesendet, wie ich von ihm weiß, die einzige, die er erhalten; es war nach der Ermordung Mr. und Mrs. Gordons in Erromanga und ich table Niemand für die Ansicht, welche zur Sicherung des Lebens der Christen um den Besuch eines Kriegsschiffes bat. Ich übergebe hier das Original jener Petition und ersuche Dr. Geddie, seine Unterschrift nicht nur, sondern seine Urheberschaft des Schriftstückes anzuerkennen." Dr. Geddie gab alsbald zu, diese Petition verfaßt und unterschrieben zu haben; aber er betonte, er habe nur „eine Untersuchung" der schrecklichen Morde erbeten.

„Eine Untersuchung", fuhr ich fort, „konnte, ja mußte die Folgen haben, welche eingetreten sind, wenn sie überhaupt verlangt und eingeleitet wurde. Jedenfalls ist dies die einzige ausgesprochene Bitte gewesen, welche dem Gouvernement zuging; sie ist ohne mein Wissen geschrieben und abgesendet worden! — Schließlich muß ich dem Presbyterium sagen, daß ich bei aller Verehrung für dasselbe und seine Beschlüsse das geforderte Versprechen, nicht mehr als Dolmetsch zu dienen, nicht geben kann. Ich behalte mir die volle Freiheit vor, für Menschlichkeit und Gerechtigkeit in jedem einzelnen Falle so zu handeln, wie Gott und mein Gewissen es fordern. Ich bin völlig gewiß, daß ich, indem ich zwischen dem Commodore und der Bevölkerung stand, Leben und Eigenthum mehr geschützt habe, als wenn ich, den Wunsch des Befehlshabers, nach beiden Seiten hin volles Verständniß durch meine Kenntniß beider Sprachen zu ermöglichen, abgelehnt und mich der Sache fern gehalten hätte. Ich habe nur meine Christenpflicht erfüllt und schäme mich dessen ebensowenig, wie ich mich deshalb entschuldige. Ich halte es für unmöglich, daß Sie bei genauer Erwägung mein Betragen für ein solches

ansehen werden, welches mir schadet, oder — was noch viel wichtiger ist — welches den Namen des Herrn verunehren könnte."

Vielleicht waren meine Worte nicht allzu versöhnlich. Aber ich war gezwungen, Nothwehr zu gebrauchen, weniger für mich und meinen Ruf, als für unsre sehr gefährdete Missionsarbeit. Die Sitzung schloß, ohne daß ein Beschluß gefaßt worden wäre, doch bezeugten mir alle anwesenden Presbyter damals, und soweit sie noch leben, bis heute, die gleiche Freundschaft und Achtung wie vorher. Alle einzelnen Kirchengemeinschaften widmeten dem Vorgang eingehendste Untersuchung; alle billigten unsern Dolmetscherdienst, bis auf die Kirchen von Nova Scotia, obgleich zwei ihrer eignen Missionare, die mit uns arbeiteten, bei dieser Gelegenheit auf ihren Inseln den gleichen Dienst leisteten und so viel ich weiß, nicht dafür getadelt worden sind.

Im Ganzen konnte ich froh und dankbar sein, ich fand nach und nach bei der überwiegenden Mehrzahl der Freunde Verständniß und Zustimmung. Einige aber haben sich damals von mir getrennt. Ich bewahre ihnen trotzdem die alte Treue; der Herr hat mich gelehrt, nicht unfreundlich über diejenigen zu urtheilen, die mich mißverstehen.

Vielleicht würde ich das Ganze nicht einmal mitgetheilt haben, wenn es nicht eine Warnung für Andere sein könnte. Die Nachfolger Christi werden auch jetzt noch verläumdet und die Menge ist auch heute noch stets bereit, das „Kreuzige! Kreuzige!" zu rufen.

Als die Erregung sich gelegt hatte, begann ich meinen speciellen Auftrag zu erledigen. Dr. J. Dunsmore Lang, mit den verschiedenen Kirchen und ihren Hülfsquellen genau bekannt, stand mir mit Rath und That zur Seite. Er schlug vor, Victoria solle jährlich 500 L. St. aufbringen, um die „Morgenröthe" zu unterhalten; Neu-Südwales und Neu-Seeland jedes 200 L. St.; Tasmania, Queensland und Süd-Australien jedes 100 L. St.; Nova Scotia und Schottland jedes 250 L. St. Sydney, Schottland und Nova Scotia

haben diesen Antheil Jahr für Jahr gegeben; Victoria und Neu-Seeland haben diesen Ansatz überschritten und haben den Ausfall von Tasmania, Süd-Australien und Queensland gedeckt. Nicht ausschließlich, aber doch zum großen Theile kamen diese Summen aus den Sonntagsschulen dieser Länder und aus deren überallhin vertheilten „Sammelbüchsen für die Morgenröthe.“

Das Schiff hat, als alles neu war, also in den ersten Jahren, 1400 L. St. jährlich bedurft; später wuchsen die Kosten der Erhaltung und der Reisen auf fast 2000 L. St. Manchmal noch gab es eine „schwebende Schuld“ von zwei oder dreihundert Pfund, die uns große Sorge bereitete; aber der Herr hat stets geholfen, seinen Boten des Evangeliums frei und segenbringend seine Reisen vollenden lassen.

Noch einen Kampf hatte ich zu bestehen, als ich im Laufe dieser Reise nach Geelong kam. Dort hatte man die Nachricht verbreitet, unser Schiff sei ganz untauglich und schlecht; es könne keine Passagiere befördern und das gesammelte Geld sei so gut wie weggeworfen. Ich mußte durch das Schiffsjournal, welches die Hunderte von Personen verzeichnete, die zwischen Australien und den verschiedenen Inseln gefahren waren, so wie durch Zeugnisse des Kapitäns und andrer Sachverständiger den Beweis erbringen, daß auch nicht das mindeste an diesen Gerüchten wahr und daß unser Schiff für unsre Zwecke das beste sei, was wir uns wünschen konnten. Das Missionscomité erklärte sich zufriedengestellt und begann die Vorbereitungen für die jährlichen Sammlungen mit Eifer und Freude.

Als ich heimkehrte, hatte ich allein in Victoria an 250 Tagen in 265 Meetings gesprochen, welche 180 Congregationen und ihre Sonntagsschulen vertraten. In ähnlichem Verhältniß geschah es in den anderen Theilen der Colonien. Der Herr segnete die Bemühungen reichlich: Victoria steuerte 1954; Tasmania 76, Süd-Australien 222, Neu-Süd-Wales 249 L. Sterl. bei; im Ganzen schenkte uns der Herr über 2500 Pfund, außer 222 L. Sterl., die in jährlichen Beiträgen Einzelner

zu 5 L. Sterl. für den Unterhalt eingeborner Lehrer gespendet wurden. Mein alter Freund und Studiengenosse, Rev. J. Copeland, hatte ebenfalls eine bedeutende Summe, fast 700 L. Sterl., erhalten und beide hatten wir die Freude, den Unterhalt unseres Schiffes durch Gottes Beistand von nun an sichergestellt zu wissen.

In der großen Synode der Presbyterianer von Victoria ward ich 1866 — meine heimathliche Kirche hatte mich zu dem Zweck officiell derselben überlassen — zu ihrem „ersten Missionar für die Neuhebriden“ ernannt. Dr. Geddie war dieselbe Auszeichnung bestimmt, doch konnte die Kirche von Nova Scotia sich nicht entschließen, sich von ihrem eifrigen und erfolgreichen Missionar zu trennen; sie wollte ihn auch ferner in ihrem Namen sein Segenswerk fortsetzen lassen. An seiner Stelle ernannte die Kirche in Victoria den eben aus Schottland kommenden Rev. James Cosh, M. A., hoffend, wir beide würden die Mission in Tanna wieder aufnehmen.

Es ist eine der härtesten Prüfungen meines Lebens gewesen, daß diese Absicht nicht ausgeführt ward. Mr. Cosh wurde schließlich nach Efaté gesandt und ich nach Aniwa! Ich versuchte alles, was ich konnte, nach Tanna zu kommen, hatte aber nur Dr. Inglis für mich. Die Uebrigen sämmtlich hielten es für besser, dorthin erst zurückzukehren, wenn die Mission auf den umliegenden, von weniger wilden Stämmen bewohnten Inseln Fuß gefaßt haben würde und so mußte ich einwilligen, zunächst nach Aniwa zu gehen, die Tanna nächste Insel, hoffend, Gott werde mich ausersehen, bald wieder an den Ort meiner ersten Arbeiten unter den Heiden zurückzukehren.

Mein Herz blutet für die Armen, die im Dunkeln schmachten; ich ersehne es, bei jedem Stamm einen Lehrer, auf jeder Insel einen Missionar zu wissen! Diese Hoffnung lebt noch heute in mir! Gern wollte ich sterben, wenn ich ihre Erfüllung gesehen hätte.

Fünftes Kapitel.

Ansiedlung in Aniwa.

Nachdem alle Einrichtungen in Australien beendet waren, von welchen der frühere Abschnitt erzählt hat, konnten sich die Herren Copeland, Cosh und McNair mit ihren Frauen zugleich mit mir nach den Inseln einschiffen. Es war am 8. August 1866; am 20. waren wir in Aneityum, segelten dann nördlich noch bis Efaté, theils um den neuen Missionaren die noch unsrer Arbeit wartenden Inseln der Hebridengruppe zu zeigen, theils um unsre sämmtlichen Missionare zu unsrer alljährlichen Berathung zusammen zu führen.

Als wir am 5. September Aneityum wieder erreichten, fanden wir den „John Williams", das Schiff unsrer Schwestermission, auf einem Korallenriff aufgefahren. Durch unablässige Anstrengungen, bei denen die Eingebornen zu Hunderten halfen, ward das Schiff flott gemacht, hatte aber bedeutenden Schaden gelitten. Es mußte zur Ausbesserung nach Sydney gebracht werden und sollte von der „Morgenröthe" begleitet werden, um im Falle eines weiteren Unglücks die Mannschaft und die zum Pumpen mitgenommenen zwanzig starken Aneityumesen zu retten und aufzunehmen. Wir hätten gerade jetzt unseres Schiffes dringend bedurft: die verschiedenen Missionare waren in ihre Stationen zu bringen und die dazu günstige Jahreszeit nahte ihrem Ende. Aber die Hülfe und Sorge für die Schwestermission war wichtiger und so warteten wir Alle in Aneityum, bis nach fünf Wochen unser Schiff wieder ankam und uns fortführte.

Bei der während dieser Zeit gehaltenen Synode war es, wo ich durch den einstimmigen Beschluß der Brüder gezwungen wurde, einstweilen Tanna aufzugeben und das dieser Insel nahe gelegene Aniwa zu beziehen. Außer Tanna wurden durch die neuen Missionare alle alten Stationen wieder besetzt und einige neue in Angriff genommen.

Als wir nun die neuen Mithelfer an den gewählten Orten landeten, als man unser schönes Schiff sah und uns Alle freudig und in gehobener Stimmung bereit fand, an die Arbeit zu gehen, war die Verwunderung bei den Insulanern sehr groß. „Wie kommt das?“ sagten die Leute, „wir verjagten Alle, Einzelne sind getödtet worden! Wir haben ihre Häuser geplündert und verbrannt. Wäre es uns so gegangen, wir wären nicht mehr gekommen. Aber sie haben nun ein schönes Schiff; sie bringen noch mehr Missionare mit, die nicht handeln und Geld verdienen wollen, wie die andern Weißen! Sie wollen uns nur von ihrem Gott Jehovah und seinem Sohne Jesus erzählen. Wenn ihr Gott so stark ist, sie das thun zu lassen, so sollten wir wohl auch zu ihm beten.“

Aehnliches hörten wir überall, als wir von Insel zu Insel fuhren und unsre neuen Helfer einführten; die Häuptlinge waren freundlicher als in Tanna; sie versprachen Schutz selbst auf Inseln, wo noch keine Station gewesen war und wo sie also nur gerüchtweise von uns und unserm Thun unterichtet sein konnten. In der That, die Inseln waren bereit, den Herrn, den Erlöser, aufzunehmen und das Werk mußte gefördert werden.

Auf dem Wege nach Aniwa suchten wir Tanna passirend einige Tage vor sehr schwerer See in Port Resolution Schutz. Wie viele Erinnerungen wurden dort wach gerufen, die selbst heute noch nach fünfundzwanzig Jahren mein Herz schmerzlich bewegen! Nowar, der alte zwar freundlich gesinnte aber doch wankelmüthige Häuptling, war entschlossen, uns durch Gewalt oder List auf Tanna zu fesseln. Der Kapitän beantwortete seine Bitten, meine Sachen zu landen, der Rath der Mission habe ihm das verboten.

„Nun dann schafft Missi's Kisten nicht an's Land!" rief der alte Häuptling. „Werft sie nur über Bord! Meine Leute werden sie auffangen, ehe sie das Wasser erreichen und selbst Alles in Sicherheit aufs Land bringen!" Der Kapitän versicherte nun, er dürfe auch das nicht thun. „Nun", fuhr Nowar fort, „so zeigt uns nur, was Missi gehört! Ihr sollt dann weiter keine Mühe damit haben." Der alte Mann war sehr niedergeschlagen, als er sah, daß er keinen Erfolg hatte. Er mochte denken, meine Frau habe Furcht vor Tanna; er bat, wir möchten ihn besuchen und als wir es thaten, zeigte er uns seine Pflanzungen und bat mich, ich möge meiner Frau sagen: „Genug zu essen! So lange ich eine Yam oder eine Banane habe, sollt ihr keinen Mangel leiden!" Sie antwortete: „ich fürchte keinen Mangel an Nahrung." Auf seine Krieger deutend, sagte Nowar: „Wir sind viele, viele! Wir sind stark! Wir können euch immer beschützen!" „Ich fürchte mich nicht!" sagte meine Frau freundlich. Dann führte er uns zu jenem Baum, auf dem ich jene schreckliche Nacht zugebracht hatte und sagte: „Der Gott, welcher Missi damals beschützte, wird euch immer schützen!" Sie sagte dem Alten, sie habe keinerlei Furcht, aber wir seien für jetzt für Aniwa eingesetzt; wenn Gott es wolle, so werde er uns von dort doch wieder nach Tanna führen. Nowar, Arkurat und ihre Freunde schienen in Wahrheit betrübt, daß wir nicht blieben und das ging mir tief zu Herzen.

Erst Jahre später habe ich erfahren, was Nowar damals einem Häuptling aus Aniwa sagte, der eben in Tanna war, und dem wir versprochen hatten, er könne mit uns auf der „Morgenröthe" heimkehren. Als Nowar eingesehen hatte, daß seine Bitten nicht erfüllt wurden, ging er zu jenem Häuptling, der zugleich einer ihrer großen „geweihten Männer" war, nahm das Zeichen seiner Würde als Häuptling, die weißen Muscheln, von seinem Arm, band sie um den des Aniwaners und sagte: „Versprecht mir bei diesem Zeichen, daß ihr „meinen" Missi, seine Frau und sein Kind beschützen wollt.

Laßt ihnen nichts Schlimmes widerfahren. Bei diesem Zeichen, ich und meine Leute würden es an euch rächen!“ In einem spätern Moment der Gefahr ist dies wahrscheinlich unsre Rettung gewesen, wie ich seiner Zeit berichten werde. Es war also doch ein Funke christlichen Geistes in die Seele dieses ehemaligen Kannibalen gefallen! Daß ich diesen nicht zum Feuer anblasen, daß er einstweilen im Dunkel bleiben und ich auf eine andre Insel gehen sollte, machte mir großen Kummer und bereitete mir wahrhaften Schmerz.

Aniwa wurde im November 1866 meine Heimath und ist es, mit Ausnahme der leider zu häufig nöthigen Reisen zu den Gemeinden Australiens und Großbritanniens, bis heute geblieben. Gott hat mich auch später nicht nach Tanna zurückgeführt. Aber andere theure Freunde haben das Evangelium dorthin getragen und wir sehen die Anfänge vom Wachsthum des edlen Samenkorns. Mir war Aniwa bestimmt; dort sollte ich Jahre in Mühe und Arbeit zubringen, im Glauben und in Geduld den endlichen Früchten entgegenharrend. Ich verlangte Aniwa für den Herrn und Heiland — und durch die Gnade Gottes betet Aniwa heute zu den Füßen Jesu!

Diese Insel ist eine der kleineren der Hebridengruppe; sie ist ungefähr neun englische Meilen lang, drei und eine halbe breit und ist ringsum von einem Gürtel von Korallenriffen umgeben, an welchen sich die See mit Donnergebrause bricht und dabei ihren Schaum wild aufs Land wirft. Aber es gibt auch sehr ruhige Tage, wo das Meer einem Spiegel und der Schaum an den Riffen nur einer Silberfranze gleicht.

Kein andres Gestein, kein Felsen erscheint; überall findet man den Korallenbau in seiner Schönheit und seinen geheimnißvollen Wechselformen. Der höchste Punkt erhebt sich kaum dreihundert Fuß über das Meer. Der Boden, obgleich nur leicht und nicht tiefgründig, ist doch gut; besonders am Südende der Insel, in der Nähe eines erloschnen Vulkanes, findet man reich tragende Pflanzungen, welche in besserer

Kultur zehnfach so viel Menschen ernähren könnten, als jetzt auf der Insel leben.

Der Mangel an Bergen, welche die Wolken anziehen und verdichten, ist Schuld an großer und oft langer Dürre. Die heftigsten Regen, wie sie zu Zeiten fallen, scheinen wie durch Zauber in dem leichten Boden und den porösen Korallengebilden zu verschwinden. Aber die feuchte Luft und der sehr starke Thau machen die Insel dennoch grün; köstliche Fruchtbäume ziehen aus dem harten Boden wunderbar reiche Nahrung. Die Eingeborenen leiden häufig an einer Art von Elephantiasis, vielleicht eine Folge des sehr schlechten Trinkwassers und des heißen, feuchten Klimas ihrer Insel.

Aniwa hat keinen Hafen, keinen sichern Ankerplatz für Schiffe; bei gewissen Winden legt sich hie und da ein Fahrzeug am äußern Rande der Korallenriffe vor Anker; aber es ist ein gefährliches Beginnen. Eine einzige kleine Unterbrechung des Riffgürtels, eigentlich nur ein Spalt, erlaubt einem Boot die Landung.

Ich war zweimal ganz vorübergehend auf der Insel gewesen; außerdem hatte ich in Tanna einzelne der Bewohner gesehen, wenn sie gekommen waren, um dort Nahrungsmittel zu holen. Sie hatten damals wiederholt gebeten, ich möge mich bei ihnen niederlassen; sie hätten keinen, der sich um sie bekümmere, während für Tanna ihrer Meinung nach einer von uns beiden genug sei. Das war Alles, was ich von meinem neuen Bestimmungsorte wußte oder kannte. Alles mußte von Anfang an neu gelernt werden, wie vordem in Tanna.

Bei der Landung wurden wir freundlich empfangen. Die Insulaner führten uns in eine Hütte, welche sie mit Hülfe der Lehrer aus Aneityum für uns errichtet hatten. Es war so zu sagen ein Rahmen von Holz, dessen Dach und Wände aus Zuckerrohr bestanden, welches dicht geflochten war. Thüren und Fenster gab es nicht; die Zwecke beider wurden durch Oeffnungen erreicht, welche im Flechtwerk gelassen worden waren. Wirklich schön sah der Fußboden aus, der dick mit

fein zerschlagenen schneeweißen Korallen belegt war. Das Ganze bestand aus nur einem einzigen Raum, welcher natürlich zuerst auch als Kirche, als Schule und als öffentlicher Versammlungsort dienen mußte. Wir theilten eine Ecke durch einen Vorhang ab, hinter welchem wir die Betten und das Werthvollste, was wir besaßen, verbargen. Von den Insulanern fanden sich stets eine Menge ein, um zuzusehen, wenn wir aßen. Eine Kiste diente zum Sitzen, die zweite als Tisch; gekocht wurde unter einem großen Baum, wobei es auch stets Zuschauer gab. Alles ging soweit sehr gut; aber das Haus lag im Schatten eines Korallenfelsens und ich wußte durch traurige Erfahrungen im voraus, daß es zu gewissen Jahreszeiten eine wahre Brutstätte von Fieber und Malaria sein würde. Natürlich aber waren wir froh und dankbar, überhaupt unter einem schützenden Dache zu wohnen, bis wir uns ein Haus in gesunderer Lage würden errichten können. Die Aniwaner waren weniger diebisch, als die Tannesen; aber sie hatten eine besondere Art und Weise, das oder jenes einfach zu fordern, was sie zu besitzen wünschten; der geschwungene Tomahawk war oft die begleitende Geberde einer solchen Forderung. Was wir nothwendig selbst gebrauchten und deshalb nicht hergeben konnten, mußte ihnen eben nicht vor die Augen gebracht werden, um sie nicht etwa durch die Gelegenheit zu Dieben zu machen. — Uebrigens hatten die Gerüchte des Strafgerichts, welches Sir W. Wiseman auf andern Inseln gehalten hatte, jedenfalls auch auf unsere jetzige Umgebung Einfluß geübt, denn die Leute warnten sich einander, nicht zu morden und nicht zu stehlen, damit das nächste Mal nicht Aniwa „in die Luft gesprengt würde“.

Die traurigen Erfahrungen in Tanna ließen mich den höchsten Punkt der Insel zum Bau des Missionshauses wählen, wo die Luft rein ist und wo die Passatwinde freien Zutritt haben. Aber irgend ein Aberglaube verhinderte die Leute, uns jenen Platz zu verkaufen. Ich mußte einen gleichfalls hochgelegenen Ort etwas näher dem Strande nehmen, der

sich später auch in jeder Art als passend bewährte. Als wir begannen, den Grund auszuheben, kamen wir auf die Ueberreste ihrer scheußlichen kannibalischen Mahlzeiten. Man beobachtete uns aus der Ferne und glaubte, ihre Götter würden uns tödten, wenn wir die Stätte beträten oder gar bearbeiteten. Als uns nichts Uebles geschah, kamen sie herbei und sagten, unser Gott müsse stärker sein, als die ihren.

Ich hatte zwei Körbe voll Knochen sammeln lassen, als wir die Keller gruben; da wir sie an anderer Stelle der Erde wieder übergaben, kamen mehrere herbei. Ich frug: „Wie kommen diese Knochen hierher?" worauf ich die charakteristische Antwort erhielt: „Missi, wir sind ja keine Tannesen! Wir essen die Knochen nicht mit!"

Während ich unser Haus mit errichtete, pflegte meine Frau mit dem Kinde, wenigstens des Morgens, in der Hütte zu bleiben. Eines Tages war sie mit Arbeit beschäftigt, als sie in dem abgetrennten Theil des Zimmers Tritte hörte. Alsbald öffnete sich der Vorhang und mit den in gebrochnem Englisch gesprochenen Worten: „ich nicht stehlen! nicht stehlen!" trat ein Neger heraus, der mitunter an furchtbaren Wuthausbrüchen litt und der Schrecken Aller war. Einen Augenblick Mutter und Kind betrachtend stürzte er zur Thür hinaus. Er hatte erst kürzlich in solcher Wuth einen Mann seines Stammes erschlagen. Der Herr hatte die Gefahr gnädig abgewendet.

Obgleich ich immer nach Tanna zurückzukehren hoffte, wollte ich doch den Bau nicht nur für den Augenblick passend einrichten, sondern ihn so gut als möglich herstellen, damit auch mein Nachfolger angenehm darin wohnen könne. Zwei Zimmer, jedes von sechszehn Fuß im Quadrat, waren durch einen Gang von fünf Fuß Breite getrennt. Auf zwei Seiten des Hauses trat eine Veranda um fünf Fuß über die Mauer von Korallen hinaus, auf welche sich die Fenster als Thüren öffneten. Vorrathskammer, Badezimmer und Werkstätte befanden sich unter der Veranda. Unter dem Ganzen führte

ich Luftzüge hin, und hoffte somit die Trockenhaltung des Gebäudes zu sichern. So ward es, wenn auch kein schönes, doch ein gesundes Haus.

Später sind noch vier Zimmer hinzu gekommen; die lange gedeckte Veranda erhielt die Räume kühl und schattig. Bei diesen ergänzenden Bauten wurden auch die Keller bedeutend vergrößert und bis auf 8 Fuß vertieft. Sie sind nicht nur für uns, sondern für viele Flüchtende ein Rettungsort gewesen, wenn die furchtbaren Orkane der Tropen Bäume umherschleuderten wie Federn, Häuser umrissen und überallhin Zerstörung und Verwüstung brachten.

Fast so nöthig wie die eigene Behausung ist für den Missionar ein Aufenthaltsort für die Waisen. Zwei Häuschen, eines für Mädchen, eines für Knaben, wurden gleich mit in Angriff genommen und standen mit meiner Wohnung in einer Linie. So hatten wir die Kinder stets unter Augen, gewannen bald Einfluß auf sie und mit Dank für Gottes Hülfe und Segen sage ich es hier, daß viele unsrer besten Lehrer, unsrer kräftigsten Stützen und Helfer von hier ausgegangen sind.

Eine fatale Unterbrechung erlitt der Bau dadurch, daß ich mich, wie schon früher einmal in Tanna, beim Behauen der Balken mit der Axt verletzte. An einem harten Ast abgleitend schnitt sie ziemlich tief in der Gegend des Fußgelenkes ein. Ich mußte mich selbst behandeln; es heilte auch in gehöriger Zeit, doch war ich natürlich am Arbeiten sowohl als an der Leitung der Aneityumesen, welche mir halfen, verhindert. Es blieb mir nichts übrig, als sie zu bezahlen und mit unserem Schiff, das eben kam, heimzuschicken; denn es würden unsre Vorräthe, die erst nach Monaten ergänzt werden konnten, nicht gereicht haben, wenn ich die Leute behalten hätte, ohne Leistung von ihnen zu empfangen. Von den Bewohnern Aniwas konnte ich, selbst für die beste Bezahlung, keine Hülfe haben. Sie hatten sehr wenig Bedürfnisse, lebten von ihrem Feldbau und erklärten: „es schickt sich nicht für die Männer von Aniwa, etwas anderes zu thun, als zuzusehen, wie unsere Frauen arbeiten.“

So schwierig der Verkehr mit den Leuten anfangs war, so zeigte er uns doch bald, daß wir auch hier dem finstersten Heidenthum gegenüber standen. Hatten z. B. meine Arzneien geholfen, so stand es im Sinne der Leute fest, daß wir auch „Krankheiten machen“ könnten, denn ihre „geweihten“ Männer besaßen ja beide Künste. Gewöhnlich suchten sie meine Hülfe erst spät und nachdem sie mit allen möglichen abergläubischen Gebräuchen und Zaubereien viel Zeit verloren hatten. Oft mußte ich selbst erst von der Medicin einnehmen, ehe ich die Kranken dazu bewegen konnte und wenn auf die erste Gabe die Hülfe noch nicht sichtbar ward, so war es fast unmöglich, sie zu bewegen, nochmals eine Dosis zu verschlucken. Trotzdem läuteten wir täglich nach Tisch unsere Glocke, zum Zeichen, daß wir beide bereit seien, Rath zu ertheilen und Hülfe zu spenden. Arme und Schwache bedurften oft nur einer guten Tasse Thee und eines Stück Brodes, das sie erhielten. Nach und nach wuchs das Vertrauen, so daß die Arzneikosten nicht wenig von unsern nicht großen Mitteln beanspruchten.

Was sie in Tanna „Nahak“ genannt hatten, hieß hier in Aniwa „Tafigeitu“; es genügte wie dort dem „geweihten Mann“ irgend eine Kleinigkeit, welche mit Jemand in Berührung gekommen war, um diesen durch Zaubereien erkranken zu machen. Daher die fortwährende Angst der armen Heiden, daher die Versammlungen und Reden, wenn einer erkrankt war. Bei diesen ward Rath gepflogen über denjenigen, welcher die „Krankheit gemacht“ haben konnte. Einigte man sich über diese Persönlichkeit, so wurden derselben Matten, Körbe und Speisen zum Geschenk gebracht. Trat Besserung ein, so hatte dies Mittel geholfen; starb der Kranke, so ging es an die Rache, nicht nur dem einzelnen Verdächtigten gegenüber, sondern an seiner Familie, an seinem Dorfe, ja sogar an seinem ganzen Stamm. Auf diese Weise war selten oder nie Friede unter den Leuten und mein Herz brannte vor Sehnsucht nach der Zeit, wo ich in ihrer Sprache zu ihnen würde reden können.

Einige konnten etwas tannesisch; mit diesen vermochte ich mich zu verständigen; im Uebrigen mußte ich es wieder wie früher machen und „Taha tinei?“ = was ist das? und „Taha neigo?“ = wie heißt ihr? unzählige Male fragen. Alle Worte wurden nach ihren Lauten niedergeschrieben; zu Hause schrieb ich sie in alphabetischer Reihe ab und notirte, unter was für Umständen sie vorgekommen waren. Durch häufiges Vergleichen dieser Bemerkungen, und durch tägliches, ja stündliches Nachahmen ihrer Laute und der Worte verstanden wir uns ziemlich, noch ehe das Haus fertig geworden war.

Eines Vorfalls aus dieser Zeit will ich erwähnen, weil Gott sich seiner für höhere Zwecke bediente. Als ich eines Tages am Hause arbeitete, fehlte mir eine Sorte von Nägeln. Ich nahm ein Stückchen gehobeltes Holz, schrieb mit Bleistift einige Worte darauf und bat unsern alten Häuptling, es meiner Frau zu bringen. „Aber was wollt ihr haben, Missi?“, frug der Mann und als ich erwiderte, das Holz werde es sagen, rief er ärgerlich: „wer hat je gehört, daß ein Stück Holz spricht?“ Aber er ging und brachte mit großem Erstaunen die Nägel mit. Ich frug, was meine Frau gethan. Sie habe das Holz angesehen, sei fortgegangen und habe ihm die Nägel gebracht. Ich las ihm nun die Worte, sie ins Tannesische übersetzend, das er etwas verstand, vor und sagte, ebenso könnten wir die Befehle unsres Gottes in „seinem Buche“ lesen. Wenn er erst werde lesen können, so werde er den Willen Gottes gerade so verstehen, wie meine Frau meinen Wunsch verstanden habe. Von dem Augenblick an erwachte in dem Manne eine wahre Sehnsucht, Gottes Wort in seiner Sprache lesen zu können. Er half mir mit großem Eifer, Ausdrücke derselben zu lernen und die Bedeutung genau zu erkennen. Als später meine Uebersetzung einzelner Theile der heiligen Schrift in seine Sprache begann, war seine Freude wahrhaft rührend, seine Hülfe unschätzbar. Das „Wunder eines sprechenden Blattes Papier“ war ihm nicht weniger groß, als das Wunder eines sprechenden Holzstückchens.

Eines Tages kam ein Häuptling aus dem inneren Lande mit seinen drei Söhnen, um unsern Hausbau zu besehen. Einer der jungen Leute erkrankte nach der Heimkehr und natürlich mußte ich die Veranlassung davon sein; wir alle sollten sterben, falls er den Sohn verlöre. Gott segnete meine Behandlung; der Kranke genas. Von dem Tage an ward der Mann nicht nur uns freundlich gesinnt, sondern er schloß sich uns ganz an. Er kam zu den Gottesdiensten, hörte aufmerksam den aneityumesischen Lehrern zu und als ich selbst die ersten Versuche zu lehren machte und vielfach noch das Tannesische gebrauchen mußte, verdolmetschte er, was ich sagte, den übrigen in ihre Sprache.

Großen Kummer verursachte es mir, daß zwei kräftige junge Leute, welche mir in die nun fertigen beiden Zimmer Kisten vom Landungsplatz des Bootes gebracht hatten, Blut spieen und schwer erkrankten. Da dieser Fall wieder vorkommen konnte, versuchte ich einen Karren mit Rädern zu machen, was nach mehrfachen Versuchen gelang; später wurde er durch einen besser gearbeiteten aus Sydney ersetzt und es gelang mir auf vieles Zureden und durch ebensoviele Geschenke, die Leute zur Hülfe zu gewinnen bei Herstellung eines Weges, auf welchem das Wägelchen gut rollen konnte. Eine Chaussee war es freilich nicht, auch keine macadamisirte Straße, aber doch ward der einfache Weg ein sehr nützlicher Theil unsrer Einrichtungen.

Die Lage des Hauses zeigte sich mehr und mehr als eine sehr günstige; das Terrain fiel nach allen Seiten sanft ab; köstliche Bäume gaben beim Aufstieg Schatten und ein Wald von Kokos lief fast drei englische Meilen am Strande hin. Schattige Kastanien und breitästige Brodfruchtbäume waren in unsrer Nähe; doch nicht so nahe, um das Haus feucht und ungesund zu machen. Als nach mehreren Jahren Alles vollendet war, lebten wir wirklich inmitten eines schönen Dorfes: die Kirche, die Schule, die Waisenhäuser, die Schmiede, die Werkstatt des Tischlers, die Druckerei, das Küchenhaus u. s. w.

umgab uns; Alles einfach, aber praktisch und zeugte von der höheren Civilisation, welche das Evangelium mit sich bringt. Der Pfad, der zu jeder Hausthür führte, war mit den glänzend weißen Korallen bestreut; die Umzäunung sah rein und gut durch hübschen Anstrich aus. Ordnung und Geschmack bekundeten sich als die Gesetze im Leben der Weißen und verschiedene der Insulaner versuchten dies oder jenes nachzuahmen.

Wie gesagt, arbeiten wollten die Leute nicht; nur wenn einer Fischhaken oder rothen Baumwollstoff haben wollte, that er dafür die eine oder andere Hülfeleistung. Die Aenderung, welche in dieser Hinsicht in den Leuten vorging, sobald nur einige Strahlen des Evangeliums ihre Herzen berührt hatten, ist geradezu eine wunderbare zu nennen! Sie bauten dann ihre Kirche und ihre Schule mit eigenen, oft recht ungeschickten Händen, aber freudig und willig, ohne Geld oder Anderes dafür zu begehren und noch heute halten sie Alles in bestem Stande.

Wir mußten uns später für die größeren Bauten auch eine Kalkbrennerei schaffen; es war dies eine der schwierigsten Aufgaben von allen. Die Art von Korallen, welche dazu zu gebrauchen waren, konnten nur an einem ziemlich entfernten Ort gebrochen werden. Ich verankerte mein Boot in der Nähe; die Insulaner standen im Meer und luden die abgeschlagenen Stücke in den Kahn. Wenn wir ihn zwanzig bis dreißig Mal gefüllt und auf das Land gebracht hatten, ward die Masse auf den Hügel gefahren und getragen. Eine tiefe Grube, die wir mit Holz füllten, nahm dann die Korallen auf, die nach einem Brande von acht bis zehn Tagen einen vorzüglichen Kalk gaben; der mit ihm gefertigte Anwurf glänzte wie Marmor.

Bei einer dieser Fahrten ward unser Boot auf ein Riff geworfen. Schwer beladen wie es war, saß es wie angeschmiedet fest. Schneller als ich zu einem Entschluß kommen konnte, was zu thun sei, waren die Leute sämmtlich im Wasser, hoben und schoben das Boot, selbst schwimmend, dem Lande zu.

Es war ein wunderbarer Anblick und wirklich eine rettende That. Vier Tage schwerer Arbeit folgten, bis das Boot wieder brauchbar war.

Wenn ich auf alle diese Mühen zurückblicke, so bin ich froh, daß solche Anstrengungen den jetzt kommenden Missionaren erspart sind. Häuser, die nur zusammengefügt zu werden brauchen, kommen fertig aus Australien. Statt unsrer mühsam aus Zuckerrohr gefertigten Dächer werden solche von Zinkplatten hergestellt. Die Synode bestimmt eine Zahl von Handwerkern, welche den jungen Missionar begleiten und ihn nicht eher verlassen, bis Alles vollendet ist. Kostbare Kraft wird dadurch für höhere Arbeit gespart; Eigenthum, Gesundheit, ja oft das Leben wird durch diese Einrichtung erhalten.

Ich will dieses Kapitel mit einer Mittheilung schließen, welche, obgleich deren Inhalt mir erst nach Jahren zu Ohren kam, sich doch auf diese ersten Monate in Aniwa bezieht. Wir wußten damals nicht, warum man uns den einen Platz zum Bauen ebenso entschieden verweigerte, wie man uns den andern so zu sagen aufdrängte. Als später der alte Häuptling Namakei Christ geworden war, hörte ich ihn an seine Leute folgende Rede halten: „Als Missi kam, sahen wir seine Kisten. Wir dachten, er hätte Decken und Zeug, Aexte, Messer und Fischhaken darin. Wir sagten: Wir wollen ihn nicht wegschicken, sonst bekommen wir die Sachen nicht. Laßt ihn landen. Aber er soll auf dem „geweihten Feld“ wohnen. Unsere Götter werden ihn tödten und wir Männer von Aniwa wollen seine Sachen unter uns theilen. Und Missi baute sein Haus auf unsern heiligsten Fleck. Er und seine Leute wohnten dort und die Götter thaten ihm nichts. Er pflanzte dort Bananen und wir sagten: Wenn sie von den Früchten essen, werden sie sterben; denn unsre Väter haben uns gesagt, nur unsere „weisen Männer“ sterben nicht von dem, was auf geweihtem Boden wächst. Die Bananen reiften. Sie aßen sie. Wir sahen Keinen sterben. Da sagten wir: Es ist nicht wahr, was unsre Väter gesagt haben. Unsre Götter können sie nicht

tödten. Ihr Gott ist stärker, als die Götter von Aniwa."

Als Namakei schwieg, nahm ich das Wort und sagte, mein Gott habe, obgleich sie es nicht wüßten, ihnen Alles, was sie hätten, gegeben; jetzt hätte er mich zu ihnen gesandt, damit ich sie lehre, wie sie ihm dienen und ihn lieben sollten. In Schweigen und Staunen hörten sie mich an, als ich versuchte, ihnen vom Sohne Gottes zu erzählen, der für sie gelebt habe, für sie gestorben und zum Vater zurückgekehrt sei, daß er sie retten und sie lehren lassen wolle, wie sie einst zu ihm kommen und ewig mit und bei ihm leben könnten.

Und nun begann der alte Häuptling zu beten — ein fremdes, dunkles, tastendes Beten war es; jeder Satz, jeder Gedanke hatte noch heidnische Anklänge. Aber doch war es ein herzbewegendes Gebet, dieser Schrei des einstigen Kannibalen, welcher die ersten Regungen des Geistes Christi empfand und der ihn in die Worte: „Vater, Vater, unser Vater!" ausbrechen ließ!

Als diese armen Geschöpfe angefangen hatten, sich zu bekleiden, war es ein äußerliches Zeichen einer Veränderung, die noch fern von Civilisation war. Und als sie begannen, zu einem Wesen aufzublicken und zu beten, das sie „Vater, unser Vater!" nennen durften, da — mochten sie auch noch fern davon sein, Christen genannt zu werden — weinte ich Freudenthränen über diese armen Brüder. Und ich weiß, auch im Himmel hat das göttliche Herz Jesu Freude empfunden!

Sechstes Kapitel.

Im Kampfe mit dem Heidenthum.

Bei unsrer Landung im November 1866 fanden wir einen Theil der Eingeborenen sehr scheu und mißtrauisch, während andere kühn und gebieterisch auftraten. Sie waren unvernünftig wie Kinder und oft beleidigt. Ich erinnere mich des Besuches eines Häuptlings, welcher Arzenei begehrte; ich war eben in voller Arbeit und sagte, ich wolle in wenigen Minuten seinen Zustand untersuchen. Darauf drehte er sich wüthend um und schritt gravitätisch hinaus mit den Worten: „Er muß mich gleich erhören, warten werde ich auf Den nicht!“ Das sind die Ansprüche nackter Wilden.

Kurze Zeit vor unserer Ankunft war ein Lehrer aus Aneityum auf Aniwa getödtet worden. Veranlassung und Umstände sind bezeichnend für Gesinnungen und Handlungen der Leute, unter denen wir nun lebten. Vor langen Jahren war ein Trupp Aniwaner in Aneityum, das damals noch völlig heidnisch war, ermordet worden. Ein einziger entfloh, verbarg sich in den Wäldern und benutzte in dem Boot, welches ihn und seine Gefährten gebracht hatte, eine günstige Windrichtung zur Heimkehr. Seine Berichte feuerten in jedem Aniwaner das Gefühl der Rache an; da aber die 45 Meilen Seefahrt eine Unmöglichkeit boten, viele zugleich in den Kampf zu führen, so ward derselbe verschoben. Sie machten einen tiefen Einschnitt in die Erde und erneuerten denselben alle

Jahre, als Zeichen, daß sie bei der ersten Gelegenheit Rache nehmen wollten.

Jahrzehnte später hatten die Aneityumesen das Christenthum angenommen. Sie waren so eifrig, daß sie von Herzen wünschten, das Evangelium auf den Nachbarinseln zu verbreiten. Unter Gebeten erwählten die jungen Christen nach dem Vorbilde der Kirche zu Antiochia zwei ihrer Lehrer und gaben ihnen den Auftrag, Aniwa zu evangelisiren. Navalak und Nemeyan fuhren hinüber, während andere in Fotuna und Erromanga Versuche machten. Schutz und Gastfreundschaft waren in Aniwa versprochen worden. Als nun an den Tag kam, daß die Lehrer aus jenem Theil Aneityums stammten, wo vor langen Jahren die Aniwaner ermordet worden waren, legten sie zwar nicht selbst Hand an die Lehrer, ließen sie aber von zwei Tannesen auf dem Rückwege von einem Dorfe, wo sie gelehrt hatten, ermorden.

Nemeyan war todt und ward an jenem Tage den Märtyrern beigesellt. Navalak lebte noch, als der Häuptling Namakei ihn auffand; er trug ihn in sein Dorf und pflegte ihn, so gut er konnte. Er bewog seine Leute und die übrigen Stämme, die Sühne als geschehen zu betrachten und sendete Navalak geheilt heim zu den Seinen, wo er noch lebt und nicht nur als Häuptling in Ehren steht, sondern als einer, der sein Blut im Namen des Heilandes vergoß. Oft ist er seitdem in Aniwa gewesen, um unter denselben Leuten Gott zu preisen, welche nach seinem Blute gedürstet hatten.

Längere Zeit war Aniwa dann ohne Lehrer geblieben, da man auch diejenigen hatte zurücknehmen müssen, welche die Londoner Mission einsetzte; sie hatten zu furchtbar unter Fiebern und Nahrungsmangel gelitten. Da sandte Namakei seinen „Sprecher" Taia nach Aneityum mit der Botschaft, der Spalt in der Erde sei zugeworfen, ein Kokosbaum sei darauf gepflanzt; es werde keinem, der nun von ihnen nach Aniwa käme, ein Leid geschehen. Man möge wieder Lehrer senden; nach deren Lehre sehne man sich zwar nicht, aber man wolle

Freundschaft mit Aneityum, um von dort Matten, Körbe, Decken und eiserne Werkzeuge einzutauschen. Zwei Lehrer erboten sich, eine Niederlassung in Aniwa zu versuchen.

Diese beiden, Kangaru und Nelmai, fanden wir bei unsrer Ankunft vor. Sie und ihre Frauen waren fast wie Sklaven in den Händen ihrer Herren, in deren Dienst sie den ganzen Tag hart arbeiten mußten. Sie hielten Sonntags Gottesdienst in ihrer Sprache, die nur Einzelne verstanden; die Leute wohnten demselben rauchend und plaudernd bei und hielten später ein Fest ab, für welches die Lehrer und ihre Frauen schon Freitag und Sonnabend kochen mußten.

Natürlich machte ich gleich diesen Sonntagsgelagen ein Ende, was den Leuten unlieb war und sie böse machte. Sie verlangten nun Speise und Trank für ihr Kommen überhaupt, was ich natürlich streng ablehnte. Selbstverständlich gab ich den Leuten zu andrer Zeit, was sie etwa bedurften, besonders den Kindern, damit sie sähen, daß wir ihnen wohl wollten. So unvollkommen das Wirken der Lehrer gewesen war, so möchte ich dem Beispiel, welches sie durch treue Arbeit, durch Friedfertigkeit und ihr ganzes geordnetes Leben gaben, doch eine wohlthätige Wirkung zuschreiben, wenn sie auch erst in späterer Zeit zu Tage trat.

Sobald ich ein wenig mit den Leuten sprechen konnte, begann ich, sie aufzusuchen. Gewöhnlich von meiner Frau und den Lehrern begleitet, erzählte ich ihnen von Jesus und suchte sie für unsre Gottesdienste zu gewinnen, die wir einstweilen im Schatten eines schönen alten Baumes hielten. Nasi und einige andere pflegten aus einiger Entfernung den Vorgängen zu folgen; sie kamen nie ohne die geladenen Gewehre, doch ließen wir sie nicht merken, daß wir uns Uebles von ihnen versahen.

Zitterten unsre Herzen auch mitunter in wirklicher Gefahr, die von diesen Leuten drohte, so wußten wir uns doch sicher im mächtigen Schutze des Herrn. Oft bin ich einem der Wilden in den Arm gefallen, wenn er seine Keule drohend

aufhob, oder wenn er seine Flinte auf uns anlegte. Mit Gebet im Herzen klammerte ich mich so lange und so fest an den Wilden, daß er weder schlagen noch schießen konnte, bis seine Wuth nachließ und wir gesichert waren. Wie manchem habe ich den auf uns gerichteten Lauf rasch in die Höhe geschoben, so daß der Schuß sein Ziel verfehlte! In einzelnen Fällen ließ sich nichts derartiges thun; dann galt es, ernst und still um Schutz zu beten und sich bereit halten, vor dem Herrn zu erscheinen! Er hat hundert Mal an uns sein Versprechen gehalten: „ich will dich nicht verlassen noch versäumen."

Die ersten, welche sich zu uns wandten und durch tägliches aufmerksames Hören in der Erkenntniß wuchsen, waren unser Häuptling Namakei und der eines Nachbarstammes, Namens Naswai; Katua, des letzteren Frau, war nicht weniger eifrig. Diese drei wurden durch den Einfluß des Evangeliums aus wilden Kannibalen edle liebevolle Menschen, mit denen uns nach und nach wirkliche Freundschaft verband.

Eines Tages brachte Namakei seine kleine Tochter, sein einziges Kind, Litsi Soré, was soviel heißt wie Litsi die Große und sagte: „Ich möchte Litsi bei euch lassen, Missi! Erzieht sie für Jesus." Es war ein kluges Kind, das ebenso leicht lernte, wie ein weißes Kind ihres Alters; sie wurde meiner Frau bald eine wirkliche Hülfe. Der Bruder Namakeis, der mich hatte erschießen wollen, brachte nach einiger Zeit auch seine Tochter Litsi Sisi, d. i. die Kleine, zu uns. Beider Mütter waren gestorben. Durch die Kinder, welche den Vätern Alles mittheilten, was sie thaten und lernten, wuchs deren Interesse an uns um so mehr. Bald hatten wir alle Waisen in der Station; die Schule füllte sich. Die Knaben halfen mir bei der Arbeit, während meine gute Frau sich der Mädchen mütterlich annahm. Diese Kinder hingen mit voller Liebe an uns und haben uns in jener ersten Zeit vor Gefahren und Anschlägen, von denen sie gehört hatten, oft heimlich gewarnt und uns gerettet. Sie wußten, wir würden sie nicht ver-

rathen und betrachteten es als ihre Pflicht, unser Leben zu schützen.

Nach und nach brachten Einzelne ihre Steine und Götzenbilder und sagten, sie wollten nicht mehr zu ihnen, sondern zu meinem Gott beten; ich möchte diese Sachen kaufen. Als ich dies ablehnte und erklärte, sie müßten sie aus Liebe zu Jesus von sich wegthun, gingen die meisten grollend fort und wollten nichts mit dem „neuen Gott“ zu thun haben. Hierdurch kam es zu wiederholten Anschlägen auf uns. Eines Nachts weckte der alte Häuptling mich und rieth mir, überall die Räume zu erleuchten und viel und laut mit ihm zu sprechen, damit die lauernden Wilden uns für zahlreicher halten möchten, als wir es waren. Ich hörte, daß Namakei mit seinen Leuten nicht nur diese Nacht, sondern schon viele, Wache vor der Station gehalten habe; sie hatten alle Arten von Gefäßen mit Wasser gefüllt, da sie erwarteten, man wolle unsere Häuser anzünden. Als ich mich den guten Leuten anschloß und die Wache theilen wollte, hielten sie eine Berathung und sagten: „Wenn unser Missi hier im Dunkeln erschossen würde, wen sollten wir dann noch bewachen? Wir müssen Missi zwingen, so lange es Nacht ist, im Hause zu bleiben!“ Ich gab ihrem Wunsche in so weit nach, als ich nicht die ganze Wache theilte, sondern nur jeden wechselnden Trupp Leute, der die Posten einnahm, begrüßte und ihnen für ihre Freundlichkeit herzlich dankte.

In jenen ersten Zeiten in Aniwa kam eines Morgens ein Neger, Tupa war sein Name, in großer Erregung zu mir mit den Worten: „Missi, ich habe den „Tebil“ getödtet! Teapolo ist todt. Vorige Nacht wollte er mich fangen. Ich rief viele Leute und wir jagten ihn. Um Tagesanbruch schlug ich ihn todt! Nun werden wir keine bösen Menschen und kein Leid mehr haben. Teapolo ist todt!“ „Welcher Unsinn!“ sagte ich. „Was ihr Teapola nennt, ist ein Geist; man kann ihn nicht sehen.“ In seiner wilden Erregung blieb er bei seiner Behauptung. Ich begleitete den Mann zu einem großen „geweihten“ Korallenfelsen, nicht weit von der zu Anfang von

uns bewohnten Hütte; dort zeigte er mir den todten Körper einer riesigen schönen Seeschlange, und jubelte: „Da liegt er! Wirklich ich tödtete ihn!“ „Das ist nicht der Teufel,“ sagte ich; „es ist nur eine todte Schlange.“ Eifrig und rasch antwortete der Mann: „Das ist ganz dasselbe! Es ist Teapolo! Er macht uns böse und schlecht und ist Schuld an allem unsern Uebel!“

Diese Aeußerung hat mich damals zu Untersuchungen veranlaßt, welche ich überall fortgesetzt habe, wo ich hinkam und wo ich hoffen konnte, Näheres über diesen Gegenstand zu erfahren. Ich habe immer dasselbe gehört und gefunden, daß sie die Sorgen und Leiden des Menschen mit der Schlange in Verbindung bringen. Sie bezeugten der Schlange als einem „Geist des Bösen“ Verehrung, den sie Matshiktshiki nannten; sie lebten in knechtischer Furcht vor seinem Einfluß und ihre Anstrengungen waren auf die Versöhnung seiner Wuth gegen die Menschen gerichtet.

Die Geschichte der Entstehung ihrer Insel sowohl, als der nahe liegenden andern, erzählen sie so: Matshiktshiki fischte sie aus dem Meeresgrunde herauf; den tiefen Eindruck seiner Füße zeigen sie auf mehreren dieser Eilande; da stand er, als er die gegenüberliegende Insel emporzog. Dann warf er seine starke Angelschnur um Fotuna, zog dies gegen Aniwa und wollte aus beiden Inseln eine machen. Aber die Angel brach und Matshiktshiki stürzte ins Meer. Deshalb sind beide Inseln getrennt geblieben. Er setzte Männer und Frauen nach Aniwa. Am südlichen Ende der Insel war eine Quelle; auch ein Fluß mit süßem Wasser befand sich dort, mit fruchtbarem Lande umgeben. Aber die Menschen wollten Matshiktshikis Befehle nicht erfüllen; im Zorn darüber riß er diesen schönsten Theil Aniwas ab und brachte ihn nach Aneityum. Bis zu diesem Tage nennen die Bewohner beider Inseln jene Stelle — es ist die, wo Dr. Inglis seine wunderschöne Station gebaut hat — „das Wasser von Aniwa.“ Es war der Ehrgeiz und die Sehnsucht jedes Aniwaners, Aneityum zu besuchen und aus

der Quelle und dem Flusse zu trinken. Dabei sagten sie sich mit Seufzen: „ach, daß wir das Wasser von Aniwa verloren haben!“

Ihre Darstellung der großen Fluth ist ebenso grotesk. Vor langer langer Zeit, als der Vulkan, der jetzt auf Tanna ist, noch auf Aniwa stand, regnete es viele viele Tage; die See stieg und bedeckte Alles. Nur diejenigen, welche auf den Gipfel des Vulkans geflüchtet waren, wurden gerettet; alle übrigen ertranken. Die See hatte den kleineren Vulkan am Südende der Insel schon ausgelöscht und weil Matshiktshiki fürchtete, sein „großes Feuer“ könne auch zu brennen aufhören, riß er ihn von Aniwa los und ließ ihn von den Fluthen nach dem gebirgigeren Tanna tragen, wo er ihn auf die höchste Bergspitze stellte, damit er vom Wasser verschont bleibe. Dort steht er noch, denn als die See gefallen war, konnte er ihn nicht zurückschaffen! „So ist Aniwa eine sehr kleine Insel geworden; sie hat kein süßes Wasser mehr und keinen Vulkan; es hat sie wegen der Bosheit unsrer Voreltern verloren!“

Selbst wo es keine Schlangen gibt, kennen sie diesen Aberglauben und knüpfen ihn an eine große, schwarze und giftige Eidechse, die Kekrau. Sie ist für sie Teapolo und Frauen und Kinder schreien laut auf bei ihrem Anblick. Auf mehreren unsrer Inseln schneiden sich die Eingeborenen die Umrisse dieser Eidechse tief in den Arm ein; bei einigen findet man dort eine Schlange, manchmal auch einen Vogel eingegraben. Wenn die Schnittlinie zu heilen beginnt, reißen die Leute sie wieder auf und pressen die Haut zurück, so daß das Fleisch heraustritt, so oft, bis die Form des Thieres vollständig ist und hoch über den Arm hervorragt — ein geradezu Abscheu erregender Anblick. Wenn sie Christen werden und sich bekleiden, sind sie sehr sorgfältig in der Bedeckung dieser nicht mehr zu vertilgenden Ueberreste ihres dunkeln Heidenthums.

Ein gräßlicher Fleck in der Geschichte dieser Armen ist der Gebrauch, die Kinder zu morden. Drei Fälle kamen noch nach meiner Ankunft vor, die ich öffentlich verhandelte, wobei

ich nicht nur auf das natürliche Gefühl zu wirken suchte, sondern auch das selbstische Interesse des Häuptlings an dem Wachsen seines Stammes betonte, hoffend, dadurch das Leben der Kinder zu schützen. Ich bin glücklich sagen zu können, daß diese drei mörderischen Eltern mit Gottes Hülfe gute Christen wurden, fremde Kinder zu sich nahmen und an ihnen bis zum Tode Treue und Liebe geübt haben.

Sich der Frau durch Mord zu entledigen, war, bis wir die Insel betraten, nichts Böses und kaum etwas Außergewöhnliches. Bald nach meiner Ankunft erschoß ein junger Mann seine Frau, weil er ihrer überdrüssig war und sie ihn nicht verlassen wollte. Sie lebte noch zehn Tage, während deren er sie treu pflegte; aber er behauptete, in vollem Recht zu sein; seine Frau sei sein Eigenthum, mit dem er thun könne, was er wolle. Niemand bestrafte ihn, Niemand bezeigte ihm weniger Achtung als vorher! Seine zweite Frau fing an, sich zu uns zu halten, später schloß der Mann sich ihr an und ihre zahlreichen Kinder sind brave Menschen geworden. Der Mörder hat sich bekehrt, seine Reue wird auch ihm das Paradies öffnen, wie jenem am Kreuz.

Ein Mörder, welcher es verstanden hatte, diejenigen einzuschüchtern und in Furcht zu erhalten, welchen die Rache an ihm zukam, war sogar ein hochgeehrter Mann unter den Seinen gewesen, der oft nur aus diesem Grunde Häuptling ward. Einst sagte mir ein junger Mensch, als von einem solchen tyrannisch herrschenden gesprochen ward: „Missi, ich wünschte, ich hätte vor langer Zeit gelebt; damals hätte ich ein großer Mann werden können, wenn ich meinen Feind getödtet hätte. Als Christ habe ich keine Aussichten! Wo sind eure Krieger? Sollen wir immer gewöhnliche Menschen bleiben?“ Ich erzählte ihm von der Größe im Dienste Jesu, von der Ehre, für sein Reich wirken zu dürfen. Es ist ein treuer Lehrer aus diesem Menschen geworden. Der Herr bediente sich seiner zuerst in seinem Heimathsdorf, dann auf einer noch ganz heidnischen Insel.

Der letzte heidnische Tanz auf Aniwa wurde sonderbarerweise zu Ehren der Mission gehalten! Als ich hinkam, um zu erfahren, was der Lärm bedeute, sagte man mir: „Missi, wir freuen uns, daß ihr hier seid, deshalb singen und tanzen wir unsern Göttern.“ Als ich erwiderte, mein Gott werde zürnen, daß sie ihn mit ihren Göttern vereinten, ward der Gefragte traurig und meinte: „Ist es so nicht gut? Helfen wir euch nicht, wenn wir tanzen?“ „Nein,“ sagte ich, „es ist nicht gut. Ich kam, um euch von den Wegen der Heiden auf die Pfade Gottes zu führen, damit ihr Gott gefallen könnt.“ Er sprach darauf mit seiner Frau und seinen Freunden und sie gingen nach Hause. Die Uebrigen tanzten und lärmten noch Stunden und ärgerten sich, daß ich sie nicht für das Fest bezahlen wollte. Alle, die sich nach und nach zum Herrn bekannten, haben freiwillig sich von diesen Scenen zurückgezogen und ein heidnischer Tanz hat nie mehr stattgefunden.

Manchmal kam ich durch die Leute und ihre Art die Dinge anzusehen in gar wundersame Lagen. Eine der seltsamsten war durch eine Entführung veranlaßt. Nelwang, der gefürchtete Wilde, welcher einst meine Frau so sehr in Schreck versetzt hatte, umkreiste mich einst bei der Arbeit durch längere Zeit, stets seinen Tomahawk handhabend, gleichsam um meine Aufmerksamkeit auf denselben zu lenken. Auf meine Fragen, ob er etwas wolle, sagte er endlich: „Ja, Missi! Wenn ihr mir jetzt helft, so bin ich euer Freund für immer!“ „Ich bin euer Freund“, sagte ich, „sonst wäre ich nicht hierher gekommen.“ „Ja,“ sagte Nelwang sehr ernst, „das weiß ich, aber ihr müßt mir helfen!“ Auf die Frage, in was die Hülfe bestehe, sagte er rasch: „ich will heirathen und dazu brauche ich euren Beistand, Missi.“ „Nelwang, ihr wißt, daß alle Verlöbnisse hier in der Kindheit durch Kauf abgeschlossen werden,“ sagte ich. „Wie könnte ich ein solches Verhältniß lösen? Es könnte die Vernichtung der Station und unser Tod die Folge sein.“ „Nein, nein! Niemand soll von eurer Hülfe wissen. Sagt mir nur, was ihr in meiner Stelle thun würdet.“

„Nun, das ist doch gewiß einfach; sucht eine Frau, wie sie euch gefällt, erklärt ihr eure Absicht und heirathet sie, wenn sie euch mag.“ „Ja, das ist es ja eben, was nicht geht.“ „Kennt ihr denn Eine, die euch gefällt?“ Sehr offen antwortete Nelwang: „ich möchte Yakin, die Wittwe eines Häuptlings heirathen; ein Verlöbniß aus der Kinderzeit würde da nicht gebrochen. Ich weiß auch, daß sie mich gern hat. Ich bat sie, meine Frau zu werden und sie gab mir darauf ihre Ohrringe; das ist mir genug.“ „Warum in aller Welt heirathet ihr sie denn nicht?“ „Ja, das geht nicht nur so,“ sagte Nelwang. „In ihrem Dorfe sind dreißig junge Männer, für die es keine Frauen giebt. Jeder von ihnen hätte Yakin längst zur Frau genommen, wenn er nicht wüßte, daß die neunundzwanzig ihn sicher todtschießen! Alle dreißig werden mich tödten, wenn ich sie bekomme! Missi, ich will sie mir holen und mich verborgen halten, bis ihr die Männer beruhigt habt. Yakin und ich werden starke Freunde für euch sein, Missi.“

Ich versprach, das meinige zu thun, so weit es in meiner Macht stehe, den Zorn der Getäuschten zu mildern. Am nächsten Tage war Nelwang verschwunden. Bald bemerkte man auch Yakins Abwesenheit aus ihrem Dorfe und man dachte sich den Zusammenhang. Ein furchtbarer Tumult entstand in beiden Dörfern; man ging daran, die gewöhnliche Rache zu bethätigen, d. h. die Hütten zu zerstören, die Bäume und Felder zu verwüsten, welche den beiden gehörten. Als ich dem Lärm alsbald zueilte, ließ ich mir erzählen, was es gebe, und sagte dann: „Also nach so viel Güte von euch, die ihr Alle Yakin bewiesen habt, wie ihr sagt, ist sie davon gegangen? Sie muß doch ein undankbares Geschöpf sein und ihr könnt euch freuen, daß sie das jetzt bewiesen hat und nicht etwa, nachdem sie die Frau von einem unter euch geworden war. Das wäre ja viel schlimmer! Macht ihr wirklich um einer solchen Frau willen so viel Lärm und zerstört um ihretwillen die Bananen? Laßt doch die zwei ihrer Wege

gehen! Wenn sie so ist, wie ihr sie schildert, so wird sie ihre Strafe schon finden. Schont die schönen Bäume, geht ruhig nach Hause und haltet Frieden." „Missis Wort ist gut! Nelwang und Yakin werden sich einander bestrafen! Warten wir, wie es wird! Sie ist es nicht werth, daß wir sie beklagen!" Mit solchen Ausrufen zerstreuten sich die Aufgeregten.

Drei Wochen waren vergangen, als Nelwang bei mir eintrat. Auf meine Frage, woher er komme, rief er: „Das kann ich noch nicht verrathen; wir sind im Walde gut verborgen. Ich komme jetzt, mein Versprechen zu halten; ich will für euch arbeiten, Yakin wird „Missi Paton der Frau" helfen. Ich habe Land hier in der Nähe, wo ich mich anbaue, sobald ich es wagen darf. Bis dahin müssen wir in eurem Schutze leben, Missi. Dürfen wir morgen zu euch kommen?" Vor Freude zitternd begrüßte er meine Erlaubniß und eilte fort.

So hatte Gott uns ausgezeichnete Hülfskräfte gegeben. Yakin lernte bald gut mit der Wäsche umzugehen und das Haus rein und ordentlich zu erhalten. Nelwang arbeitete von früh bis spät mit mir; Beide begleiteten uns wie unsre Schatten zum Theil wohl aus Furcht vor einem Ueberfall; auch hatten sie ihre Waffen stets mit sich, um den Feinden gegenübertreten zu können. Nach einigen Wochen und nachdem sie herzlichen Antheil an Jesu und seiner Lehre nahmen, forderte ich sie auf, in der Kirche zu erscheinen und zu zeigen, daß sie zusammen gehörten und für einander eintreten wollten. Beide kamen und setzen sich so nahe als möglich dem Platze nieder, an dem sie mich sahen. Yakin hatte zum Beweise, daß sie Christin sein wolle, Kleider angelegt und zu dem Zweck eine Menge von europäischen Dingen angezogen und über sich gehängt, wie sie diese bei uns hatte zusammen raffen können. Sie sah so entsetzlich aus, daß ich zu thun hatte, die Fassung und Stimmung zu behalten, die dem Gottesdienst gebührte. Sie hatte nämlich zum größten Theil Stücke von Männerkleidung gewählt und sich mit diesen in einer Weise drapirt, die aller Beschreibung spottete. Aber der Tag endete in

Frieden. Die beiden waren glückstrahlend und ich dankte Gott, daß ein Blutvergießen vermieden worden war.

Von diesem Tage an hatte ich eine Art Trabanten gewonnen und meine Frau eine willige Helferin. Yakin lernte lesen und schreiben und wurde mit der Zeit eine sehr erfolgreiche Lehrerin unsrer Sonntagsschule. Sie lernte auch singen und führte den Chor, wenn meine Frau am Kirchenbesuch verhindert war. Kurz sie war überall zu gebrauchen und man konnte sich zu jeder Zeit auf sie verlassen. Nelwang hat sein Versprechen, „stark für mich zu sein“, treu gehalten; er wurde mir wirklich ein Freund. Durch Jahre begleitete er mich auf allen Gängen in andere Dörfer, mit scharfem Auge jede mögliche Gefahr erspähend und bereit, sie abzuwehren. Er ist lange schon todt; Yakin hat seitdem noch zweimal geheirathet, lebt noch und ist eine aufrichtige Christin, die mit Eifer für ihren Glauben arbeitet.

Ein großer Fortschritt war es, als zwei Häuptlinge, Namakei und Naswai, mir erklärten: „Wir sind jetzt Christen. Wir dürfen nicht mehr kämpfen. Wir wollen Mord und andere Verbrechen bestrafen. Und als zwei Burschen einst rein aus Ruchlosigkeit einen Mordversuch gemacht hatten, — ohne jeden Grund zu Haß oder Kampf — kamen die Häuptlinge zusammen und erklärten allen Bewohnern, daß Jeder, welcher tödte oder es nur versuchen würde, in öffentlicher Versammlung zum Tode verurtheilt werden solle. Die Ordnung wurde, ebenso wie die Sicherheit, hierdurch sehr befestigt.

Ich bin wiederholt so glücklich gewesen, Kämpfe dadurch zu verhindern, daß ich mich mitten unter die Streitenden warf. Mein Glaube empfand die volle Wirklichkeit des Versprechens: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage!“ Ich fühlte mich unverwundbar und unsterblich in Jesus, so lange ich sein Werk verrichtete. Ich kann in Wahrheit sagen, daß ich in solchen Augenblicken, wo ich um die wirkliche Nähe meines Erlösers wußte, mich von ihm gestärkt und beeinflußt fühlte.

Von guter Wirkung war mein Versuch, alle Inseldörfer an der Errichtung der Station Interesse nehmen zu lassen. Ich forderte die verschiedenen Häuptlinge auf, durch ihre Leute die einzelnen Räume herstellen zu lassen, deren wir bedurften. Sie gingen darauf ein und so baute einer mit seinen Untergebenen die Küche, ein anderer die Vorrathskammer, ein dritter das Waschhaus, noch andere die Waisenhäuser für die Knaben und die Mädchen, die Häuser für Lehrer und Dienstleute, die Schule und einen großen Raum zum Aufenthalt für diejenigen, welche etwa bei uns gearbeitet hatten oder sonst in die Station kamen. Natürlich waren dies alles nur Hütten, wie sie die Eingeborenen selbst bewohnen; aber in den verschiedenen Größen, die wir ihnen gaben, entsprachen sie völlig dem Zweck und leisteten uns große Dienste. Die Bezahlung, Aexte, Messer, weißer, rother und gedruckter Baumwollstoff, Glasperlen, Decken u. s. w. war vorausbedungen und nicht gering. Auf solche Art vertheilten sich die ersehnten Dinge nach gesunden Grundsätzen unter die Leute, die arbeiten und den Nutzen und den Segen des Verdienens hierdurch einsehen lernten.

Eine unendliche Freude war es für mich, als eines Tages, da ein Trupp unruhiger Leute, diesmal um Verachtung gegen unsern Sonntag zu zeigen, die Unsrigen zum Streit reizen wollte, ein Mann, obgleich er so eben heftig geschlagen worden war, sagte: „ich überlasse meine Rache Jehovah!“ Aber die, welche noch Heiden waren, beruhigten sich dabei nicht: die Unruhen wurden erneut und man zündete die Hütten derer an, die sich zu uns hielten. Auch dann blieben die Geschädigten friedlich gesinnt und vermieden den Streit, hielten sich aber ganz in unsrer Nähe, um uns zu beschützen. Zum Kampf entschlossen wollte man nun gegen die Station zerstörend sich wenden, als einer der „geweihten Männer“ vortrat und die Friedensstörer so anredete: „Nowar, der größte Häuptling auf Tanna, gab mir diese Muscheln, als er sah, daß Missi nicht auf seiner Insel bleiben durfte und ließ sich von mir bei diesem Zeichen seiner Würde und Macht versprechen, daß

ich Missi schützen wolle. Er schwur, wenn ihm oder „Missi Paton der Frau“ oder seinem Kind ein Schaden geschähe, werde er mit seinen Kriegern kommen, um zu züchtigen.“ Das änderte die Stimmung der Leute; es trat die vorige Ruhe wieder ein.

Und nun muß ich erzählen, was unter Gottes Beistand dazu diente, dem Heidenthum auf Aniwa die letzte Stütze zu nehmen. Ich habe schon gesagt, daß diese Insel ohne höhere Berge wenig Wasser hat und daß, selbst wenn zu Zeiten viel Regen fällt, — von December bis April — dieser in dem porösen Korallengestein unglaublich rasch einsickert. Es gab also lange Monate, wo die Eingeborenen nur sehr schlechtes, ungesundes Wasser tranken. Das am besten den Durst löschende Mittel ist die Milch der Kokosnuß; deswegen ist diese Frucht der köstlichste Besitz dieser Eilande. Auch bauen sie viel Zuckerrohr und kauen dieses, wenn sie Durst haben. Auch der Saft der unreifen Kokosnuß, der ähnlich wie Limonade schmeckt, ist ihnen ein Labsal. Trotzdem entbehren sie die Gottesgabe eines Trunkes guten Wassers schmerzlich und betrachten denselben, wenn sie ihn haben können, als einen hohen Genuß. Da also Aniwa keinen dauernden Besitz an frischem Wasser, weder Quelle, noch Fluß oder See hat, so beschloß ich den Versuch zu machen, einen Brunnen zu graben. Wissenschaftliche Kenntnisse zur Auffindung des besten Ortes besaß ich gar keine; ich bat den Herrn, er möge meine Schritte lenken und meine Bemühungen segnen; vielleicht konnte das gelungene Werk zur Verherrlichung des Namens Gottes dienen.

Eines Tages sagte ich den beiden alten Häuptlingen: „ich will tief in die Erde ein Loch graben; vielleicht läßt uns unser Gott gutes Wasser zum Trinken finden.“ Sie sahen mich erstaunt und mitleidig an und sagten: „O Missi, wartet bis es regnet; wir wollen euch so viel Wasser aufbewahren, wie nur möglich.“

Auf meine Erwiderung, wir könnten bei dauerndem Mangel an Wasser nicht gesund bleiben und würden vielleicht die Insel

krank verlassen müssen, sagte Namakei bittend: „Missi, bleibt hier! Aber der Regen kommt nur von oben! Wie könnt ihr nur glauben, daß Regen aus der Erde kommen kann?“

Als ich ihm versicherte, bei mir zu Hause flössen Quellen aus der Erde, ward er tief traurig und sagte: „Missi, euer Kopf ist krank, sonst könntet ihr nicht so schrecklich sprechen. Ich bitte, laßt nur die Leute nicht hören, daß ihr nach Regen in der Erde sucht, sonst werden sie euch nie mehr ein Wort von Jehova und Jesus glauben, welches ihr zu ihnen redet.“

Ich wählte zu meinem gewagten Unternehmen eine Stelle, die nahe der Station lag und an welcher Alle vorübergehen mußten, die zu uns kamen. Als ich mit Spaten, Hacke und sonstigen Werkzeugen an die Arbeit gegangen war, hieß der gute, alte Häuptling einzelne seiner Leute abwechselnd in meiner Nähe Wache halten, mit den Worten: „So ist es bei Allen, die verrückt werden; Niemand kann ihnen ausreden, was sie sich vornehmen! Bewacht Missi gut! Er wird es härter finden, mit der Axt zu arbeiten, als zu schreiben.“

Und ich fand es auf die Dauer wirklich sehr ermüdend und schaffte mir Hülfe, indem ich den umherstehenden jungen Leuten einen Fischhaken für drei mit Erde gefüllte Eimer gab. Das brachte mich rascher vorwärts und es dauerte nicht lange, bis ich mit Freuden maß, daß wir zwölf Fuß tief eingedrungen waren. Aber o Jammer, am andern Morgen fand ich das Erdreich von einer Seite abgerutscht und das Loch somit wieder sehr angefüllt. „Seht ihr“, sagte Namakei, „wenn ihr unten gewesen wäret, als das geschah, so wäret ihr dadrin gestorben. Und wenn Königin Torias Schiff käme und der Herr früge, wo ihr seid, so würde er uns nicht glauben, wenn wir ihm die Stelle zeigten, in die ihr hinabgestiegen seid. Er würde Aniwa in die Luft sprengen, Missi! Ihr grabt euer Grab und unseres. Gebt den Unsinn doch jetzt auf, bitte!“

Ich erklärte dem Guten, daß alles nur eine Folge meiner Unvorsichtigkeit sei, daß ich diese Dinge nicht gelernt hätte, und nun versuchen wolle, es besser zu machen. Ich suchte

zwei Bäume mit gegenüberstehenden Aesten, stellte sie in die Grube und spreizte sie durch Hölzer an die Wände. Als ich aber nun Hülfe suchte, weigerten sich alle. Nicht für zehn Fischhaken wäre einer von ihnen in die Oeffnung gestiegen! Alles, was ich erreichte, war, daß sie einwilligten, die von mir gefüllten Eimer über eine Rolle hinaufzuziehen, indem sie mit dem Strick in der Hand sich von der Grube entfernten.

So kam ich tiefer und tiefer; mit einem Glöckchen mußte ich ein Zeichen geben, wenn sie aufziehen sollten; die Leiter genügte nicht mehr. Manchmal wollte mir der Muth sinken, aber mein fester Glaube an Gott und seine Hülfe hielt mich aufrecht. Aber so schwach ist der Mensch! Trotz unerschütterlichen Glaubens an den Herrn, trat doch oft der Gedanke in meine Seele: wenn es nun salziges Wasser wäre, daß du nach aller Mühe findest! Aber ich grub und bohrte auf Hoffnung und eines Abends konnte ich zu Namakei sagen: „Ich glaube sicher, bald Wasser zu haben. Kommt morgen alle her." Noch einmal versuchte der Geängstigte, mich abzuhalten: „Ja, Missi, und wenn ihr Wasser findet, so werdet ihr durch das Loch ins Meer fallen und die Haifische werden euch fressen; das wird das Ende von allem sein und uns habt ihr in große Gefahr gebracht."

Am nächsten Morgen war ich bei Tagesanbruch zur Stelle; ich bohrte nun ein enges Loch in die Mitte der Grube und als ich etwa zwei Fuß tief eingedrungen war, strömte mir Wasser entgegen und es begann den Boden zu füllen. Mein Herz schlug mächtig; ich zitterte an allen Gliedern und ich hätte mich am liebsten gleich da unten auf die Knie geworfen und dem Herrn für seine Gnade gedankt; denn es war süßes Wasser, ein wenig „brackisch", aber von köstlichem Geschmack, selbst in diesem Augenblick, wo es noch trübe und erdig war! Nie hat wohl ein Trunk aus der Quelle in der Wüstenoase die brennenden Lippen des Pilgers mehr erquickt, nie hat eine solche mehr den Namen „Brunnen Gottes" verdient, als dies hier der Fall war. Ich stieg in die Höhe und



„Sie wagen sich kaum über den Rand zu blicken.“ Seite 251.

fand die Häuptlinge mit ihrem Anhang versammelt und in größter Aufregung. Es war im Kleinen eine Wiederholung des Augenblicks, da Moses an den Felsen schlug und um Wasser betete. Ich warf mich nieder und dankte dem Herrn für seine wunderbare Hülfe und gab ihm die Ehre, die ich in und mit dieser Arbeit gesucht hatte.

Mittlerweile war das Wasser klarer geworden; ich stieg mit einem Gefäß hinab, füllte es und ward von dem Menschenknäuel dicht umdrängt. Ich reichte es Namakei; er schüttelte den Krug, um zu sehen, ob es sich bewege wie anderes Wasser. Endlich kostete er, behielt es einen Moment im Munde, ehe er es verschluckte und rief dann: „Regen, Regen! Ja es ist wirklich Regen! Aber wie ist das möglich?“ „Gott gab uns dies Geschenk aus seinem Eigenthum der Erde, als Antwort auf unsere Gebete und unsere Arbeit. Seht selbst hinein, wie es sprudelt.“

Keiner aber wollte es wagen, über den Rand hinab zu sehen, es war zu wunderbar für diese Armen, und sie mochten etwas schreckliches da unten zu erblicken fürchten. Nach und nach siegte denn doch die Neugier und eine Kette bildend faßten sie den hinabschauenden bei der Hand, um ihn retten zu können. So sah einer nach dem andern über den Rand hinab. Es lag das größte Erstaunen in den Zügen eines jeden, wenn er „Jehovas geheimnißvollen Regen“ gesehen hatte. Stiller und stiller wurden die Menschen, bis völliges Schweigen herrschte, welches der alte Häuptling mit den Worten unterbrach, „Missi, eures Gottes Werk ist wunderbar! Keiner unserer Götter hat uns je so geholfen! Aber wird es denn immer so durch die Erde regnen? oder wird das Wasser kommen und gehen wie die Wolken?“

Ich sagte, ich hoffe, daß Gottes Geschenk ein dauerndes sein werde. „Gut“, erwiderte Namakei, „aber werdet ihr es mit den euren allein trinken, oder dürfen wir auch kommen?“

„Ihr und alle, welche die Insel bewohnen, könnt trinken und nach Hause tragen, was ihr bedürft. Ich hoffe, es wird

genug für Alle sein und je mehr man daraus schöpft, um so frischer wird es sein. So ist es bei vielen Gaben unseres Herrn und auch dafür wollen wir seinen Namen preisen."

Als der Häuptling gehört, daß der Brunnen Allen gleiche Wohlthat bringen sollte und völlig begriffen hatte, welcher Schatz das Wasser für die Insel sein werde, sagte er: „Nun Missi, wie können wir euch weiter helfen?" „Ihr habt gesehen", erwiederte ich, „daß uns die Wand schon einmal einstürzte; es wird nicht so leicht mehr geschehen, weil ich sie nach jenem Unfall schräger machte. Aber um das Wasser für immer zu erhalten, müssen wir den Brunnen rings herum mit Korallenblöcken auslegen. Laßt die Leute solche holen, so viel sie können." Alles rannte davon und in wenig Zeit war viel Material beisammen. Ich war hinunter gestiegen, um das Sumpfige, Erdige in den Eimer zu füllen, der fleißig auf und ab stieg. Dann ließen sie in einer festen Kiste vorsichtig Steine herunter und ich legte sie im Kreise auf den Boden, sie möglichst auf einander passend. Als ich das Fundament für gesichert hielt, fing ich an, die Blöcke rund herum zu befestigen. Es war harte Arbeit und als wir nach und nach etwa zu zwanzig Fuß Höhe gekommen waren und ich dachte, ein Aufschub des Weiterbaues könnte nicht schaden, sagte ich, wir wollten nach acht Tagen weiter arbeiten; ich sei zu müde und meine Hände seien an zuviel Stellen von den scharfen Blöcken zerschnitten, als daß ich es länger aushalten könnte.

Der Häuptling schlug vor, ich möchte nun überhaupt nicht mehr Hand anlegen, sondern von nun an nur von oben angeben, wie und wohin jeder Block gelegt werden sollte; sie wollten Alles thun, wie ich es anordnen werde. Und so beendeten die Schwarzen, die vor wenig Jahren nicht einmal Arbeit für Bezahlung gekannt hatten oder leisten wollten, freudig und eifrig das Werk! Ich ließ die Mauer natürlich über die Erde herausragen, zimmerte eine Bedeckung und befestigte den Eimer an eine Winde. Der Brunnen ist vier-



Namakei's Predigt über den Brunnen. Seite 258.

unddreißig Fuß tief, unten sechs, oben acht Fuß im Durchmesser weit.

So steht denn das Werk gesichert auf Aniwa, welches von allen irdischen Wohlthaten, die Gott uns gab, die größte ist. Das Wasser steigt und fällt mit der Fluth, ist aber klar und rein und von erfrischendem Geschmack. Als wir vor einigen Jahren von furchtbarer Dürre und Hitze besonders zu leiden hatten, sagte mir ein alter Mann: „Missi, ohne den Brunnen wären wir Alle des Todes gewesen." Merkwürdig ist es, daß die Insulaner bei sechs oder sieben Versuchen, Brunnen zu graben, keinen Erfolg hatten. Entweder stieß man auf Korallen, welche sie nicht zu durchstechen vermochten, oder wenn sie auf Wasser kamen, so war es salzig. Die guten Leute gaben sich untereinander die Erklärung dieser Thatsache so: „Missi gebrauchte nicht nur eiserne Werkzeuge, sondern er betete und rief seinen Gott an. Wir haben graben und hacken gelernt, aber wir können noch nicht so beten!"

Als auch ein sauber gearbeitetes Geländer den Brunnenplatz umgab, sagte Namakei zu mir: „Missi, ich denke, ich könnte euch am Sonntag nützlich sein. Wollt ihr mich über den Brunnen zu den Leuten reden lassen?" „Gewiß", sagte ich; „thut es, aber sorgt, daß alle Leute zusammen kommen und euch hören." Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde, Namakei werde nächsten Sonntag beim Gottesdienst „auch Missi sein" und Alles strömte herbei, um zu hören, was er sagen werde.

Ich begann Gebete und Andachtsübungen und forderte dann den Häuptling auf, zu sprechen. Er erhob sich, um zitternd vor Erregung und leuchtenden, oft wild blickenden Auges, Folgendes zu sagen:

„Freunde von Namakei, Männer, Frauen und Kinder von Aniwa, höret auf meine Worte! Seit Missi bei uns ist, hat er uns viele wunderbare Dinge erzählt, die wir nicht verstehen konnten. Vieles davon hielten wir für unwahr; wir

sagten, Weiße möchten solchen Unsinn glauben, Schwarze wüßten es besser, so nahmen wir es nicht an. Aber von Allem, was er uns gesagt hat, war das Unglaublichste, daß er Regen aus der Erde bringen werde. Da sagten wir zu einander: dieses Mannes Kopf ist verwirrt worden; er ist verrückt. Aber Missi betete weiter und arbeitete weiter; hart, sehr hart arbeitete er und sagte, sein Gott werde ihm Wasser geben. War er verrückt? Hat er nicht wirklich Wasser erhalten? Wir spotteten über ihn, aber deswegen war das Wasser doch in der Erde. Wir haben über andere Dinge gelacht, die Missi uns sagte, weil wir sie nicht sehen konnten. Aber jetzt glaube ich, daß Alles wahr ist, was er uns über Jehovah sagt, wenn wir ihn auch nicht sehen. Einmal werden wir ihn gewiß sehen, wie wir das Wasser gesehen haben, das aus der Erde kommt!

Mein Volk, mein Volk von Aniwa, Alles ist anders, seit Jehovahs Wort zu uns gekommen ist. Wer hat je anderes Wasser gesehen, als aus den Wolken? Und nun kommt es aus der Erde! Freunde Namakeis, alle Macht der Welt hätte uns nicht zwingen können, zu dem Glauben an Wasser aus der Erde, wenn wir es nicht gesehen und getrunken hätten! Nun, da Jehovah uns den unsichtbaren Regen sichtbar gemacht hat, weiß ich hier — er schlug heftig auf seine Brust — ich weiß hier, daß Jehovah wirklich da ist, der Unsichtbare, von dem wir nichts wußten, und von dem uns Missi erzählt. Unsichtbar bis heute war das Wasser für uns, denn unsere Augen konnten nicht durch die Erde und Korallen hindurch sehen. Aber deswegen war es doch da! Und so glaube ich, euer Häuptling, nun sicher und fest, daß wenn ich sterbe und der Staub und die Erde meine alten Augen nicht mehr trüben, ich mit der Seele Gott sehen werde, wie Missi uns gelehrt hat! Von diesem Tage an bete ich zu Jehovah, der uns mit Wasser aus der Erde beschenkt hat. Unsere Götter haben das nicht gekonnt. Von heute folge ich dem Einen Gott, welchen Missi uns kennen lehrt. Wer denkt wie ich, der hole



Die Götzenbilder werden verbrannt. Seite 255.

seine Götzenbilder, vor welchem Aniwa zitterte, und lege sie in Missis Hände. Wir wollen sie zerstören und verbrennen und Missi soll uns täglich mehr sagen von Jehovah, der seinen Sohn sterben ließ, damit wir zu ihm kommen können. Missi hat uns dies oft gepredigt und wir haben ihn ausgelacht. Von heute an glauben wir! Wenn Gott uns Wasser gab, warum sollte er uns nicht seinen Sohn gegeben haben? Namakei gehört jetzt Jehovah!"

Diese mit dem ganzen Feuer und der natürlichen Redegabe der Insulaner gehaltene Ansprache brach rasch die Stützen des Heidenthums. Schon am Nachmittage kam der alte Häuptling und mit ihm viele, um sich ihrer Idole zu entledigen. Die unendliche Freude, die Erregung der nächsten Wochen sind unvergeßlich! Haufenweise brachten sie die Dinge, die sie bisher so hoch verehrt und gefürchtet hatten, manche mit Thränen und Seufzen, andere in Begeisterung und mit dem Namen Gottes auf den Lippen und im Herzen. Was von Holz war, ward verbrannt; steinerne Bilder versenkten wir weit von der Insel ins Meer; Steine vergruben wir tief in die Erde. Möge nie ein heidnisches Auge je wieder auf ihnen ruhen.

Ich will nicht sagen, daß dies Bringen in allen Fällen reinen Beweggründen entsprang. Manche wollten die Gegenstände ihrer Verehrung verkaufen; da ich das ablehnte, gaben einige sie hin, andere nahmen sie wieder mit sich. Aber nach und nach kamen auch diese; denn eifrig kamen alle, um zu hören und zu lernen und mit dem Wachsen ihrer Erkenntniß mochten auch sie die Götzen nicht länger behalten.

Man begann nun allgemein sich zu bekleiden. Rath und Lehre wurden zu allen Stunden begehrt und eine der ersten Einrichtungen, welche die bekehrten Heiden in ihren Häusern trafen, war das Gebet bei den Mahlzeiten, wie sie es uns thun sahen. Es galt nach kurzer Zeit schon in ihren eignen Augen für ein Zeichen des Heidenthums, Bitte und Dank beim Essen und Trinken zu unterlassen.

Die Einrichtung von Morgen- und Abendandachten geschah

von allen, als ob es befohlen worden wäre, was nicht der Fall war. Ganz aus eignem Antrieb folgten sie auch hierin dem Beispiel, welches wir und die Lehrer ihnen gaben. Ohne Zweifel waren die Gebete oft sonderbar und noch gemischt mit den Ueberresten ihres Aberglaubens; aber sie galten doch dem Einen, dem Unsichtbaren, dessen Geist auch weiterhin an ihren Seelen arbeiten wird. Bald kam es so weit, daß sie solche, welche nicht Morgens und Abends in ihren Hütten ihre gemeinsame Andacht hielten, als noch nicht ganz zum Christenthum gehörig betrachteten.

Das aber, was am meisten von der Aenderung der Bewohner zeugte, waren die Sonntage. Dorf um Dorf befolgte darin unser Beispiel. Alle gewöhnliche Arbeit ruhte an diesem Tage und sie bezeichneten ihn als „Jehovahs Tag." Der Sonnabend ward bald „Kochtag" genannt, weil sie die Küche dann für den Sonntag mitbestellten. Das Gegentheil ward, wo es noch vorkam, zum Zeichen genommen, daß ein solches Haus noch ein heidnisches sei.

So erfüllten die ersten Spuren einer neuen gesellschaftlichen Ordnung unsre Herzen mit Freude. Alle Bewohner, junge und alte, oft drei Generationen zusammen, bemühten sich mit Buchstabiren und Lesen. Streitigkeiten, Diebstähle und Verbrechen überhaupt wurden nicht mehr durch Selbsthilfe, nicht durch Tomahawk und Muskete geschlichtet oder bestraft, sondern durch einen Spruch des Häuptlings und seiner besten Leute, dem sich Alle unterwarfen. Alles „wurde neu" unter Gottes Segen und durch seinen Beistand. Die Hütten und Pflanzungen waren gesichert; man konnte sein Eigenthum ruhig verlassen, während die Insulaner sonst ihren besten Besitz mit sich führten, um ihn zu sichern, selbst wenn das zu schützende Gut in einem Nest junger Hühner oder dergleichen unbequem zu transportirenden Dingen bestanden hatte.

Für die Häuptlinge vermehrten Untersuchungen und Schiedssprüche Macht und Ansehen, aber auch die Arbeit. Nach und nach bei dem sich immer steigernden Einfluß des Evangeliums

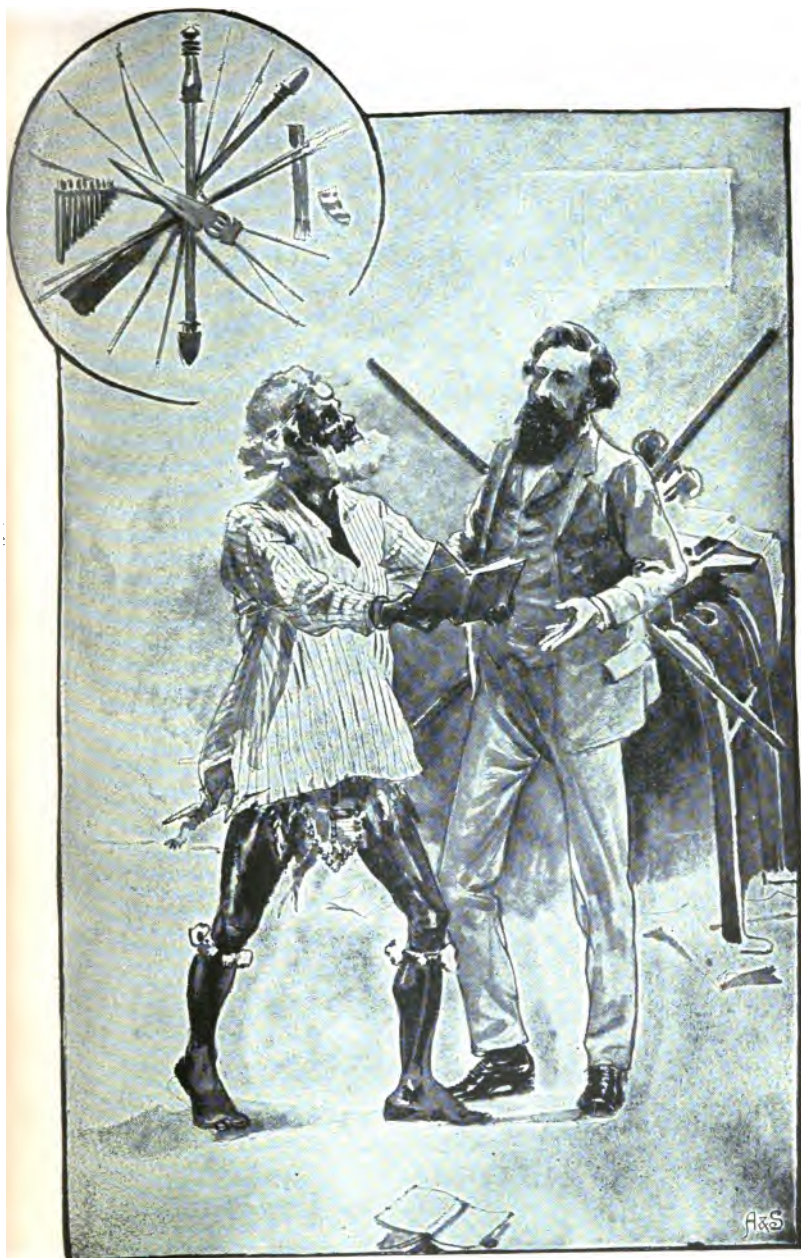
bildete sich durch Erfahrung ein förmliches Gesetz aus, nach dem sie straften und andrerseits das belohnten, was sie für die weitere Kultur am meisten zu bedürfen glaubten. Das Heidenthum verschwand, und obwohl wir Niemand zwangen, unsere Gottesdienste zu besuchen, so kamen doch alle, alle um vom wahren Gott zu hören und ihn anzubeten. „Galiläer, du hast gesiegt!“

Siebentes Kapitel.

Immer hellerer Schein des Lichtes.

Der Druck meines ersten Buches in der Sprache der Aniwaner war eine große Begebenheit. Die Freude, welche der alte Häuptling Namakei darüber empfand, lohnte allein die unaussprechlich große Mühe, welche mir der Druck bereitete. Bei unserer Vertreibung aus Tanna war meine Presse vernichtet worden. Man hatte mir dann eine aus Erromanga gesendet, welche dem ermordeten Missionar Gordon gehört hatte. Aber der Letternvorrath war so klein, daß ich nur vier Seiten zur Zeit setzen und drucken konnte. Außerdem war manches zerbrochen, manches fehlte, was ich mühsam aus Eisen und Holz ersetzen mußte. Endlich aber hatte ich die kleine Presse doch in Gang gebracht und habe mit derselben ein Hymnenbuch, einen Theil des ersten Buches Mose und einige kleinere Schriften in der Sprache Aniwas zu Stande gebracht und außerdem für den zweiten Gordon in Erromanga ein Büchelchen in der Sprache seiner jungen Christen.

Ich sagte bereits, daß der gute Namakei mir große Dienste bei der Uebersetzung leistete, so lange ich seiner Sprache noch nicht völlig mächtig war. Das erste Buch bestand aus kurzen Theilen der heiligen Schrift, wie ich sie geeignet fand zur ersten Einführung in die Schatzkammer göttlicher Wahrheit und Liebe. Namakei kam während des Druckes täglich zu mir mit der Frage: „Missi, ist das Buch fertig? kann es sprechen?“ Als ich endlich mit freudigem „Ja“ darauf antworten konnte, frug er: „Und spricht es wirklich in meiner



„O Missi, lieber Missi, ja lehrt mich es sprechen zu machen.“ Seite 259

Sprache?„ „Ja“, antwortete ich und las ihm verschiedenes aus dem Buche vor. Strahlend vor Freude rief er: „Wirklich, wirklich, es spricht! es spricht in meiner Sprache! o gebt mir das Buch, Missi!“ Er ergriff es hastig, als ich es ihm reichte, wendete es nach allen Seiten, sah hinein, und drückte es an seine Brust, um es mir dann enttäuscht zurückzugeben. „Missi, ich kann es nicht sprechen machen! Zu mir wird es niemals reden!“ „Ihr könnt es eben noch nicht lesen“, erwiderte ich; „aber ich will es euch lehren; dann wird es zu euch sprechen wie zu mir!“ „O Missi, lieber Missi, ja lehrt mich, es sprechen zu machen!“ Er strengte seine Augen beim Hineinblicken in das Buch so an, daß ich dachte, sein Sehvermögen werde schon vom Alter gelitten haben. Ich suchte also zunächst eine Brille, die er entschieden nur mit Furcht und Zagen sich aufsetzen ließ; er mochte irgend eine Art Zauberei fürchten. Dann aber, als er durch dieselbe zu sehen versuchte, rief er: „O Missi, jetzt verstehe ich, was ihr uns von Jesus erzähltet, er gab einem Blinden die Augen wieder. Das Wort von Jesu ist nun nach Aniwa gekommen! Er hat auch mir dies Glas gesendet. Ich kann so sehen, wie ich als Knabe sah! O Missi, nun macht das Buch sprechen.“ Ich ging mit ihm hinaus und schrieb ihm die Buchstaben A, B und C groß in den Sand, lehrte sie aussprechen und zeigte ihm dieselben Figuren im Buche; mit der Aufgabe, sie auf der ersten Seite sämmtlich aufzusuchen, verließ ich ihn. Mit den Worten: „Diese habe ich aufgehoben! gebt mir noch drei, Missi!“ kam er nach einer Weile wieder zu mir. Und so lernte er weiter und weiter mit einem unglaublichen Eifer; dabei ließ er sich aber so oft einzelnes vorlesen, daß der alte Mann es Wort für Wort auswendig wußte, ehe er noch ordentlich lesen konnte. Er las nun den andern vor und sagte oft: „Ihr meint, das Lernen sei schwer! Seid nur stark und versucht es! Wenn ein alter Mann wie ich es gelernt hat, so muß es für euch doch möglich und leicht sein!“ So wurde Namakei meine treueste und beste Hülfe bei der Bekehrung Aniwas.

Großen segenbringenden Einfluß übte auch die Musik. Da ich selbst in dieser Richtung nichts leisten konnte, weil ich sehr wenig musikalisch bin, so hätte es schlimm darum gestanden, wenn nicht meine Frau mit schöner Stimme und feinem Gehör begabt gewesen wäre; beides war sehr gut ausgebildet worden und so leitete sie den Gesang bei unsern Hausandachten und in der Kirche. Dieser Theil des Gottesdienstes hat ohne Zweifel zuerst in den Herzen der Wilden und Kannibalen Anklang gefunden, hat sie schon zu uns gezogen zu einer Zeit, wo das Verständniß für Gebet und Wort Gottes noch sehr gering war. So war z. B. Namakeis Frau von einer abergläubischen Furcht vor der Mission beseelt und nie hatte sie ihren Mann begleitet. Als es einmal doch geschah, hatte sie von der Ferne, — denn eingetreten in unser Haus wäre sie um keinen Preis — meine Frau eine einfache Hymne zum Harmonium singen hören. Ihre Furcht vergessend kam sie näher und näher und rief: „Awái Kái, Missi!" Das ist der Ausdruck dieser Wilden für unaussprechlich Wunderbares. Als sie darauf wie unsinnig wegrannte, glaubten wir, ihre Furcht vor uns habe wieder über das Wohlgefallen gesiegt. Aber bald kehrte sie mit einer ganzen Schaar Frauen zu uns zurück, die auch den „Kasten" singen hören sollten. Von dem Augenblick an blieb der Verkehr mit uns bestehen; auch ihre Augen waren wie die ihres Mannes schon trübe vom Alter; eine Brille paßte gut, sie lernte nähen und lesen, erreichte zwar in beidem keine übergroße Gewandheit mehr, aber ihr Einfluß auf andere Frauen und Mädchen ward ein sehr bedeutender.

Von Anfang an war es mein Bestreben, die Eingeborenen durch das, was ich ihnen brachte, was ich sie lehrte, zu einer gewissen Selbstständigkeit zu erziehen. Sobald ich irgend mit ihnen verkehren konnte, besprach ich meine Pläne und mein Thun mit denjenigen, die sich zu uns hielten und für uns einzutreten bereit waren. Als mehr und mehr Leute zu unsern Gottesdiensten sich einfanden, regte ich den Bau einer Kirche



Eine Brille paßte ihr gut und sie lernte lesen. Seite 260.

an. Ich sagte ihnen, daß dieser für sie alle sei, daß er ihnen allen Segen bringen würde; sie möchten sich besprechen, ob sie die Arbeit unternehmen, sich in diese und das Verschaffen des Materials theilen wollten; beides werde nicht bezahlt werden; sie möchten sich alles überlegen und nur dann beginnen, wenn sie sicher seien, den Bau vollenden zu können." Zugleich sagte ich, mein Beitrag würden die Nägel sein, die ich schon aus Sydney hatte kommen lassen, und die nöthigen Seile von Kokosnußfasern, welche ich in Aneityum kaufen wolle.

Große Bewegung herrschte bald auf der ganzen Insel; eine Versammlung folgte der andern; die langen Reden der Insulaner füllten sie aus. Nie dagewesene Freundlichkeit herrschte unter den verschiedenen Stämmen; alle fanden sich auf dem Boden gemeinsamer Arbeit. Mit Ausnahme eines einzigen Häuptlings wurden alle einig und kündeten mir an, der Bau solle unternommen werden. Die Männer suchten passende Bäume und fällten sie; Frauen und Kinder beschäftigten sich mit der Zubereitung der Blätter des Zuckerrohrs für das Dach.

Der Bau war zweiundsechzig Fuß lang und vierundzwanzig breit. Alles war einfach, aber solid und so stark gemacht wie möglich. Alle Vereinigungen waren nicht nur genagelt, sondern gebunden, was die tropischen Orkane durchaus nöthig machen. Die größte Eintracht herrschte beim Bau; ein Unglück kam nicht vor. Der einzige Fall, der zu einem solchen hätte führen können, verlief glücklich. Es stürzte nämlich ein junger Neger aus ziemlicher Höhe herunter; einen Moment liegen bleibend sprang er mit den Worten auf: „Ich arbeitete ja für Jehovah! Er hat mich beschützt; mir fehlt nichts!" Nach wenigen Minuten war der junge Mensch wieder oben und hämmerte weiter.

Aber in die allgemeine Freude über die vollendete Kirche fiel tiefe Trauer. Einer der entsetzlichsten Stürme, welche ich in den vielen Jahrzehnten auf diesen Inseln erlebte, trat ein und machte das eben vollendete Gotteshaus fast der Erde gleich! Die Trauer war eine allgemeine. Endlich sagte ein

Häuptling: „Laßt uns nicht weinen wie Knaben, deren Bogen und Pfeile zerbrochen sind. Laßt uns eine noch stärkere Kirche für Jehovah bauen!“

Zunächst verwendeten wir alle unsere Kräfte auf die Ausbesserung der Hütten und Umzäunungen und retteten aus den verwüsteten Feldern, was noch zu gebrauchen war. Dann versammelten wir uns an einem bestimmten Tage und riefen Gottes Segen auf das neu zu beginnende Werk herab. Die Arbeit ward wieder unter alle ausgetheilt, von dem Material ausgesondert, was noch zu brauchen war, und aufs neue herrschte Fleiß und reges Leben auf Aniwa. Als der eine Häuptling sich auch jetzt fern hielt, ging ich zu ihm, und stellte ihm vor, daß das Gotteshaus auch für seine Leute Segen bringen werde, daß aber die übrigen Stämme ihm sein Zurückbleiben vorwerfen und Streit daraus entstehen müsse. Er reichte mir die Hand und kam mit seinen Leuten zu Hülfe, ja, als uns noch ein starker Stamm für den Dachstuhl fehlte und nicht aufzutreiben war, da alte Bäume nur selten vorkommen, brachte er mit seinen Leuten einen Balken, welchen er aus dem Dachstuhl seiner Hütte genommen und den er durch einen dünneren ersetzt hatte. Schwarz vom Rauch, wie das Holz war, wollten die meisten ihn nicht gern unter die übrigen, die neu und sauber waren, einrangiren; mich aber erfreute die Opferwilligkeit des bisher störrigen herzlich und ich redete zu, den Balken einzusetzen.

Sobald das Dach stand, kamen wir in der etwas kleiner und niedriger angelegten Kirche zusammen. Sehr wohl bemerkten die Insulaner, daß ich noch keine Anstalt gemacht hatte, eine Glocke aufzuhängen, welche mein Freund, James Taylor Esqu., Ingenieur in Birkenhead, mir gesandt hatte. Sie mochten fürchten, ich würde sie, falls ich später nach Tanna zurückkehrte, mitnehmen wollen. Deshalb brachten sie aus ziemlicher Entfernung einen Baum; sie hatten ein großes Stück Wegs im Walde zu machen und mußten manchen Baum niederlegen, um ihre Last durch das Dickicht zu tragen. In

förmlichen Zuge, zwei Häuptlinge voran, brachten sie den langen schlanken Stamm mit Gesang zur Kirche. Wir senkten ihn sammt der oben befestigten Glocke in ein acht Fuß tiefes Loch, füllten es mit Korallen und Erde aus und seitdem schwingt und klingt die Glocke von Aniwa!

Noch einmal drohten Unruhen durch die Ermordung eines jungen Paares, welches dem Zorn eines Getäuschten zum Opfer fiel. Alles kam mit Waffen zur Arbeit, aber es gelang mir, Gott sei Dank, die Leute zu beschwichtigen und so überließen sie dem Herrn die Rache. Aber es ist buchstäblich wahr, daß ein Theil der zweiten Kirche „unter den Waffen“ gebaut ward. — Sie hat manchen Orkan ausgehalten und hat dem Missionskomité daheim und in Australien nicht einen Pfennig gekostet. Viele der Erbauer sind längst zur Ruhe gegangen; aber ihr Werk besteht und legt vor Kindern und Enkeln Zeugniß ab für die Liebe zu Gott, welche die Lehre von Jesu in ihnen entzündete.

Einer der letzten Anschläge, der auf mein Leben gemacht ward, brachte am Ende Gutes hervor. Nourai, einer der Leute Nasis, welcher das junge Paar erschossen hatte, schlug wiederholt mit den Kolben seiner Flinte nach mir; ich konnte ihm ausweichen und ihn hinhalten bis Hülfe kam. Er entfloh in den Wald. Den mich umgebenden Leuten sagte ich: „Wenn ihr nicht schafft, daß diese Anfälle aufhören, so verlasse ich euch und gehe auf eine Insel, wo ich in Ruhe für Jesus arbeiten kann.“ Am andern Morgen kamen sie bewaffnet und in großer Menge und baten mich, mit ihnen zu gehen. Um Blutvergießen zu vermeiden, begleitete ich sie. Nourai, der mich angegriffen hatte, lauerte bewaffnet mit anderen im Walde; sie zogen sich aber zurück, da sie uns so zahlreich sahen.

Bei seinem Stamm angekommen, wurden wieder die für diese Leute so charakteristischen Reden und Gegenreden auf dem Dorfplatz gehalten. Unseres Häuptlings „Sprecher“ Taia rief aus: „Ihr denkt, Missi sei allein und ihr könntet mit ihm machen, was euch gefällt! Nein! Wir sind jetzt alle

Missis Leute. Wer ihn angreift, hat es mit uns allen zu thun! Das merkt euch von heute an!"

Der Hauptzorn entlud sich über den „weisen Mann" jenes Dorfes, der, so schien es, viel Schuld trug mit seinen Drohungen. „Stürme und Krankheiten zu bringen, wenn man uns in Frieden lasse." Seine Frau, ein starkes, großes Weib, erbittert, daß ihr Mann Grund zu diesem Auflauf gegeben hatte, ergriff ein riesiges Blatt vom Kokosbaum und hieb mit dem Stielende unbarmherzig auf dem Rücken des „weisen Mannes" ein, mit den Worten: „Dir will ich's vertreiben! du wirst keinen Orkan mehr zu machen versuchen!" Sie war wie viele Frauen in Aniwa Malayin; hätte eine Eingeborene in Tanna oder Erromanga ähnliches gethan, so wäre sie auf der Stelle getödtet worden. Hier erregte das ungewöhnliche Schauspiel nur lautes Gelächter. Ich griff ein und sagte der erzürnten Frau, sie möge aufhören, da sie ja wohl nicht beabsichtige, ihren Mann todt zu schlagen; beschämt sei er genug. Unsere Leute forderten und erhielten von ihm das feierliche Versprechen, nicht mehr gegen uns aufreizen zu wollen und den Aberglauben der Leute nicht mit seinem Gerede von Sturm und Krankheit wieder zu beleben. Das Ganze war von dauerndem Erfolg, unsere Leute hatten die Macht erkannt, welche sie auf friedliche Weise ausüben konnten; unsere Feinde waren entmuthigt und verhielten sich still.

Ein Vorgang aus jenen an Sorgen und Freuden gemischten Zeiten soll nicht vergessen werden. Ich hatte bemerkt, daß schon mehrere Tage kein Insulaner zu uns gekommen war. Auf meine Frage, was das zu bedeuten habe, antwortete mir Namakei, Youwili, ein junger stets raufluftiger Bursche, habe die Station „tabuht" d. h. sie in Bann gethan; er wolle jeden erschießen, welcher den von ihm um uns gezogenen Ring überschreite. Ich bat den Häuptling, seine Leute zusammenzurufen und sie zu fragen, ob sie wollten, daß ich bleiben solle; in diesem Falle sollten sie erklären, was sie zu thun gedächten. Alle sagten: „Unser Zorn ist groß gegen Youwili.

Reißt den „Tabuh“ nieder, Missi. Wir stehen euch bei und werden euch schützen.“

An der Spitze der Leute ging ich hinaus. Der „Tabuh“ bestand aus Rohrstäben, die rund um die Station in einiger Entfernung von einander in die Erde gesteckt waren; an jedem fand ich Blätter und Zweige in besonderer Weise angebunden. Die Eingeborenen scheuen sich sehr, diese Zeichen zu zerstören, da es Krankheit und Tod für sie im Gefolge haben soll. Deshalb und um die Verantwortung des Schrittes auf mich zu nehmen, zerstörte ich den „Tabuh“ selbst. Alle verpflichteten sich, jeden zu bestrafen, welcher versuchen würde, ihn wieder aufzustellen oder sich für die Zerstörung zu rächen.

Bald nachher kam Youwili, während ich draußen arbeitete, und schlug mit seinem Tomahawk einen Theil des Geländers nieder, welches die Station umgiebt; dann zerstörte er mehrere meiner Bananen — beides Zeichen der Kriegserklärung gegen mich und die Meinen. Der alte Häuptling, der mich selten aus den Augen ließ, kam mit seinen Leuten zum Schutz herbei und ich erklärte ihm, daß dieser Zustand aufhören müsse. Sie alle seien einig und daher stark; sie dürften einem einzigen Uebelwollenden nicht gestatten, Unfrieden zu bringen, sonst würde es doch noch dazu kommen, daß ich die Insel verlassen müsse. Jetzt, wo alle uns gut waren, wo sie mehr zu lernen wünschten, war das etwas, was sie ungern gesehen hätten. Ich ging ins Haus und ließ sie in ihrer Berathung allein. Sie kamen bald zu mir und erklärten, Youwili fangen und bestrafen zu wollen. „Was sollen wir mit ihm thun? Sollen wir ihn tödten?“ „Ganz gewiß nicht!“ entgegnete ich. „Ihr wißt, nur Mord kann rechtmäßig mit dem Tode bestraft werden!“ „Sollen wir seine Häuser verbrennen, seine Pflanzungen zerstören?“ „Nein!“ „Sollen wir ihn binden und schlagen?“ „Nein!“ „Sollen wir ihn in ein Boot setzen und ins Meer stoßen?“ „Nein, eben so wenig.“ „Missi, dies sind unsere Strafen. Aus anderen würde er sich nichts machen.“

„Befehlt ihm“, sagte ich, „daß er mit eignen Händen

und ohne Hülfe mein Geländer erneuern soll, soweit er es zerstört hat; auch die verdorbenen Bananen hat er neu zu pflanzen. Laßt ihn dann versprechen und zwar öffentlich, daß er nichts böses mehr gegen uns unternehmen will. Das wird mir genügen!“ Diese Idee schien ihnen zu gefallen; als die, welche mit mir gesprochen hatten, sie den Uebrigen überbrachten, lachten sie laut und riefen: „Gut, sehr gut! Laßt uns Missis Wort befolgen.“ Nicht ganz leicht war es, Youwili zu fangen; aber nachdem es geschehen, ward er in eine öffentliche Versammlung gebracht, sehr ernst verwarnt und ihm die Strafe dictirt, der er sich unterwarf, da er über deren Natur erstaunt war und die Entschlossenheit aller nicht verkennen konnte. „Morgen“, sagte er, „will ich alles wieder herstellen. Nie will ich wieder etwas gegen Missi unternehmem. Sein Wort ist gut.“ Am andern Abend war der Schaden gut gemacht. Neckereien und Spott seiner Kameraden trug er in vollem Schweigen. Als alles sauber und nett dastand, ging er ohne ein Wort davon. Ich wäre dem armen Burschen so gern nachgegangen, hielt es aber für besser, ihn eine Weile sich und seinen Gedanken über die Art der Strafe zu überlassen. Ich hoffte, ja ich fühlte, daß Youwili vor der Umkehr stehe, daß Christi Geist seine im Dunkeln tastende Seele zu ergreifen im Begriff stehe. Wir beteten von nun an täglich ganz besonders für die Erleuchtung und Bekehrung dieses jungen Häuptlings, an dem bisher anscheinend wenigstens alle unsere Mühe vergeblich gewesen war.

Eine ziemliche Zeit verging, ohne daß irgend etwas gezeigt hätte, unsere Gebete seien erhört worden. Eines Tages aber, als ich einen Karren mit Korallen vom Strande herauf zog, wobei mir zwei Knaben halfen, kam Youwili aus seinem nicht ganz nahe gelegenen Hause, lief mir nach, ergriff mit den Worten: „Missi, diese Arbeit ist zu schwer für euch! laßt mich euch helfen!“ den Riemen, warf ihn über die Schulter und zog mit der Kraft eines Pferdes meinen Karren bis zur Station. Mein Herz floß von Dankbarkeit über; ich

konnte die Freudenthränen nicht unterdrücken, als ich hinter ihm den Hügel hinanstieg. Ich sah in diesem Seil nur das Sinnbild des Joches Christi, das Youwili auf sich zu nehmen im Begriff war. Wahrlich, es giebt nur eine Art der Wiedergeburt, durch den Geist Gottes und aus demselben; aber es giebt viele Arten der Bekehrung und des ersten Schrittes, der da zeigt, auf wessen Seite man sich stellen will. Die Wiedergeburt ist allein das Werk des heiligen Geistes an Seele und Herz des Menschen und ist immer und in allen Fällen ein und derselbe geheimnißvolle Vorgang! Die Bekehrung aber, die den Willen und das Thun des Menschen dann mit ins Spiel bringt, ist vielleicht nicht in zwei Fällen gleichmäßig vollzogen; alle sind sich so ähnlich und doch so verschieden, wie zwei menschliche Gesichter.

Wie diejenigen, welche für Petri Befreiung beteten, doch ihren Sinnen nicht trauten, als Petrus klopfte und zu ihnen kam, so konnten auch wir trotz unsres heißen Flehens es nicht glauben, als nun Youwili dem Heiland nachfolgte. Aber sein stets so finsteres Gesicht ward freundlich und hell, wie von innerem Licht erleuchtet. Seine Frau kam zu uns; sie bat um ein Buch und Bekleidung und sagte: „Youwili schickt mich. Sein Haß gegen den Dienst Jesu ist vorüber. Ich darf Kirche und Schule besuchen. Er wird auch kommen. Er will von euch lernen, stark für Jehovah und Jesus zu sein, wie ihr.“ O mein Herr und Heiland! Dir allein sei Lob und Preis! Du hast den Schlüssel zu jedem Herzen, das du geschaffen!

Youwili lernte nicht leicht, aber er war ausdauernd, und seine Frau half ihm und stand ihm treulich bei. Später gehörten beide der Zahl an, welche ich für das heilige Abendmahl durch lange Zeit vorbereitete und endlich kam der Tag, wo sie zum Tische des Herrn traten. Nach dieser Feier fand ich ihn unter einem Orangenbaum in der Nähe meiner Wohnung auf mich wartend. „Missi,“ sagte er, „ihr wißt,

ich habe alles um Jesu willen aufgegeben, nur eines nicht! Sagt mir, ob es böse ist, ob es Jesus betrübt. Wenn das der Fall ist, will ich es unterlassen, denn ich will ihm zu Gefallen leben." Ich fürchtete, irgend eine der bösen heidnischen Sünden nennen zu hören und fühlte mich sehr erleichtert, als Youwili fortfuhr: „Missi, meine Pfeife und den Tabak habe ich noch nicht aufgegeben! O Missi, ich rauche schon so lange und so gern! Aber wenn ihr mir sagt, daß es Jesus erzürnt, so will ich die Pfeife zerschlagen und nie wieder rauchen!" Die Seele des jungen Christen war entflammt. Es war ihm sichtlich sehr ernst um sein neues Leben und er würde alles gethan haben, was ich ihm geboten hätte. Aber es lag mir mehr an der Belehrung, als an der Beherrschung seines Gewissens und so sagte ich: „Ich freue mich, daß ihr bereit seid, alles für den Herrn zu opfern. Er verdient es, da er sein Leben auch für euch geopfert hat. Ihr wißt, ich rauche nicht, da ich Geld, Zeit und Gesundheit besser als dazu anzuwenden weiß. Es würde mir nichts nützen und nicht dazu helfen, Jesus besser zu dienen. Aber ich will euch offen sagen, daß viele Kinder Gottes anders denken. Fern bin ich davon, diese zu verurtheilen; es ist keine Sünde, aber in meinen Augen eine thörichte Gewohnheit, die euch nicht hindern wird im Dienste Jesu, euch aber auch nicht fördern kann." Er hörte mir aufmerksam zu; er wog genau seinen Entschluß gegen die lieb gewordene Gewohnheit ab und rief: „Missi, alles gebe ich auf! Aber wenn Jesus wirklich nicht zürnt, dann behalte ich meine Pfeife. Ich brauche sie schon lange und ach, ich liebe sie so!"

Und nun möchte ich die Geschichte unsrer ersten Communion erzählen. Es war Sonntag, der 24. Oktober 1869, als wir uns mit denjenigen, welche wir dem Heidenthum entrissen hatten, um den Tisch des Herrn versammelten. Mein Unterricht, speziell sich darauf beziehend, hatte lange gedauert; eine strenge Schlußprüfung ergab, daß zwölf Personen wußten, was sie zu thun im Begriff standen. Auf ihren eigenen Wunsch

wurden sie nach heißem Gebet und inniger Fürbitte getauft und zur Communion zugelassen. Ich erklärte nach der Eröffnung des Gottesdienstes kurz aber eingehend die zehn Gebote und den Weg zur Erlösung, wie ihn das Evangelium uns zeigt. Die zwölf standen dicht vor mir; die Kirche war gedrängt voll, denn jeder wollte sehen und hören, was geschehen würde. Nach einer kurzen Ansprache stellte ich zwei Fragen; „Wollt ihr, in Uebereinstimmung mit dem von euch bekannten Glauben und mit eurem Gelöbniß, vor Gott und dem Volke getauft werden?“ und: „Wollt ihr fortan nur für Jesus leben, alle Sünde hassen und versuchen, euern Erlöser stets zu lieben und ihm zu dienen?“ Ein lautes „Ja“ folgte. Dann mit dem alten Häuptling beginnend traten die zwölf einer nach dem andern vor, und ich taufte sie nach dem Ritus der presbyterianischen Kirche. Zwei von ihnen hatten neugeborene Kinder, die ich gleichfalls taufte. Feierliches Gebet folgte und im Namen der heiligen Dreieinigkeit ward die Kirche von Aniwa förmlich eingesetzt. Ich sprach dann die Einsetzungsworte aus 1. Kor. 11 und theilte das heilige Abendmahl aus, — zum ersten Male auf Aniwa, seit diese Insel aus der Tiefe emporgebaut ward! Mrs. McNair, meine Frau und sechs Lehrer aus Aneityum empfingen das Sakrament ebenfalls. Und ich denke, wenn je der Herr sein gesegnetes Wort: „ich bin mitten unter euch“ mich als Wahrheit empfinden ließ, so war es der Fall an jenem Tage.

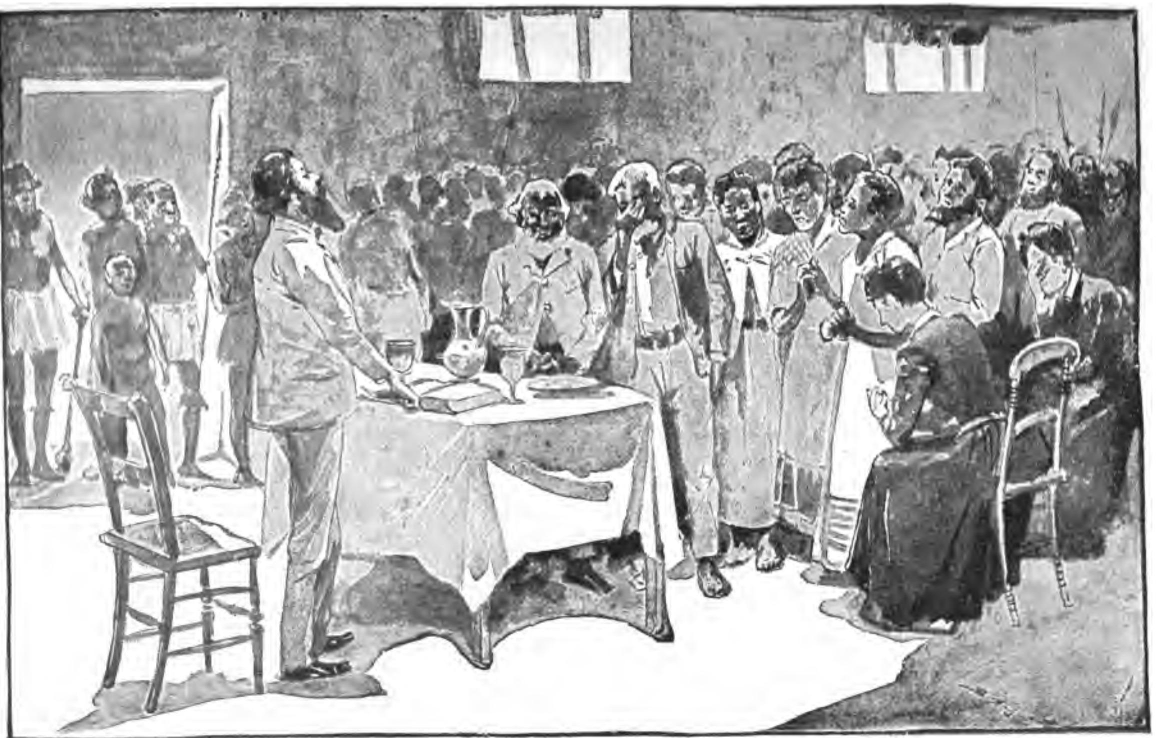
Die Insulaner verharrten in tiefstem Schweigen und folgten dem allen, was so neu und fremd schien, durch fast drei Stunden mit dem gespanntesten Interesse. Zum ersten Male ward das Geschenk der Dorcas-Sonntagsschullehrer der Süd-Melbourne'schen presbyterianischen Kirche gebraucht, Altargeräthe von Silber. Sie hatten sie im Glauben gesandt, daß wir sie einst verwenden würden und ich hatte sie in derselben Hoffnung empfangen. Und nun war der ersehnte Tag gekommen und vergangen! Drei Jahre hatte ich mich um dieses Ziel bemüht, für dieses hatte ich gebetet, gelehrt. In dem

Augenblick, da ich Brod und Wein in die Hände der Schwarzen legte, die einst vom Blute des Kannibalen getrieft hatten und jetzt den Zeichen und dem Siegel der erlösenden Liebe sich entgegenstreckten — da hatte ich eine Ahnung der Freuden der Ewigkeit und des Himmels, die fast zu viel war für mein Herz! Nie werde ich größere Seligkeit empfinden, bis ich einst den Heiland selbst schauen werde!

O, daß doch meine Brüder, die Geistlichen in der Heimath, das Gefühl höchster Befriedigung kennten, welches die Arbeit unter den Heiden uns gibt! Sie würden in größerer Anzahl kommen, um uns zu helfen, als dies leider bis jetzt der Fall ist.

Da nun unser erstes kleines Buch fertig war, konnten wir daran gehen, in jedem Dorf der Insel eine Schule einzurichten. Meine Frau und ich hatten die, welche mit uns lebten, von Anfang an sorgsam und eifrig unterrichtet und so hatten wir nun eine Anzahl solcher, die uns helfen konnten. Die Erfahrung hat es mir gezeigt, daß für die ersten Anfänge des Lernens ihre Landsleute bei den Insulanern die größten Erfolge erreichen. Jedes Dorf baute eine Hütte für seine Schule, die am Sonntage auch zum Gottesdienst benutzt ward, wenn ich ins Dorf kam. Einige Schulen erhielten gute Lehrer aus Aneityum; für die übrigen wählte ich die, welche am besten lesen konnten. Diese ließ ich öfters untereinander abwechseln, nahm einige zeitweise wieder in meine Schule, die Nachmittags abgehalten ward. Ein kleiner Gehalt ward allen zur Aufmunterung und Aneiferung gegeben, welchen wir aus dem „Fonds für eingeborene Lehrer“ erhielten.

Die Stunden in diesen Dorfschulen mußten bei Tagesanbruch gegeben werden, denn sobald der starke Thau dieser Insel verdunstet ist — und das geschieht sehr rasch — arbeiten die Leute auf ihren Feldern, auf deren Ertrag sie ja angewiesen sind. Auch in meiner Schule mußte ich mit dem grauenden Morgen den Unterricht beginnen; Nachmittags widmete ich mich dann den Lehrern. Anfangs waren die Erfolge sehr unbedeutend; bald aber lernten sie die Gedanken mehr und



Die erste Abendmahl-Feier auf Aniwa. Seite 268.

mehr auf die ungewohnte Beschäftigung lenken und noch später gelang es ihnen, auch dauernd aufmerksam zu sein. Mit dem Wachsen des Glaubens und der Erkenntniß verschwanden die heidnischen Gewohnheiten; das ganze Leben, das uns umgab, nahm eine andere Form an. Meine Frau hatte etwa fünfzig Frauen und Mädchen täglich bei sich, um sie das Nähen, Hutflechten, Lesen und Singen zu lehren. Fast alle haben es so weit gebracht, daß sie ihre eignen Kleidungsstücke, sowie die Hemden ihrer Männer und den Anzug ihrer Kinder fertigen konnten. Und doch waren nur drei Jahre vergangen, seit diese Wilden völlig unbekleidet blieben. Der Geist Jesu Christi ist eben die einzige Macht, welche zur Civilisation führt.

Die neue gesellschaftliche Ordnung, deren erste Anfänge ich erwähnte, verbreitete sich und gewann an Kraft. Ich mischte mich nie in das Walten der Häuptlinge ein, außer wenn sie mich um Rath fragten. Die beiden besten von ihnen wußten, daß es nur ein Gesetz gibt, den Willen Gottes, und nur eine Richtschnur für das Leben des Christen, Jesus zu gefallen, und nach beiden suchten sie ihre Stämme zu leiten. In Schwierigkeiten kamen sie und hielten Rath mit mir. Ich erklärte oder las ihnen dann das betreffende aus der heiligen Schrift vor und überließ es den Häuptlingen, diese Vorschriften und Grundsätze auf die Art anzuwenden, wie sie es nach den Umständen für gut fanden.

Unsre Arbeit ging frisch vorwärts trotz mancher betrübenden Erlebnisse. Einzelne Fälle von Neid, Habgier und anderen Lastern brachten uns manchen Schmerz. Aber verlor doch der Herr mit uns niemals die Geduld, deshalb durften auch wir sie mit den noch Schwachen nicht verlieren. Wir bildeten die Lehrer, übersetzten, druckten und verkündeten die Bibel, wir standen Kranken und Sterbenden bei; täglich theilten wir Arzenei aus, lehrten den Gebrauch verschiedener Werkzeuge, gaben Rath bei ihren Gesetzen und Strafen, und so entwickelte sich das Ganze sehr erfreulich. Es trug neben vielen Unvollkommenheiten doch die Spuren des Wirkens Gottes unter den Menschen.

Der Sonntag war in Wahrheit ein Tag des Herrn. Alle und jede Arbeit ruhte. Alle kamen zu den Gottesdiensten, deren mehrere einander folgten, und in die Sonntagsschule. Wenn ich aus einem Dorf zurückkehre, sind schon alle unter einem großen Baume versammelt oder während der Regenzeit im Schulhause. Und nach Beendigung dieses Abendgottesdienstes, dessen Loblieder weit hinaus erschallen, bitten sehr viele, noch unsrer Familienandacht beiwohnen zu dürfen. „Missi, wir hören so gern singen! Wir verstehen schon ein wenig englisch“, oder auch: „wir sind so gern, wo gebetet wird!“ Solche Bitten kann ich nicht abschlagen; die Leute folgen mir ins Haus, so viele, als irgend in dem Raum Platz haben, wo ich mit den Meinen vor dem Herrn erscheine.

Ermüdet war ich oft von diesen Sonntagen, aber nie müde, des Herrn Lob zu verkündigen, wenn ich alle die dem Herrn Gewonnenen um mich hatte. Nichts an diesen Sonntagen war traurig oder was manche puritanisch nennen, denn wir alle waren mit ganzem Herzen dabei; den Leuten war es ihr allwöchentliches Fest, auf das jeder sich freute. Es gab ja wenig Zerstreuung und Abwechslung; die Gottesdienste erschienen ihnen als ihr größtes Glück. So lange sie singen durften, fühlten sie sich froh. Als ich wieder zu den weißen Christen zurückkam, hat meine Seele oft nach einem Sonntag in Aniwa herzlich verlangt.

Aber auch die Werktage vergehen lieblich und rasch in der vielen Arbeit und Woche um Woche fließt dahin. Es ist ein einfaches, glückliches, schönes Leben auf jeder dieser Inseln, wo ein Missionar ein Heim gegründet hat. Wir alle, die wir diese Eilande bewohnen, haben keinen Wunsch, zu denen zurückzukehren, die sich als die „Gesellschaft“ bezeichnen und doch oft nur in wahren Armseligkeiten Vergnügen suchen und finden.

Die Gebete, welche die neuen Christen in ihren Häusern hielten, haben mich oft gerührt. In einer Zeit großer Noth, die einer sehr langen Dürre folgte, hörte ich einen Vater ein



Abend-Andacht unter den Bäumen. Seite 272.

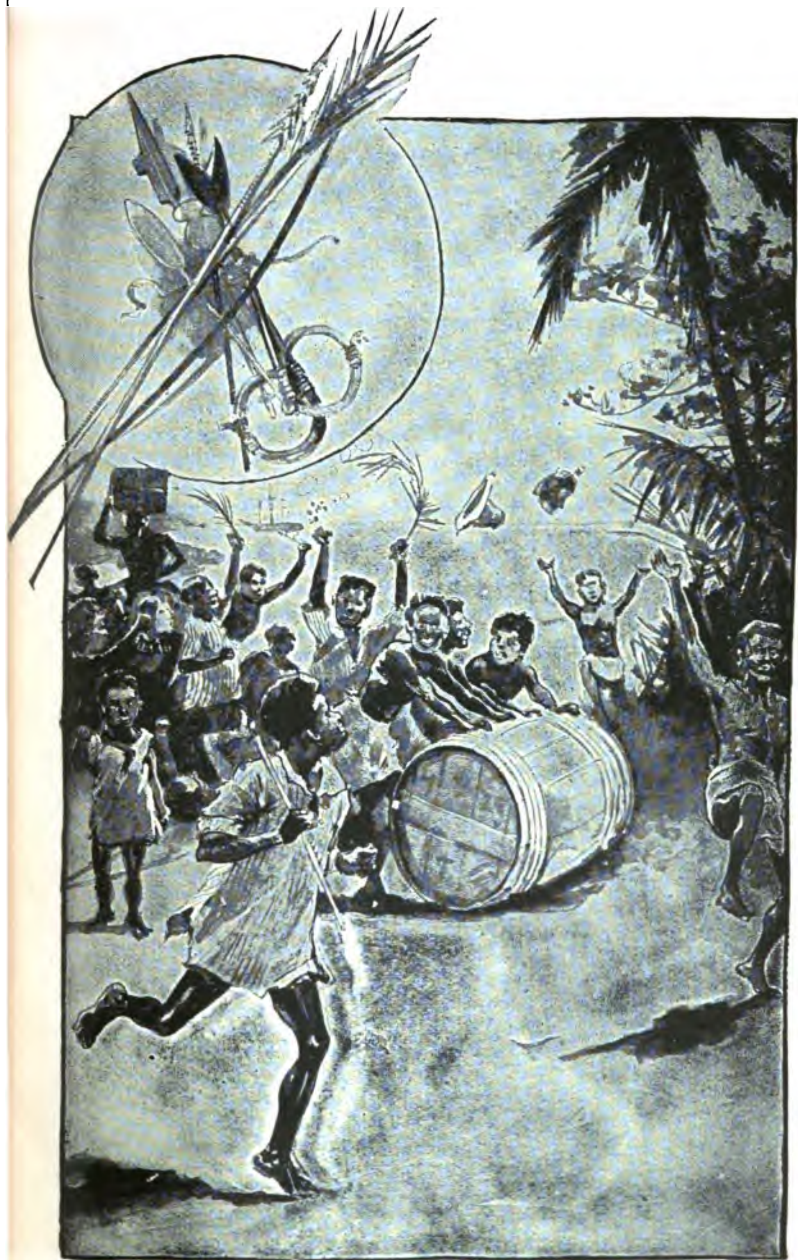
sehr herzliches Dankgebet bei seiner Mahlzeit sprechen, „für die von Gott gegebene Speise und die Gnade, welche er ihm und den Seinen in Christo geschenkt habe.“ Ich betrat die Hütte und erfuhr bei der Unterhaltung mit den Leuten, daß sie Feigenblätter aufgelesen und gekocht hatten. Es war selbst für Insulaner ein armseliges Gericht, aber Zufriedenheit und Dankbarkeit würzte es den Armen.

In dieser Zeit bittern Mangels, der auch uns betraf, weil unsere Vorräthe gänzlich zur Neige gingen, kamen einmal Kinder zu mir mit den Worten: „Missi, wir sind sehr hungrig.“ „Das bin ich auch,“ erwiederte ich; „hoffen wir, daß die „Morgenröthe“ uns bald Nahrung bringt.“ „Missi, ihr habt zwei schöne Feigenbäume. Dürfen wir von den jungen Blättern essen? Wir wollen die Zweige nicht beschädigen.“ „Gern, Kinder,“ erwiederte ich; eßt euch satt oder soviel ihr mögt.“ In einem Augenblick kletterten die Kinder wie Eichhörnchen hinauf; sie hielten eine Mahlzeit, die ihnen ein Fest däuchte.

Täglich beteten wir, das Schiff möge endlich kommen. Täglich liefen die Waisenknaben auf die Korallenfelsen am Strande; immer war die traurig klingende Kunde dieselbe: „Tavaka jimra!“ (Noch kein Schiff!) Eines Tages aber erklang es: „Tavaka oa!“ (Das Schiff! Hurrah!) Nach einiger Zeit kamen die Knaben wieder: „Missi, es ist nicht unser Schiff; es hat drei Masten und die „Morgenröthe“ hat nur zwei. Aber wir glauben, es ist unsre Flagge.“ Durch mein Glas sah ich nach einiger Zeit, daß Waaren in ein Boot geladen wurden; Schiffe können der mangelnden Einfahrt wegen nie nahe an die Insel herankommen. Ich ging mit den Waisenknaben an den Strand und als das erste Boot seine Ballen landete, tanzten und sprangen sie vor Freude. „Missi, dies Faß klappert, als wenn Schiffszwieback darin wäre! Sollen wir es nach Hause bringen?“ Ich sagte, sie sollten es thun, falls es nicht zu schwer wäre, und eilig rollten sie es fort; nicht ohne große Anstrengung brachten sie es auf die Höhe und legten es vor die Thür des Vorraths-

hauses. Als ich heimkehrte, fand ich die Kinder der beiden Waisenhäuser alle um das Faß versammelt. Sie empfingen mich mit der Frage: „Missi, ihr habt doch nicht vergessen' was ihr uns verspracht?“ „Was habe ich denn versprochen?“ Sie sahen enttäuscht einander an und sagten: „o Missi hat es vergessen!“ „Was habe ich denn vergessen?“ frug ich lachend, „Ihr wolltet jedem von uns einen Zwieback geben!“ „Nun, ich wollte nur sehen, ob ihr es nicht vergessen hättet.“ „Das könnten wir ja nicht!“ riefen sie; „macht ihr das Faß bald auf?“ Ich hatte Hammer und andere Werkzeuge, schlug einige Reifen ab, hob den Deckel und gab jedem seinen Zwieback. Zu meinem Erstaunen hielt jeder sein Geschenk in der Hand, ohne zu essen; ich wußte, sie mußten hungrig sein. „Was“, rief ich, „ihr wollt den Zwieback wohl aufheben? Ich dachte, ihr könntet es kaum erwarten, ihn zu bekommen?“ Da sagte eins der älteren Kinder: „Wir möchten doch erst beten und Gott danken, daß nun der Hunger vorbei sein wird.“ Sie sagten das in der kindlichsten, einfachsten Weise, als wenn das so natürlich wäre, daß es gar nicht anders sein könnte. Wenn irgend ein weißes Kind, welches nicht betet, dies liest oder hört, so wird es fühlen, daß es heidnischer ist, als diese seine schwarzen Brüder und Schwestern. Wir alle dankten dem Herrn für die Ankunft des Schiffes und seine Gaben; europäische Nahrungsstoffe waren längst ausgegangen; wir lebten von Kokosnüssen und selbst deren gab es nicht genug.

Die Kinder hatten richtig gesehen; das Schiff war nicht unsere so eng mit unsern Interessen und unserm Unternehmen verbundene „Morgenröthe“. Unser Schiff, der Besitz so vieler kleiner „Theilhaber“, war am 6. Januar 1873 auf ein Riff geworfen worden und hatte Schiffbruch gelitten. Eine französische Gesellschaft hatte das Wrack gekauft und es aus dem Korallenfelsen förmlich heraussägen lassen. Es ward später reparirt und sollte für jene Gesellschaft „Kanaka-Handel“ treiben, d. h. nichts mehr und nichts weniger als Sclaven transportiren;



„Sie rollten das Faß Zwieback bis vor das Haus.“ Seite 273.

denn nichts sonst sind jene Unglücklichen, die man unter dem Vorwande, „ihrer Arbeit einen besseren Markt zu schaffen“, herumschleppt und verkauft. Die Nachricht war für uns und alle, welche die Insel bewohnen, eine geradezu entsetzliche. Außer dem Verlust des Schiffes beklagten wir innig die Eingeborenen, welche das Schiff als ein gutes und segenbringendes kannten und sich ihm arglos anvertrauen würden. Aber was konnten wir thun? Nichts, gar nichts, als zum Herrn beten, daß er durch unser Segensschiff, den Boten des Evangeliums, nicht Schaden kommen lassen wolle über zahllose Schwarze, die der List ihrer weißen Mitmenschen zum Opfer bestimmt waren. Was geschah? Die französischen Menschenhändler hatten das Schiff also gerettet und während sie in der nächsten Stadt, bei der es verankert lag, sich der Freude über den billigen Erwerb hingebend Gelage hielten, entstand ein Sturm, der das Fahrzeug los riß und wiederum auf einen Felsen trieb. Diesmal war es unrettbar, — ein zu nichts mehr zu gebrauchendes Wrack! Besser für dich, du weißgeflügelter Bote des Herrn, daß du untergingst, als daß du in den Dienst der Sünde und der Schande getreten bist!

Das jetzt mit Vorräthen angelangte Schiff war gemiethet worden; die Besitzer wollten es der Mission für 3000 L. Sterl. nach einem Jahre verkaufen, falls es sich für unsere Zwecke bewähre. Dies Schiff, der „Paragon“, war tüchtig, größer als das verlorene und von allen Seiten war man der Meinung, man solle es für die Mission kaufen.

Ich hatte wiederholt die Absicht ausgesprochen, meine Pflegebefohlenen nicht mehr zu verlassen, außer im Fall daß meine Gesundheit eine Entfernung nöthig mache, oder daß der Verlust unseres Schiffes neue Sammlungen verlange. Sonderbarerweise traten beide Bedingungen zugleich ein. Während der furchtbaren Stürme zwischen Januar und April 1873 verloren wir ein liebes Kind; meine Frau war längere Zeit krank und ich ward von Gelenkrheumatismus befallen. Die treuen Freunde Mr. und Mrs. Watt, die damals längst auf

Tanna ihre Station hatten, ruderten und segelten auf diese Nachricht hin die dreißig Meilen in offnem Boot, um uns auf Aniwa beizustehen. Kurz ehe sie eintrafen, war ich in tiefen und langen Schlaf gefallen, aus dem ich mit klarem Bewußtsein erwachte. Die Krisis war vorüber, auch Rückfälle blieben aus. Aber ich war so schwach und die Gelenke noch so afficirt, daß ich nur auf Krücken gestützt gehen konnte.

Ein Luftwechsel und Hülfe eines tüchtigen Arztes wurde angerathen; so entschloß ich mich, die Fahrt nach Sydney anzutreten. Auch dort war ich noch nicht im Stande, mich ohne die Stützen zu bewegen; so versammelten sich Freunde und Rathgeber bei mir, um die Schiffsangelegenheit zu besprechen. Die Sache stand so: Die Versicherungsgesellschaft hatte 2000 L. St. für das verlorene Schiff bezahlt; davon waren 1000 L. St. für die Miethe und die Erhaltung des „Paragon“ nothwendig. Wollten wir also das Schiff für die Mission ankaufen, so bedurften wir außer einer Summe für die Einrichtung und die Verproviantirung 2000 Pfund.

„Wenn Sie mir helfen wollen“, sagte der verstorbene Mr. Learmouth zu Mr. Goodlet, „kaufen wir das Schiff gleich, damit die Sache Gottes nicht durch den Schiffbruch Noth leidet.“ Diese beiden Presbyter machten den Kauf nun auf ihre Rechnung; als man sie frug, welche Garantie sie von den Missionaren verlangten, antwortete der edle Mr. Learmouth: „Gott ist unsere Garantie! Von den Missionaren fordern wir keine. Welche könnten sie uns auch außer ihrem Glauben an Gottes Hülfe geben? Und diese Garantie haben auch wir.“

Sobald als mein sich bessernder Zustand es erlaubte, trat ich die Reise an, nachdem in Sydney die Sache durch Sammelkarten in Gang gebracht worden war. In Victoria, Melbourne, auf Neu-Seeland und in allen andern Theilen der australischen Kolonien erzählte ich unsere Geschichte. Anfangs war ich besorgt, wie die große Summe von 2800 L. St. zusammenkommen sollte. Aber ich betete ohne Unterlaß und der

Herr öffnete Herzen und Hände für sein Werk; die Theilnahme an dem Gelingen war nicht weniger groß, als die frühere an unseren Mühsalen ohne Erfolge.

Als ich Ende März 1874 wieder nach Sydney zurückkam, war meine Gesundheit wunderbar gebessert und die Summen, welche bei dem Comité eingelaufen waren, reichten hin, um den beiden treuen Presbytern die 3000 L. St. zurückzuzahlen und 800 für Verbesserungen, Vorräthe u. s. w. auszugeben, „Sie nahmen Gottes Macht und seine Barmherzigkeit als Pfand für Ihr Geld", sagte ich den edlen Männern. „Er hat sich mächtig und barmherzig erwiesen; Sie haben keinen Verlust gehabt, wohl aber den Vorzug genossen, dem Herrn zu dienen. Möge Gottes Segen stets auf Ihrem Thun ruhen."

Auf Ansuchen des Agenten der Mission war uns gestattet worden, den Namen des Schiffes zu ändern. Wir nannten es wieder „Morgenröthe", damit die alten Beziehungen und Erinnerungen nicht unterbrochen würden. Und so durchfurchte unser zweites Schiff wieder schuldenfrei die Meere und brachte alljährlich Freude und Segen auf die Inseln.

Achtes Kapitel.

Kleine Federzeichnungen aus Aniwa.

Unter den Heiden wird aus jedem Bekehrten alsbald ein Missionar. Das geänderte Leben, welches sich hell von dem Dunkel abhebt, in dem die übrigen verharren, ist wie ein Buch mit sehr großen deutlichen Buchstaben, daß jeder schon von weitem lesen kann. Unsere Insulaner haben, abgeschlossen von der übrigen Welt, wenig, was sie von dem Dienst jenes Herrn abzieht, den sie nun kennen und lieben gelernt haben. Man muß diese begünstigenden Umstände in Betracht ziehen, um unsere Schilderung der Begeisterung für die Gottesdienste, den Eifer, das zu verbreiten, was sie beseligt, nicht für übertrieben zu halten. Bei einigem Nachdenken wird jeder begreifen, daß diese durch das Opfer auf Golgatha tief berührten Seelen fast nothwendigerweise den ganzen Strom ihres Empfindens und Denkens dem neu gewonnenen Gut zufließen lassen. Diese einfachen Menschen, die weder von Zerstreuungen noch durch Genüsse der Kunst oder der Litteratur, weder durch Politik noch durch ein aufreibendes Geschäftsleben abgezogen werden, sind deshalb viel geeigneter, sich diesem Gegenstande völlig hinzugeben, als andre, welche inmitten der tausendfachen Ansprüche stehen, die ein weniger einfaches Leben an sie macht.

Der Heide hat, wenn auch ohne volles Bewußtsein davon zu haben, stets nach einem Frieden der Seele gesucht, den sein oft erniedrigender Aberglaube und die Gebräuche, welche er mit sich bringt, ihm nicht geben konnten. Er erhält das

Licht der Offenbarung; er erfährt, daß Gott die Liebe ist, daß er seinen Sohn für ihn hingab, damit auch er durch und in Jesu Christo ein Erbe des ewigen Lebens werde. Er glaubt durch die Gnade Gottes, die ihn beruft; er fühlt sich beglückt und will die frohe Botschaft jedem mittheilen. Andre sehen die Aenderung, welche vorgegangen ist, sowohl in seinen Handlungen, als in seiner Art zu sein, in seinem ganzen Leben; so ist jeder bekehrte Heide ein Licht für seine Umgebung, das hell leuchtet. So kommen ganze Bevölkerungen, wenigstens in den Vorhof des Tempels und wünschen den Missionar und die Seinen in ihrer Mitte zu haben, selbst wenn sie noch fern davon sind, den Segen zu verstehen, welchen er bringt. Sie sehen ein, daß Leben und Eigenthum gesichert sind, die noch vor wenig Jahren in täglicher Gefahr standen. Sie sind noch keine Christen, sie sind noch fern von Civilisation; aber das Licht umgiebt sie und sie freuen sich an dessen Strahlen.

Die unvergleichliche Einfachheit des Evangeliums kann, obgleich seine Tiefen dem Gelehrtesten eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums an Erkenntniß sind, doch in diese kindlichen Seelen eindringen. Sie verstehen die Thatsachen, welche ihnen mitgetheilt werden und die erste Wirkung ist der Wunsch, das Gehörte weiter zu verbreiten. Wenn man diese Erfahrung immer und immer wieder macht, so kann man die vorwurfsvolle Frage nicht unterdrücken, warum das Evangelium nicht auch in christlichen Ländern so wirkt, warum immer noch so wenige Theil nehmen an der Heidenmission, warum dieselbe durch lange Zeiträume fast gar nicht oder doch nur in sehr geringem Maße betrieben wurde. Jedenfalls ist es der schönste Lohn für den Missionar, diese treibende Kraft des Samenkornes zu beobachten, das er ausstreuen durfte. Sie ist ihm immer aufs neue das Zeichen ihres göttlichen Ursprunges und der Gnade Gottes, welche seine Arbeit segnet, und ohne welche all sein Thun ganz vergeblich sein würde.

Als einen Beweis dafür, daß die Neubekehrten auch Widerwillen und Feindschaft nicht scheuen, die sie durch ihren

Wunsch, das Evangelium zu verbreiten, erregen, erzähle ich Folgendes.

Einer unserer Häuptlinge, für das was ihn beseligte begeistert, sandte einem Stamme im Innern der Insel die Botschaft, er werde mit vier Gefährten kommen, um ihnen von Jesu Christo zu erzählen. Der Bote brachte die Antwort, daß, wenn sie sich unterständen das Dorf zu betreten, sie getödtet werden würden. Als Gegenantwort ließ unser Häuptling sagen, er habe gelernt, daß der Christ Böses mit Gutem vergelten solle; so werde er doch kommen und zwar ohne Waffen, zum Zeichen, daß sein Erscheinen nur friedliche Ursachen habe. Der Bescheid lautete einfach: „wenn ihr kommt, seid ihr alle des Todes!“

Am nächsten Sonntage machte sich unser Häuptling mit vier Gleichgesinnten auf den Weg; sie trafen die, welche sie suchten, schon außerhalb ihres Dorfes und wurden mit ernsten Drohungen empfangen. „Ihr seht“, sagte unser Häuptling, „wir kommen ohne alle Waffen. Wir wollen nicht kämpfen, sondern euch nur erzählen, daß Gott seinen Sohn zu den Menschen gesandt hat, um sie zu lehren und daß er für ihre Erlösung gestorben ist. Wir glauben, daß er uns heute beschützen wird!“ Als die fünf Männer entschlossen ihrem Ziele sich näherten, flogen ihnen die Speere ihrer Landsleute entgegen. Alle bis auf einen waren geschickte Krieger; einzelnen Speeren ausweichend ergriffen sie andre mit den Händen und jeder von ihnen hatte bald eine gute Anzahl davon.

Verwunderung und Schrecken ergriff die Heiden, als sie sahen, daß die Heranrückenden den Kampf nicht aufnahmen, sondern ruhig näher kamen, obgleich sie sich vor ihnen bis ins Dorf zurückzogen. Dort rief der ohne Waffen siegende Häuptling ihnen zu: „Ihr seht, Jehovah beschützt uns. Er hat uns alle eure Speere gegeben. Einst würden wir sie auf euch geworfen und euch getödtet haben. Jetzt aber wollen wir nicht kämpfen. Wir wollen euch nur von Jesus erzählen, der unsre Herzen gebessert hat. Er verlangt, daß auch ihr

die Waffen niederlegt und anhört, was wir euch von der Liebe Gottes, des einzigen lebendigen Gottes, zu erzählen haben!“

Schrecken ließ die Angeredeten völlig verstummen. Sie sahen diese Christen von irgend einer unsichtbaren Macht beschützt. Zum ersten Male liehen sie der Kunde vom Heiland das Ohr und in nicht ferner Zeit sahen wir diesen ganzen Stamm als eifrig lernende in Schule und Kirche. Es dürfte unter all diesen Südseeinseln kaum eine zu finden sein, wo nicht ähnliche Scenen vorgekommen sind. Heldenmuth beseelte die Bekehrten und alle Missionare werden es freudig bezeugen, daß sie ihn im Dienste und zur Ehre des Herrn gern bethätigten.

Aber auch Prüfungen andrer Art waren die jungen Christen Aniwas ausgesetzt. Eines Tages landeten über hundert Tannesen auf der Insel, die im Kampfe unterlegen hier Schutz und Rettung suchten. Wenige Jahre früher wären sie als Feinde behandelt worden, oder sie würden es überhaupt nicht gewagt haben, hierher zu flüchten, da die Aniwaner eben solche Kannibalen waren, wie ihre Genossen auf Tanna. Die Vertriebenen wurden sehr freundlich aufgenommen und blieben, bis die Fehde einigermaßen vergessen ward. Mein alter Freund Nowar, der unter den Flüchtigen war, that was er konnte, um seine Leute dazu anzuhalten, Gesetz und Ordnung, wie sie jetzt in Aniwa herrschten, zu befolgen und aufrecht zu erhalten, denn nur unter dieser Bedingung hatte man die Tannesen aufgenommen. Die Zeit war für diese eine Art von Erziehung; viele fingen an sich zu bekleiden und zu den Gottesdiensten zu kommen. Für die Aniwaner, denen die Insel nur gerade den Lebensunterhalt gab, war die zahlreiche Einquartirung eine ziemliche Last; sie trugen sie aber freudig und bewiesen auch damit, daß christlicher Geist sie zu erfüllen begann.

Wie Gott überall da, wo man das Land für den Herrn in Anspruch nahm, besonders geeignete Männer erweckte, die das Werk segensreich weiterführten, so hatte ich dies auch in

Aniwa zu erfahren. Unter denen, die mir treu zur Seite standen, muß ich vor allen übrigen des alten Häuptlings Namakei gedenken. Langsam aber sicher schritt seine Erkenntniß fort und mit ihr wuchs der Eifer, seine Leute alles zu lehren, was er selbst in sich aufgenommen hatte. Natürlich war er Kannibale und ein roher Anführer im Kriege gewesen, hatte sich aber gleich anfangs freundlich zu uns gestellt. Mochte seinem Eifer zuerst etwas Eigennutz zu Grunde gelegen haben, so war sein Streben doch später völlig rein davon.

Als uns auf Aniwa ein Sohn geboren wurde, war der alte Häuptling in höchster Aufregung. Er verlangte, das Kind solle sein Erbe sein, — er hatte seinen Sohn verloren — und brachte seine Leute in Abtheilungen herbei, um den „weißen Häuptling" von Aniwa zu sehen! Die Ehre, das Kind „Namakei den Jüngeren" zu taufen, haben wir wohl nicht genügend zu schätzen gewußt; aber er nahm es nicht übel und er blieb dem Knaben stets sehr gut; als er größer ward, nahm der alte Mann ihn oft mit sich, ließ ihn nicht von der Hand und lehrte ihn sprechen wie ein Eingeborner. Die Liebe zu dem Kinde hielt ihn fest bei uns und auch dies rein menschliche Band diente dazu, ihn immer näher und näher mit dem Evangelium zu vereinen.

Der Tod dieses treuen Mannes soll doch auch erwähnt werden. Welche Idee Namakei sich von der jährlich gehaltenen Versammlung der Missionare gemacht haben mochte, ist schwer zu ergründen; aber er war von dem Wunsche ganz erfüllt, einer solchen beizuwohnen. Da der Mann schon ziemlich alt und gebrechlich war, ging ich nicht darauf ein; ich fürchtete, er könne in Aneityum sterben und sein Verlust könne der Sache des Evangeliums in Aniwa schaden, wo Namakei wahrhaft geliebt war und den größten Einfluß besaß. Aber alle meine Bedenken wurden nicht beachtet; er selbst, seine Verwandten, ja der ganze Stamm, kurz alle drangen in mich, so daß ich ihn zur nächsten Missionsversammlung mitnehmen mußte. Er versammelte seine Leute um sich, nahm herzlich

von allen Abschied, empfahl ihnen, „stark in Jesus“ zu bleiben, ob er nun zurückkehren werde oder nicht, und allezeit treu zu Missi zu stehen. An Bord der „Morgenröthe“ hatte man diese Scene beobachtet und ich fand alle gerührt über die Zeichen von Liebe und Verehrung, die dem Häuptling dargebracht worden waren. Er überstand die Seereise gut. Von den Missionaren freundlich begrüßt schien er ganz glücklich. Als er vom Wachsthum unseres Werkes hörte und wie eine Insel nach der andern für den Herrn in Besitz genommen werde, sagte er: „Missi, ich trage meinen Kopf hoch, wie ein Baum seine Krone. Ich werde größer vor Freude!“

Am fünften Tage der Synode ließ er mich aus der Versammlung holen und begrüßte mich mit den Worten: „Missi, ich bin dem Tode nahe. Ich möchte euch noch Lebewohl sagen. Meiner Tochter, meinem Bruder und meinem Volke sagt, sie sollen fortfahren, Jesum zu lieben, und daß ich sie beim Herrn wiedersehen werde.“ Ich versuchte ihm Muth zuzusprechen, sagte, Gott könne ihn kräftigen und zu den Seinen zurückführen, aber er flüsterte schwach: „Nein, Missi, der Tod berührt mich schon. Meine Füße tragen mich nicht mehr! Helft mir, mich in den Schatten dieses Baumes niederzulegen.“ Als er sich ausgestreckt hatte, sagte er: „Jetzt gehe ich heim. O Missi, laßt mich euer Gebet hören, das wird meiner Seele Kraft geben.“ Unter schmerzlichen Thränen betete ich. Er drückte meine Hand, legte sie auf sein Herz und sagte: „O mein Missi, mein lieber Missi! Ich gehe euch voran und bei Jesus sehen wir uns wieder. Lebt wohl!“

Es waren seine letzten Worte; kaum daß sie beendet waren, verließ ihn die Besinnung. Mein Schmerz war tief und groß. Namakei war mein erster Bekehrter auf Aniwa, der erste, welcher auf jener Insel dem Herrn sein Herz geöffnet hatte; als er den letzten Athemzug gethan hatte, eilte meine Seele der seinen nach, um sich vorzustellen, wie der Heiland sie, die seine Liebe erlöst hatte, aufnehme. Namakei war mir ein treuer hingebender Freund und Helfer gewesen,

den alle Missionare mit mir am nächsten Morgen bestatteten. Da standen wir und vergossen Thränen um einen, der noch wenige Jahre zuvor ein blutbefleckter Kannibale gewesen war und den wir nun als einen Bruder, als einen Boten des Evangeliums für seinen Stamm betrauerten. Er war eine neue Kreatur in Christo geworden.

Wir sahen mit wirklichem Schmerz dem Augenblick unsrer Rückkehr entgegen. Als unser Boot dem Landungsplatz sich näherte, war dort fast die ganze Bevölkerung versammelt; ganz vorn am Strande stand Namakeis Tochter Litsi und sein Bruder. Das scharfe Auge der ersteren vermißte den Vater und schon von weitem hörte ich sie rufen: „Missi, wo ist mein Vater?“ Die Frage wiederholend, während das Boot näher und näher kam, setzte sie hinzu: „Ist Namakei todt?“ „Ja,“ antwortete ich, „er starb in Aneityum. Er ist nun beim Herrn!“ Der Schmerzensschrei, den Litsi ausstieß, ward von den andern aufgenommen und erscholl wie ein Klagelied, jetzt leiser, dann wieder lauter. Als ich endlich den Fuß aufs Land setzen konnte, kamen Litsi und Kalangi, der Bruder des Verstorbenen, auf mich zu, drückten mir die Hände und sagten unter Schluchzen: „Ach Missi, wir wußten, daß er fast sterbend war; aber er verbot uns, es euch zu sagen. Er freute sich, in Aneityum zu schlafen, bis Jesus ihn auferwecken wird. Er hat uns befohlen, euch zu gehorchen und Jesus zu lieben und das wollen wir thun.“

Der zweite Häuptling Naswai begleitete uns zum Missionshause und der ganze Zug folgte unter Wehklagen. Am nächsten Sonntage erzählte ich die Geschichte der Bekehrung Namakeis, seines Lebens für und in Christo und seines Todes. Gottes Gnade hat es gefügt, daß dieser Tod keinerlei schlimme Folgen für unser Werk gehabt hat, daß im Gegentheil bei vielen das Interesse für dieses noch gewachsen ist.

Naswai, der Freund Namakeis, war das Haupt des volkreichsten Stammes der Insel und nahm nun des Verstorbenen Stelle auch bei uns ein. Er hatte ein würdevolles Auftreten;

auch seine Frau Katua war im Vergleich zu den andern Frauen eine Dame. Ihr und ihres Mannes Beispiel war vom größten und besten Einfluß. Naswai war jünger und intelligenter als sein Vorgänger und konnte mir noch mehr und besser helfen als Namakei; nur bei der Bibelübersetzung erreichte er diesen nicht, der mit ganz wunderbarer Begabung mir in vielen Fällen den besten und genauesten Ausdruck anzugeben wußte. Naswai war in der Schule seines Dorfes selbst der Lehrer und ebenfalls Presbyter. Seine Reden waren von großer Wirkung durch meist sehr glücklich gewählte Bilder; seine Gebete waren inbrünstig und erhebend.

Als einst unser Schiff, die „Morgenröthe“, eine ziemliche Anzahl von Bewohnern der Insel Fotuna gebracht hatte, um die Veränderungen auf Aniwa zu sehen, redeten eines Sonntags nach dem Gottesdienst einige der jungen Christen zu den noch nicht bekehrten Fotunesen; Naswais Anrede lautete: „Männer von Fotuna, ihr seid gekommen, um zu sehen, was das Evangelium in Aniwa gewirkt hat. Es ist der lebendige Gott, der diese Aenderung machte. Als Heiden stritten wir untereinander, wir kämpften und verzehrten uns. Wir hatten keine Freude und keinen Frieden im Herzen und im Hause, nicht in Dörfern, nicht im Lande; jetzt sind wir Brüder; wir leben in Frieden und sind glücklich. Wenn ihr nach Fotuna heimkehrt, werden sie euch fragen: nun, was ist das Christenthum? Und ihr werdet antworten: es ist das, was die Aniwaner so ganz verändert hat. Und sie werden wieder fragen: was ist es? Und ihr werdet sagen: Das ist es, was den Leuten Kleidung und Decken, Messer, Aexte, Fischangeln und viele nützliche Dinge gegeben hat; das ist es, was sie den Krieg aufheben ließ und sie in Frieden leben läßt. Sie werden fragen: wie sieht das Christenthum aus? Und ihr werdet sagen müssen, daß man es selbst nicht sehen kann, sondern nur seine Wirkungen. Sagt ihnen, daß Niemand verstehen kann, was das Christenthum ist, bis er Jesus, unsern unsichtbaren Herrn, liebt; bis er ihm nachfolgt, bis er ihm zu

gefallen sucht. Nun, ihr Leute von Fotuna, ihr denkt, daß, wenn ihr nicht tanzt und singt und zu euern Göttern betet, so werden eure Felder keine Ernte bringen. Das dachten auch wir und so begingen wir Wochen hindurch allerlei Gräuel zu Ehren unsrer Götter. Da sahen wir Missi und daß er nichts von alledem that; er betete um Segen zum unsichtbaren Jehovah, wenn er seine Yams pflanzte und die seinigen wuchsen besser als die unsrigen. Ihr seid müde zur Arbeit, wenn die Felder eure Kräfte gebrauchen, denn ihr habt wochenlang euern Göttern durch euer schlechtes Betragen gefallen wollen. Wir aber gehen kräftig an die Arbeit, wir beten zu Jehovah, der keine wilden Tänze verlangt, der uns Ruhe gibt und Freude zur Arbeit. Seit wir Missis Beispiel befolgen, hat Jehovah uns große Yams gegeben und wir wissen nun, daß er allein Segen verleihen kann.“ Bei diesen Worten wendete sich Naswai zu mir mit den Worten: „Missi, habt ihr vielleicht noch die riesige Yam, die wir euch brachten? Glaubt ihr nicht, daß es gut wäre, sie den Männern nach Fotuna mitzugeben, damit sie dort sehen, wie Gott unsre Gebete erhört und wie er segnet? Nur Jehovah allein kann solche Yams wachsen lassen.“ Und so geschah es; die Fotunesen nahmen die schöne Yam mit zum Beweise, was das Christenthum in Aniwa wirke.

Bis zum Jahre 1875 stand Naswai mir treu zur Seite; er starb, nachdem er kurz zuvor seine Frau Katua begraben hatte. Ich war damals in die Kolonien gesandt und also abwesend; aber man berichtete mir bei der Heimkehr, daß er noch in der letzten Stunde dankbar aussprach, wie Jesus ihn zu einem neuen Menschen gemacht habe, daß er sich freue, zu ihm zu gehen und daß alle seine Untergebenen ihm treu anhangen möchten.

Zwei Häuptlinge, Nerwa und Ruwawa, standen den bisher genannten an Einfluß wenig nach. Der erstere war uns feindlich gesinnt, ward aber sammt seiner Frau durch ein Waisenkind seines Dorfes gewonnen, welches wir bei uns

aufgenommen hatten, um es zu erziehen. Die Erzählungen der Kleinen, wenn sie mitunter die Heimath besuchte, später auch die eines verwaisten Knaben, der im Missionshause Unterkunft fand, erweckten Nerwas Interesse. Er kam zu den Gottesdiensten; wenn er auch anfangs sich dabei in ziemlicher Entfernung hielt, so erlaubte er doch seiner Frau, sich uns anzuschließen und endlich ward auch ihm das Herz geöffnet. Auch in ihm zeigte sich, sobald er unsre Lehre empfangen hatte, der größte Eifer, sie zu verbreiten und seiner Hülfe hatte ich es zumeist zu verdanken, daß ein benachbarter Häuptling mit all seinem Anhang sich zu uns wandte.

Als Naswai 1875 gestorben war, trat Nerwa an seinen Platz in unsern Gottesdiensten; wie dieser trug er meine Bibel zur Kirche und ich habe ihn dieselbe an seine Brust drücken sehen, als ob sie ein lebendes Wesen wäre. Oft habe ich ihn sagen hören: „O, daß ich diesen Schatz besitze! Und noch dazu in meiner Sprache von Aniwa!“ Er las sehr viel in den Evangelien und war auch im Stande, sie ganz fließend und richtig vorzulesen. Mit Ruwawa, den er selbst zu uns gebracht, lehrte er in der Schule seines Dorfes in erfolgreicher Weise. Beide Freunde wurden später Presbyter und haben als solche treue Dienste für die Sache des Herrn in Aniwa geleistet.

Nach langen glücklichen Jahren kam Nerwas Ende heran. Er war so geliebt, daß sein Lager fast stets von seinen Untergebenen und Schülern umgeben war. Es las oft einen Bibelabschnitt vor und sang Hymnen mit denen, die ihm Theilnahme zu beweisen gekommen waren. Bei meinem letzten Besuche fand ich Nerwa recht schwach; er winkte mir, mich zu bücken und flüsterte mir ins Ohr: „Missi, mein Missi, ich bin so froh, daß ihr kommt! Seht ihr jene jungen Leute, die mir ja Liebe bezeugen wollen; aber sie haben mich sehr ermüdet, denn sie haben noch nicht von Jesus gesprochen; ich bin zu schwach zum Lesen. Betet ihr für mich und lest mir das Evangelium vor.“

Als ich mich dazu anschickte, sagte er: „ruft sie alle an mein Lager; ich will, ehe ich gehe, noch zu ihnen sprechen.“ Alle näherten sich dem Sterbenden, der mit seinen letzten Kräften sagte: „Laßt kein heidnisches Geschwätz, keine heidnischen Gebräuche wiederkehren, wenn ich todt bin. Singt Jehovah Lieder, betet zu Jesus und begrabt mich als einen Christen. Gebt gut Acht auf meinen Missi; helft ihm alle, wo ihr könnt. Ich sterbe glücklich, weil ich zu Jesus gehe; den Weg zu ihm hat Missi mir gezeigt. . . . Wer von euch wird meine Arbeit in der Dorfschule übernehmen? Wer von euch wird sich für den Herrn einsetzen?“

Viele vergossen Thränen; keiner antwortete. Dann sagte Nerwa: „Mein letztes Wort ist dies: laßt uns ein Kapitel in der Bibel lesen, — jeder der Reihe nach einen Vers. Dann will ich für euch alle beten, Missi wird für mich beten; singt dann und Gott wird mich zu sich nehmen, während die Töne noch klingen.“ Wir thaten nach Nerwas Wunsche. Während wir leise die Hymne „es giebt ein Land der Seligkeit“ sangen, ergriff der Sterbende meine Hand, er versuchte noch zu sprechen — vergebens. Sein Kopf fiel zurück — wie er gewünscht, so vollendete er unter den Klängen, die seine Seele so oft zu Gott erhoben hatten.

Bald nach Nerwas-Begräbniß erbot sich ein Mann jenes Dorfes, die Schule zu übernehmen, der sich ganz gut dazu eignete, seine Frau half ihm treulich mit; sie war das kleine Waisenkind, das wir viele Jahre bei uns gehabt hatten und die durch ihre Erzählungen von Jesus in ihrem Dorfe zu Nerwas Bekehrung das erste Werkzeug gewesen war.

Ruwawa, der Freund des Heimgegangenen, hatte ihn bis wenige Tage vor dem Ende treu gepflegt; dann war er selbst schwer erkrankt und ergab sich willig in Gottes Schickung, der auch ihn abberufen zu wollen schien. Eines Sonntag Nachmittags, da ich ihn aufsuchte, fand ich ihn außerhalb seiner Hütte. „Ich habe mich auf dies Feld tragen lassen,“ sagte er mir; „ich hoffe, ich kann hier leichter athmen.“ Obgleich

man sah, wie groß sein Leiden war, lag doch eine Begeisterung auf seinem Antlitz. „Alle sind still und weinen," fuhr er fort, „weil sie denken, ich sterbe. Ich bin im Schutz Gottes. Nimmt er mich weg, so ist es gut; läßt er mich euch noch weiter helfen, so ist es auch gut. Bitte, Missi, betet und sagt dem Heiland alles." Die Anwesenden kamen näher und ich erfüllte seine Bitte. Ich trug es dem Herrn vor, wie sehr wir wünschten, Ruwawa gesund und kräftig wieder an der Arbeit zu sehen; ich betete von ganzem Herzen, jedoch daß nicht unser Wille geschehen möge, sondern der des Herrn. Als ich mich endlich entfernen mußte, sagte Ruwawa: „Lebt wohl, Missi. Gehe ich voraus, so empfange ich euch drüben; werde ich gesund, so will ich mit euch für das Reich Gottes arbeiten; so ist dann alles gut!"

Unsre Gebete wurden lange und oft wiederholt. Als schon alle Hoffnung auf Rettung aufgegeben war, kam die Erhörung; die Krankheit ließ nach und der Häuptling genas. Er konnte noch nicht allein gehen, als er verlangte, zur Kirche geführt zu werden; ich sprach in aller Namen ein warmes Dankgebet. Dann äußerte Ruwawa den Wunsch, selbst einige Worte zu sprechen und obgleich seine Stimme noch schwach war, ging seine Anrede doch allen tief zu Herzen. Er sagte: „Liebe Freunde, Gott hat mich euch zurückgegeben. Ich freue mich darüber und kam hierher, um dem zu danken, der uns geschaffen hat und der uns erhält. Ich wünsche, daß ihr alles thut für Jesus, was ihr könnt und daß ihr nie eine Gelegenheit versäumt, wo ihr Gutes thun könnt. Auf meinem Wege, der mich ganz nahe ans Grab führte, war ich doch ruhig, weil ich Jesum liebe. Ich fürchte keinen Schmerz, unser theurer Meister hat viel mehr gelitten und lehrt mich es zu tragen. Ich fürchte nicht Krieg und nicht Hungersnoth, nichs gegenwärtiges und nichts zukünftiges; mein Jesus ist für mich gestorben und in seinem Tode werde ich leben, wenn ich gestorben bin. Ich fürchte und liebe meinen Herrn, weil er mich liebte und für mich am Kreuze starb." Dann erhob

er die Hände und sagte: „Mein lieber, lieber Heiland!“ und blickte mit so seligem Ausdruck zum Himmel, als ob er das Antlitz des Erlösers schaute. Als Ruwawa sich niedersetzte, war eine tiefe Stille gefolgt; die Erinnerung an seine Erscheinung, der Eindruck seiner Worte sind bis heute in lebhaftem Andenken geblieben.

Als ich 1888 wieder nach Aniwa kam, war Ruwawa noch kräftig an der Arbeit. Ein Lehrer aus Aneityum Namens Koris unterstützt ihn und in meiner Abwesenheit kommen die treuen Helfer, Mr. Watt und seine Frau öfters von Tanna herüber und leiten Ruwawas Arbeit, wie die der übrigen. Die Versammlungen, der Unterricht für die Erwachsenen, die Schulen, die Gottesdienste — alles wird gut und regelmäßig fortgeführt. „Lobe den Herrn, meine Seele!“

Auch von Waiwai, der im Besitz ungewöhnlicher Geisteskräfte mir in der Wahl der genauesten Ausdrücke bei der Bibelübersetzung oft von Nutzen gewesen ist, möchte ich einiges erzählen. Er war Herr eines ziemlich zahlreichen Stammes gewesen, war aber zu meiner Zeit ein Häuptling ohne Volk. Sein Sohn starb am Sonnenstich, als wir die Kirche bauten; seine einzige Tochter war an einen fernen Häuptling verheirathet. Von sieben Frauen waren noch zwei am Leben.

Er hielt sich bald zu uns, besuchte Kirche und Unterricht regelmäßig und war tief betrübt, als ich ihm, da er sich nach Beendigung des Abendmahlsunterrichts zu der heiligen Feier melden wollte, sagte, so lange er zwei Frauen habe, könne ich ihn nicht zulassen. Ich rieth, sie möchten fleißig im Lernen fortfahren; je mehr ihre Erkenntniß im Christenthum wachse, um so eher würde Gott ihnen den Weg zeigen, das rechte zu thun und zwar in Frieden und nach gütlichem Uebereinkommen. Waiwai erklärte mir, er sei ganz bereit, dem Gebot Gottes zu folgen und nur e i n e Frau zu haben; ich sah aber, daß ihm die Wahl schwer ward. „Beide sind sehr gute Arbeiterinnen,“ versicherte Waiwai, „und ich lebe mit beiden in Frieden. Untereinander hassen sie sich freilich und

leben im Krieg; dafür aber wohnt die eine an einem Ende des Dorfes und die andre am andern. So geht es ganz gut.“ Bald erfuhr ich, daß Waiwai den beiden Frauen gesagt habe, er werde die erschießen, welche sich von ihm lossage. Ich hielt ihm seine Heuchelei vor, durch die er nicht einmal mich habe täuschen können, viel weniger aber den allwissenden Gott. Er schlug vor, er wolle für ein Jahr nach Tanna gehen; während dieser Zeit sollte sich eine der Frauen verheirathen. Er ging auch wirklich von der Insel fort, fand aber bei der Heimkehr beide Frauen seiner wartend. Er gestand mir, daß er ihnen heimlich andere Befehle gegeben habe; denn „beide arbeiten so gut und ich liebe beide!“

Nach längerer Zeit änderten sich die Verhältnisse: die ältere der Frauen starb und die jüngere schenkte Waiwai einen Sohn, der ihn sehr beglückte. Am Grabe der Frau zeigte sich wieder die allen diesen Insulanern eigenthümliche Lust am öffentlichen Reden; der Häuptling ergriff das Wort und sagte unter anderm: „Ihr Männer von Aniwa! Ich wollte keine meiner Frauen für Jesus hingeben; nun hat Gott mir die eine genommen, die wir hier zu Grabe bringen; jetzt kann ich getauft werden!“

Beide kamen fleißig zur Kirche und nahmen es ernst mit dem Unterricht. Besonders Waiwai zeigte einen friedlich gewordenen Sinn und sprach oft über die vielen Verluste, die ihn getroffen. Aber die Reihe der Prüfungen war noch nicht zu Ende. Kurz vor dem Tage, da er und seine Frau in die Gemeinde aufgenommen werden und das heilige Abendmahl empfangen sollten, starb auch die zweite Frau. An diesem Grabe weinte der Mann bitterlich; wieder hielt er eine Rede und diesmal fühlte man derselben an, daß in der That sein Herz getroffen war. „Hört, alle ihr Aniwaner, und laßt euch durch Waiwai warnen. Ich bin nun alt und werde einsam ins Grab sinken. Meine Frauen hielten mich ab, Jesu aufrichtig nachzufolgen; jetzt bin ich allein geblieben und habe niemand, der für mich und den Kleinen sorgt. Ich versuchte

Missi zu täuschen, aber ich konnte Gott nicht betrügen. Ich schien Gott zu dienen und that doch nur, was ich selbst wollte. Dafür hat Gott mein Herz gedemüthigt. Ich muß nun lernen, nicht mir zu Gefallen zu leben, sondern dem Herrn. O nehmt die Warnung an, ihr Männer von Aniwa! Man kann Jehovah nicht belügen!“

Der Arme hatte später noch viel körperliche Leiden zu erdulden. Eine entsetzliche Art von Krämpfen, die auf den Inseln nicht selten ist, befiel ihn, die seine Beine verkürzten und die Füße nach rückwärts bogen. Er litt viel und konnte nicht ohne Schmerzen gehen oder sitzen. Kein Mittel half dauernd; kaum daß ihm einige Erleichterung zu geben war. Seine verheirathete Tochter verpflegte ihn und das Kind gut und so lange ich in Aniwa war, besuchte und belehrte ich ihn fast täglich. Er betete viel und aufrichtig, aber es wollte nicht gelingen, in ihm die volle Freudigkeit des Christen zu erwecken. Immer wieder kamen seine Selbstanklagen: „Ich belog Jehovah! Er hat mich bestraft!“ Sein Ende aber war sanft; er starb während einer meiner Reisen im Auftrage der Mission.

Vielleicht halten manche Leser es für hart, daß wir Missionare in solchen Fällen nicht Ausnahmen gestatten und diejenigen werden am leichtesten so urtheilen, die nie unter Heiden gelebt haben, denen also die Verhältnisse fremd sind. Wie könnte man den Leuten den Unterschied klar machen zwischen einem, der zwei Frauen behält und dem, der zwei nimmt? Ihr Sinn für Sittlichkeit ist ohnehin wenig entwickelt und wir müssen bei der Aufnahme in die christliche Gemeinschaft die Linie genau dem Willen Gottes gemäß ziehen zwischen dem was christlich und dem was heidnisch ist. Wir dürfen nicht nach Gutdünken verfahren, nicht die Anforderungen des Herrn herabsetzen. Dazu kommt, daß der heidnische Gebrauch viel Schuld trägt an dem Unfrieden und dem Elend. Ich habe auf einer der Inseln die Bevölkerung gezählt und fand unter nur zweihundert Bewohnern dreißig erwachsene Männer mehr als Frauen. Es steht fest, daß für jeden Mann, der zwei

oder mehr Weiber hat, dieselbe Zahl von Bewohnern ohne Frauen ist, d. h. sie nicht bekommen kann; daher die ewigen Streitigkeiten und Morde.

Und selbst wenn man die Sache vom praktischen Standpunkte unsrer strengen Beurtheiler ansieht, so ist es für keine Frau ein Unglück, von dem Christ gewordenen Manne aufgegeben zu werden; sie wird alsbald von den übrigen umworben und wird sicher gewinnen, wenn der zweite Erwählte auch Christ ist. Wir hatten einen Häuptling, der bei seiner Taufe elf Frauen aufgab, die ohne Ausnahme sich nachher in viel besseren Verhältnissen befanden. So lange sie heidnische Männer haben, ist ihre Lage die reine Sclaverei. Als ich einst einen Mann vom unbarmherzigsten Schlagen einer seiner Frauen abbrachte, versicherte er: „Missi, wir müssen sie prügeln, sonst gehorchen sie uns nicht! Wenn sie untereinander streiten und kämpfen, so haben wir kein Mittel, als eine zu schlachten und zu essen. Dann hält der ganze Stamm für eine Zeit Ruhe.“

Ich kannte einen Häuptling, dessen viele Frauen die wildesten Kämpfe unter einander führten. Als er einst im Kriege war, erschlug die stärkste unter ihnen alle übrigen. Bei seiner Heimkehr machte er Frieden mit ihr; er hatte viel zu thun, sie zu beschützen und alle die Blutrache abzuwehren, welche durch diesen Mord hervorgerufen war.

Man muß unter diesen Völkerschaften gelebt haben, um zu verstehen, was gerade die Frauen dem Christenthum verdanken. Ihre Lage ist unvergleichlich gehoben worden und keine würde in die frühere Knechtschaft des Heidenthums zurückkehren wollen.

Noch etwas von Litsi, der bei uns im Missionshause erzogenen Tochter Namakeis. Ihr Leben hat ihr viel schweres gebracht. Sie war ein gutes, freundliches, kluges Mädchen geworden. Viele bewarben sich um sie, aber sie pflegte zu sagen: „Ich bin die Königin dieser Insel und wenn ich heirathe, so will ich einen Mann wählen, so gut wie Königin Victoria.“

Nach ihres ersten Mannes frühem Tode kehrte sie zu uns zurück und lebte länger in der Station. Ihre zweite Heirath schien alles für sich zu haben und doch führte sie zu unbeschreiblichem Unglück. Mungaw, der Erbe eines Häuptlings, war auch im Missionshause erzogen worden und hatte sich sehr glücklich entwickelt. Von wahrem christlichen Geist durchdrungen bewies er denselben stets und oft in schwierigen Lagen. Einst, als er beim Bau der Kirche beschäftigt war, überfielen ihn zwei Männer, die ihn aus irgend einem Grunde tödten wollten. Als ich hineilte, hörte ich ihn sagen: „Glaubt nicht, daß ich ein Feigling bin, oder daß ich den Tod fürchte. Stürbe ich jetzt, so käme ich zu Jesus. Ich kämpfe nicht mit euch, weil ich kein Heide mehr bin, sondern ein Christ. Ich möchte euch behandeln, wie ein Christ es thun soll.“ Inzwischen waren ihm andere zu Hülfe gekommen; die Angreifer wurden ohne Kampf entwaffnet; sie schämten sich ihres Betragens; nach langen Besprechungen, die Mungaw liebevoll führte, versprachen sie Frieden halten zu wollen und erhielten seine Verzeihung. „Ich bin ein Christ und muß wie ein Christ handeln,“ — das waren seine oft gebrauchten Worte und seine Richtschnur. Er heirathete Litsi und beide waren sehr glücklich. Später wurde er Presbyter und Oberhäuptling der einen Hälfte von Aniwa.

Als ich nach Jahren nach Australien geschickt ward, nahm ich Mungaw mit, hoffend, der junge Häuptling werde durch seine edle Persönlichkeit und seine beredten Ansprachen das Interesse der Freunde unserer Mission erregen. In der That erklärte mir der verstorbene Dr. Cameron in Melbourne, nachdem er Mungaw gehört — ich übersetzte den Zuhörern seine Reden satzweise ins Englische, — daß dieser Mann mehr Beweis sei für die Erfolge des Evangeliums unter den Heiden, als alle Berichte der Missionare, die er je gehört oder gelesen habe.

In St. Kilda, wo wir uns eben aufhielten, erhielt ich die Nachricht, daß meine Frau bei Freunden in Taradale

schwer erkrankt sei. Als ich hineilte und fand, daß ich sie sobald nicht verlassen könne, ließ ich Mungaw auf den Bahnhof bringen, ihm das Billet geben und ihn einem Eisenbahnschaffner empfehlen. Einige elende Menschen, scheinbar Herren, behaupteten dem Kondukteur gegenüber, sie seien meine nahen Freunde und würden Mungaw zu mir begleiten. Statt dessen führten sie ihn in irgend eine Höhle und da er sich weigerte, mit ihnen zu trinken, warfen sie ihn nieder, gossen ihm Branntwein oder vielleicht Opium ein, ließen ihn für halbtodt liegen und nahmen ihm seine Baarschaft, etwa zwei oder drei Pfund, die ihm verschiedene meiner Freunde geschenkt hatten.

Als der Arme das Bewußtsein wieder bekommen hatte, wandte er sich an einen Polizeimann, der ihn nicht verstand. Er hörte den Pfiff einer Lokomotive und ging der Richtung nach. Auf dem Bahnhof stand Mungaw mit einem Pfennig, den ihm die Schändlichen gelassen, und wollte dafür ein Billet, das er natürlich nicht erhielt. Als Zug um Zug abging, ohne daß er mit fortgekommen wäre, begann er zu weinen und in jammervoll gebrochnem Englisch zu bitten, man solle ihn zu „Missi“ nach Kilda schicken.

Ein freundlicher Samariter kaufte ihm ein Billet und so langte der Unglückliche endlich bei mir an. Fast drei Wochen lag er in einer Art von Betäubung. Nahrung vermochte er kaum zu nehmen, nur ab und zu einen Trunk Wasser. Die Aerzte riethen dringend, ihn mit erster Gelegenheit, welche Sicherheit für des Armen Behandlung böte, in die Heimath zurückzusenden. Mungaw war zufrieden damit und so nahm ihn unser Missionsschiff „Morgenröthe“ nach Aniwa mit. Als wir nach der Genesung meiner Frau ihm folgen konnten, fand ich ihn etwas besser und voll Freude, uns wieder zu sehen. Doch erzählte mir seine Frau, daß er oft furchtbare Anfälle von Wuth habe, denen dann längere ruhigere Zeiten folgten, wo er fast fortwährend schlafe. Er klagte oft bitter, daß die weißen Männer ihm „den Kopf verdorben“ hätten, daß es ihn oft wie Feuer im Gehirn brenne und daß es ihm

sehr leid sei, wenn er in diesen Anfällen Böses thue. Er behandelte dann nicht nur seine Frau aufs roheste, sondern machte mit Vorbedacht einen Mordversuch auf mich; auch zündete er Häuser an und zerstörte sein Eigenthum, so wie das anderer, wenn diese entsetzlichen Paroxismen über ihn kamen. So war er zum Schrecken aller geworden, um so mehr, da er ja als Häuptling der einen Inselhälfte viel Macht und Ansehn hatte.

Eines Tages zündete er in einem seiner Krankheitsanfälle sein eigenes Haus an und umtanzte es mit wüthendem Geschrei. Später kam er zu mir, weinend und klagend, mit den Worten: „Ich weiß nicht, was ich thue! Die Weißen haben mir den Kopf krank gemacht! Er brennt wie Feuer und ich thue die bösen Dinge gezwungen!“ O wie segnend gedachte ich der Irrenheilanstalten in den christlichen Ländern, wie mühte ich mich ab, den armen Leidenden so unterzubringen, daß er sich und andere nicht schädigen könne. Aber das war unmöglich; der leichte Bau der Hütten und deren Einrichtung gewährte weder die Mittel, Mungaw festzuhalten, noch seiner Kraft zu widerstehen, wenn er in diese Wuth gerieth.

Nachdem er mit Nasi, einem bösen Tannesen, über ein am Strande gefundenes Faß in Streit gerathen war, beschloß dieser, ihn zu tödten. Eines Abends, nachdem er mit den Seinen gebetet hatte, was er, wenn er irgend etwas bessere Tage hatte, nie unterließ, sagte er: „Litsi, mein Kopf zerschmilzt! Geh' mit mir in die Kühle draußen.“ Seine Frau, welche die Rache Nasis fürchten mochte, warnte ihn und bat, er möge im Hause bleiben, weil sie Stimmen gehört habe; vielleicht seien Feinde draußen. Darauf rief er lebhaft: „Ich fürchte mich nicht vor dem Tode! Das Leben ist eine Last, ein Fluch! Die Weißen verdarben mir den Kopf. Wenn ich sterben könnte, dann würde ich nur um so lieber hinausgehen.“ Schon auf der Schwelle traf ihn die tödtliche Kugel, so daß die ihm nacheilende Litsi ihn auffing. Wir holten die Arme und ihre Kinder noch in der Nacht zu uns ins Missionshaus und begruben den unglücklichen

Mungaw am andern Tage. Ich habe ihn mit bitteren Thränen und Selbstanklagen betrauert, weil ich ihn mit nach Australien genommen hatte. Welche Schuld haben jene Bösewichter auf sich geladen, die den lieben guten Mungaw vergiftet und krank gemacht haben!

Litsi, die als Tochter des Oberhäuptlings und als Frau seines Nachfolgers in ihrer Weise eine Art Königin war, ward bald wiederholt umworben und heirathete später zum dritten Male. Sie hielt sich, ebenso wie ihr Mann, fest zu uns und auch in ihr erwachte die Sehnsucht, das Christenthum verbreitet zu sehen, wie in fast allen jungen Christen, die sich im Besitz eines früher ungekannten Segens glücklich fühlen. Oft sagte sie: „Wird denn kein Missionar nach Tanna gehen, um Nasis Leute zu bekehren? Ich weine und bete für sie, daß sie doch Jesus kennen und lieben lernen möchten."

„Litsi", sagte ich eines Tages, nachdem sie wieder diesen Wunsch herzlich ausgesprochen hatte, „wenn ich für euch gebetet und geweint hätte, aber in Schottland geblieben wäre, würde ich euch dadurch zu Jesus gebracht haben?" „Gewiß nicht!" antwortete sie. „Nun denn, wollt ihr nicht selbst zu Nasis Leuten gehen und helfen, das Evangelium dem zu bringen, der Mungaw gemordet hat? Das würde eine süße, eine heilige Vergeltung sein."

Der Gedanke war auf ein gutes Land gefallen; sie hielt ihn fest und als endlich ein Missionar für Tanna gefunden war, siedelte sie mit ihrer Familie dorthin über und zwar mit noch sechs oder acht andern Aniwanern. Sie unterstützten als eingeborne Lehrer den Missionar und seine Frau aufs treuste. Ihr ältester Sohn ward von seinem Onkel, einem eifrigen Christen und Presbyter unserer Kirche, zum „guten Oberhäuptling von Aniwa" erzogen; so nannte ihn seine Mutter in ihren Gebeten, wenn sie Gott anflehte, ihn als einen der Seinen zu bewahren und ihn „stark in Gott" zu machen.

Viele Jahre sind seitdem verflossen. Als ich sie kürzlich in Tanna besuchte, umschlang sie meine Hände und sagte mit

Freudenthränen: „O mein Vater! Ich danke Gott, daß ich euch wiedersehe! Ist meine Mutter, eure liebe Frau, gesund? Und auch meine Brüder und Schwestern, eure Kinder? O ich liebe sie alle von Herzen!“ Als sie ruhiger geworden war, hatten wir lange und liebliche Unterhaltungen. Sie sagte: „Meine Arbeit hier ist schwer, Missi. Ich könnte in Aniwa die reiche Königin sein. Aber ich bleibe doch lieber hier, denn die Heiden fangen nun an zu hören. Missi sagt, er sieht, sie kommen dem Herrn näher. Wie schön wird es sein, wenn wir sie erst des Erlösers Lob und Preis singen hören werden! Die Hoffnung macht mich stark in aller Arbeit, die oft schwer und hart ist.“

Bei solchen Erfahrungen an mir und anderen frage ich mich oft: wann werden Augen und Herzen meiner Landsleute und die der anderen Europäer geöffnet werden? Wann werden die Reichen, die Gelehrten, die Hochgestellten dieser Erde ihrem oft mit Nichtigkeiten erfüllten Leben einen Inhalt geben? Wann werden sie ihre Thätigkeit den Armen, den Unwissenden, den Ausgestoßenen, den Verlorenen widmen? Wann werden sie ihren Namen für ewig in die Seelen derer schreiben, die sie zum Herrn führen? Wer die höchste Freude, „die Freude im Herrn“, gekostet hat, wird niemals mehr fragen: „Ist das Leben werth, gelebt zu werden?“ Jedes Leben, auch das unter den einfachsten Verhältnissen zugebrachte, ist edel und wohl angewendet gewesen, wenn es dazu gedient hat, auch nur eine Seele zur Liebe und zum Dienst des Heilandes zu bringen. Er hat sich dadurch wenigstens einen Tempel geschaffen, in dem sein Glaube und sein Thun in Ewigkeit leben wird; die gerettete unsterbliche Seele wird sein, wenn alle Denkmäler und Pyramiden der Erde in Staub zerfallen sein werden.

Nasi, jener Tannese, war ein gefährlicher, gewaltthätiger Mensch, was er nicht nur durch den Mord Mungaws, sondern durch viele schlechte Thaten bewiesen hatte. Als er noch in Aniwa lebte, ward er schwer und lange krank; wir thaten alles für seine Pflege und ich besuchte ihn regelmäßig; er ließ es

geschehen, doch schien unsere Liebe keinerlei Eindruck zu machen. Kurz ehe wir nach Australien gehen mußten, ging ich wieder zu ihm, um ihm Lebewohl zu sagen und dann frug ich ihn: „Nasi, seid ihr glücklich? oder seid ihr es je gewesen?“ Mit düsterem Tone antwortete er: „Nein, niemals!“ „Und“, erwiderte ich, „möchtet ihr, daß euer kleiner Sohn, den ihr doch sehr liebt, so würde und so lebte, wie ihr selbst?“ „Nein“, sagte der Mann mit Wärme, „gewiß ich möchte ihn glücklicher sehen.“ „Dann müßt ihr Christ werden, Nasi, ihr müßt euer ganzes Leben ändern, sonst wird das liebe Kind zu Streit, Krieg und Mord heranwachsen und wird sich unglücklich fühlen wir ihr. O Nasi, er wird euch in der Ewigkeit anklagen, daß ihr ihn solchem Leben und dem Verderben zuführtet!“ Dies machte sichtlichen Eindruck, aber eine Antwort erfolgte nicht. Nach unserer Abreise besprachen sich einige unserer jungen Christen über Nasi und sagten: „Wir wissen, welche Last dieser Mann Missi gewesen ist, wie oft er durch ihn in Gefahr gebracht ward. Wir wissen, daß er mit eignen Händen mehrere Morde vollführt hat, daß andere durch seine Hülfe gelungen sind. Laßt uns mit einander täglich beten, Gott wolle sein Herz erweichen und ihn lehren, was gut ist. Laßt uns ihn für den Herrn gewinnen, wie Missi uns für ihn gewonnen hat.“ Und nun begannen sie, Nasi jede nur denkbare Freundlichkeit zu erweisen; abwechselnd halfen sie ihm bei seinen Geschäften und benutzten dabei jede Gelegenheit, ihm von Jesus zu erzählen. Anfangs wies er die eifrigen rauh zurück und hielt sich fern von ihnen. Aber sie hörten nicht auf zu beten und setzten ihre Freundlichkeit gegen ihn unverändert fort. Endlich nach langen Warten wurden die Treuen belohnt. Nasi sagte ihnen eines Tages: „Ich kann eurem Jesus nicht länger Widerstand leisten. Wenn er es ist, der euch so gut gegen mich macht, so will ich ihm und euch nachgeben. Er soll auch mein Herz so verändern wie die eurigen.“

Er wusch nun die häßliche Farbe von seinen Wangen,

ließ sich das lange geflochtene Haar abschneiden, wusch sich in der See rein und kam zu den Christen, welche ihm gern und freudig Kleidungsstücke gaben. Später erhielt er einen Theil der Bibel, es war das Johannes-Evangelium und nun konnte er Stunden zuhören, wenn man ihm daraus vorlas. Mit demselben Eifer, den er nun der göttlichen Botschaft zuwandte, lernte er lesen und war bald im Stande, nicht erst durch andere sich vom Herrn erzählen lassen zu müssen. Die Lehrer und Presbyter gaben sich ganz besondere Mühe mit Nasi, den mein Bruder-Missionar von Tanna taufte und nach gehöriger Vorbereitung auch zum Abendmahl zuließ. Wer begriffe nicht meine hohe Freude, als ich endlich heimkehrend dies erfuhr, als ich den in unserer Mitte fand, der so lange allen Bitten widerstanden hatte. „Lobe den Herrn, meine Seele!“

Als ich im Jahre 1886 nach einer längern Abwesenheit nach Aniwa heimkehrte, hatte ich ein noch größeres Zeichen göttlicher Gnade zu bewundern. Nasi, der Mörder von ehedem, hatte gelernt, in ganz wunderbar-ergreifender Weise den Leuten einen Bibelabschnitt vorzulesen und zu erklären. Als ich ihm zugehört hatte, dachte ich: „Daß doch diejenigen, welche zu Hause zweifeln an der Aechtheit der Bekehrung, Nasi hören könnten! Sie müßten doch endlich einsehen, daß Gott, der uns Leib und Seele gegeben hat, auch Macht hat, das Herz neu zu schaffen!“

Am ersten Sonntage, welchen ich nach meiner letzten Reise in die Kolonien und nach Großbritannien in Aniwa verlebte, ward mir eine große Ueberraschung. Der Tag fing an zu dämmern, als ich erwachte; alle meine Erlebnisse auf dieser Insel überdenkend und den Herrn für seine Gnade preisend kam mir der Gedanke, ob die Gemeinde während der vier Jahre, welche ich abwesend war, zurückgegangen sein könne. Da hörte ich plötzlich einen Lobgesang erschallen. Es war noch nicht voller Tag und ich konnte mir nicht denken, was es bedeuten solle. Als ich zu den Singenden kam, sagte mir

der eine ihrer Anführer: „Missi, wir haben es schwer gefunden, Gott recht nahe zu bleiben, als ihr uns verlassen hattet. Deswegen beschlossen der Häuptling, die Lehrer und einige andere, am Sonntag in der frühesten Frühe zusammen zu kommen, um die erste Stunde dieses Tages stets mit Loben und Danken zuzubringen. Jetzt wollen wir für euch beten; wir wollen Gott danken, daß er euch zu uns zurückgebracht hat und ihn bitten, daß er an den Herzen aller das segne, was ihr uns heute sagen werdet." Eine so gesinnte Schaar vor Gottes Angesicht zu führen, war ein köstliches Ding und ich that es mit tief bewegtem dankerfüllten Herzen!

Beim späteren Gottesdienste fehlte jenen Tag wohl niemand als die Kranken. Als er beendet war, theilten mir die Presbyter mit, daß sie alle gewohnten Versammlungen abgehalten, daß sie eifrig unterrichtet hatten und dann brachten sie mir eine beträchtliche Zahl solcher, die in die Gemeinschaft aufgenommen sein und zum Tisch des Herrn zu gehen wünschten. Nach sehr genauer Prüfung wählte ich neun Knaben und Mädchen aus, die etwa zwölf und dreizehn Jahre alt waren und rieth ihnen, noch ein Jahr zu warten; sie hatten zwar zu meiner Freude jede Frage gut beantwortet, schienen mir aber zu jung und ich fürchtete, sie könnten Schande über die Gemeinde bringen, wenn sie zurückfielen, was ja so leicht möglich war.

Mit ernsten traurigen Augen sagte darauf einer dieser neun: „Wir sind gelehrt worden, daß wer immer an den Herrn glaubt, getauft werden soll. Wir alle glauben von ganzem Herzen an den Herrn Jesus und versuchen zu thun, was er von uns verlangt." Meine Antwort war: „Haltet ein Jahr fest an eurem Erlöser, dann sollt ihr aufgenommen werden." Aber der Knabe gab sich nicht zufrieden und sagte: „In einem Jahre leben vielleicht einige von uns nicht mehr! Wir sehnen uns nach der Taufe und möchten durch euch, unsern Missi, Diener Jesu Christi werden." Ich konnte

solch herzlichem Bitten nicht widerstehen und so taufte ich sie alle; sie willigten ein, am Tisch des Herrn erst nach einem Jahre zu erscheinen, während ich die älteren Getauften stets alsbald an demselben empfing.

Unter den Erwachsenen, welche sich zu jener Zeit zum heiligen Abendmahl meldeten, rührte mich eine etwa fünfundzwanzigjährige Frau sehr tief. Die Presbyter widersetzten sich ihrer Theilnahme an der heiligen Handlung, da ihre Ehe nicht unter christlichem Segen geschlossen war. Sie ging weinend von uns. Am späten Abend, dessen kühlere Luft ich zum Arbeiten zu benutzen pflegte, klopfte es an meine Thür. „Akei era? wer ist draußen?“ Eine schüchterne Stimme antwortete: „Missi, ich bin es, Lamu. Ich bitte, hört mich an!“ Es war die zurückgewiesene; natürlich öffnete ich ihr gleich meine Thür. „O Missi, ich kann nicht schlafen, ich kann nicht essen; meine Seele ist in großer Angst. Soll ich von Jesus ausgeschlossen sein? Einige von denen, die zu seinem Tische kommen, sind Mörder gewesen. Sie haben bereut und sind erlöst. Mein Herz ist ja gewiß sündig, aber nie habe ich die heidnischen Verbrechen begangen und ich weiß, es ist meine größte Freude, zu versuchen, meinem Jesus zu Gefallen zu leben. Warum werde denn gerade ich ausgeschlossen?“ Ich tröstete und beruhigte sie und sie hörte mich aufmerksam an. Dann sah sie zu mir auf und sagte: „Missi, ihr und die Presbyter mögt es für richtig halten, mich auszuschließen. Aber ich weiß es hier in meinem Herzen, daß Jesus mich angenommen hat. Stürbe ich jetzt, so weiß ich, daß mein Erlöser mich barmherzig in sein Reich aufnehmen würde.“ Ihre Blicke gingen mir tief in die Seele, ihre ganze Art und Weise sprach für die Kraft des Glaubens, der in ihr wohnte. Ich versprach, ihre Sache bei den Presbytern zu führen; doch war das nicht nöthig, denn Lamus eigene Worte änderten die Meinung jener Männer und sie erschien mit den übrigen am Altare, an jenem Abendmahlstage, den viele treue Herzen in Aniwa nie vergessen werden.

Wenn ich diese Erfahrung auf meinen Missionsreisen mittheilte, habe ich mich nicht enthalten können, meine vor der armen Lamu so hoch bevorzugten weißen Brüder und Schwestern zu fragen: „Habt ihr je eine Stunde Schlaf verloren, oder eine einzige Mahlzeit versäumt im Nachdenken über das Heil eurer Seele, im Vertiefen in euren Gott, im Anerkennen der Anrechte, welche Jesus an euch hat, oder im Nachsinnen über eure himmlische Bestimmung?“

Und wieder wenn ich an den Eifer und die treue Arbeit der Lehrer und Presbyter auf Aniwa denke, wie sie die langen Jahre für den Herrn nach Maßgabe ihrer Kräfte gearbeitet haben, so denke ich: was vermöchten ihre hochbegabten und vielseitig erzogenen weißen Brüder zu leisten, wenn sie für den Herrn arbeitend die Unwissenden lehrten, die Schwankenden hielten und die Gesunkenen retteten!

Neuntes Kapitel.

Letzte Reise in die Heimath.

Mit dem Wachsen unseres Missionswerkes, mit dessen Ausbreitung über neue Inseln, die mit eignen Missionaren besetzt werden konnten, vergrößerten sich die Anforderungen an unser Missionsschiff dergestalt, daß die „Morgenröthe" denselben nicht mehr genügte. Ich beantragte daher bei der allgemeinen Synode der presbyterianischen Kirche von Victoria im Dezember 1883, zu versuchen, ein größeres Schiff zu erlangen, und zwar einen Dampfer, damit nicht so viel Verlust an Zeit und Eigenthum, oft auch von kostbaren Menschenleben entstehe, wie dies bisher hie und da vorgekommen war. Ein Fahrzeug, welches den Dampf zu Hülfe nehmen könnte, wenn die „Kalmen" Wochen und Monate hindurch jedes Segeln unmöglich machen, und das, größer und stärker als unser bisheriges Schiff, den unheilvollen plötzlichen Stürmen der Tropen besser gewachsen sein würde.

Die Versammlung stimmte herzlich und ohne Unterschied wie ein Mann bei, denn alle kannten den Stand der Dinge und die seit fünfundzwanzig Jahren mehr als verdoppelten Anforderungen der Inselmission, welchen die damals passenden Kräfte nicht mehr genügen konnten. Mir ward der Auftrag zu Theil, im kommenden Jahre 1884 nach Großbritannien zu reisen, um mit einer Vollmacht der Versammlung versehen, diese Sache den presbyterianischen Kirchen in der Heimath vorzutragen und von ihren Gliedern und allen, die sich gedrungen fühlten, für das Reich Gottes Opfer zu

bringen, Gaben entgegenzunehmen. Der Bedarf war diesmal 6000 Pf. Sterl.; ohne dieselben zu besitzen, konnte man der Ausführung des Planes um keinen Schritt näher treten. Zugleich erhielt ich Auftrag und Vollmacht, unsere Kirchen bei der bevorstehenden allgemeinen presbyterianischen Kirchenversammlung in Belfast als ihr Delegirter zu vertreten. Leider unterließ diese mich absendende Synode von Victoria, die Verwaltung der „Morgenröthe" in Sydney von ihrem Beschlusse und von dem ganzen Unternehmen zu benachrichtigen, wodurch mir eine Reihe von Unannehmlichkeiten auf Schritt und Tritt in der alten Heimath erwuchsen.

Schon von Suez aus sandte ich eine Abschrift meines Auftrages und meiner Vollmacht nach Hause an die Oberhäupter unsrer Kirche, zeigte meine bevorstehende Ankunft an und sprach die Hoffnung aus, man werde mir Gelegenheit geben, meinen Auftrag auszuführen. Als ich bei meinem Bruder in Glasgow angelangt war, fand ich überall Hindernisse, deren Ursache mir erst nach einiger Zeit klar ward. Die Verwaltungsbehörde der „Morgenröthe" in Sydney hatte, aus welchen Gründen immer, den schottischen Kirchen gemeldet, daß man sie bei diesem Schritte nicht zu Rathe gezogen habe, daß sie demselben deshalb nicht zustimme und daß sie die Kirchen dringend ersuche, ja verpflichte, den Sammlungen keinen Vorschub zu leisten.

Da ich unmöglich von dem ganzen Vorgang eine Ahnung haben konnte, so erstaunte ich nur über den Mangel jeglichen Entgegenkommens. Meine Verwunderung verwandelte sich in Trauer und Schmerz, je länger diese Zurückhaltung dauerte. Erst als ich von dem Veto aus Sydney gehört hatte, welches denen die Hände band, die mir sonst gern ihre Kirchen und Sonntagsschulen geöffnet hätten, konnte ich Schritte dagegen versuchen.

Es ist hier nicht der Ort, über die Handlungsweise der Herren in Sydney mehr zu sagen, schon weil sie nicht im Stande sind, sich zu vertheidigen, — wenigstens nicht in diesem

Buche, falls ich sie anklagte. So erwähne ich einfach die Thatsache und will gern glauben, daß sie gute Gründe für ihre Handlung zu haben vermeinten. Sind doch auch die besten Freunde nicht immer derselben Meinung; das ist eben auch auf dem Felde der Mission der Fall; aber wir müssen die verschiedenen Wege, die wir zu gehen für richtig halten, gegenseitig achten und anerkennen, da wir ja wissen, daß wir alle dem gleichen Ziel, der Ausbreitung des Reiches Gottes, entgegen streben.

Bei der großen Entfernung, in der ich jetzt von Sydney war, mußte endlos viel kostbare Zeit vergehen, ehe man sich auf schriftlichem Wege hätte verständigen können. Die Hülfe von Menschen, — das zeigte mir der Herr auch hier wieder einmal, sollte nicht das sein, auf was ich rechnete und baute. Ich wandte mich nun ganz ausschließlich an meinen Herrn und Heiland und bat, er möge mir den Weg zeigen, den ich in seinem Dienste zu gehen habe.

Ich besaß einen Empfehlungsbrief aus Australien an Dr. J. Hood Wilson in Edinburgh, den ich noch nicht übergeben hatte. Als ich zu ihm kam, sagte dieser freundliche Geistliche: „Gewiß, Gott hat Sie gerade heute zu mir geführt! Ich fühle mich recht unwohl und bin außer Stande, morgen zu predigen. Besteigen Sie morgen meine Kanzel und übernehmen Sie Nachmittags die Sonntagsschule! Nehmen Sie die Collecte für Ihr Schiff!“ Das war der erste Erfolg in der alten Hauptstadt schottischen kirchlichen Lebens und er übertraf meine kühnsten Erwartungen! Ich gedachte des alten Wortes: „Schwierigkeiten sind nur da, um überwunden zu werden.“ Und in tiefster Seele gelobte ich dem Herrn, daß, wenn ich je die 6000 L. St. (120000 Mk.) zusammenbrächte, ich nur dem allmächtigen G o t t d i e E h r e g e b e n w o l l e.

Von da an fanden sich Geistliche bewogen, welche nicht jener Kirche angehörten, an welche man sich von Sydney gewendet hatte und die also in keiner Weise gebunden waren, mir ihre Kanzeln zu überlassen. Versammlungen wurden in

Privathäusern berufen, so im Schlosse des Lord Polwarth und in Alva House, dem Wohnsitz der verwittweten Gräfin von Aberdeen, deren ganzes Leben den Aufgaben christlicher Nächstenliebe gewidmet war. Diese Dame berief auch Meetings in Hallen und Kirchen in der weiteren Nachbarschaft ihres Gutes und gab selbst große Summen für unsere Zwecke. Ich mußte jene Zeit über ihr Gast sein und hatte das freudige Gefühl, daß der einfache Arbeiter im Reiche Gottes sich eins finden darf in der Gemeinschaft Christi mit allen, die ihm vorher fremd gewesen. Trotz Schnee und scharfer Kälte begleitete diese Dame mich in alle Versammlungen und ihre späteren Briefe, alle die wärmste Sympathie, das höchste Interesse an meiner Arbeit bekundend, sind oft köstliche Nahrung für meine geistigen Kräfte gewesen.

Auch ihr Sohn, der Lord Aberdeen, damals Commissär der Königin bei der schottischen Synode, lud mich in das alte, geschichtlich so denkwürdige Schloß Holyrood ein und bewies seine warme Theilnahme an der Hebridenmission durch eigne Gaben und seinen bedeutenden Einfluß. Bald mehrten sich die Gelegenheiten, die man mir gab, unsre Geschichte und unsre Bestrebungen mitzutheilen, in erfreulichster Weise und ebenso die Gaben.

In Belfast, wo ich als Delegirter bei der allgemeinen presbyterianischen Kirchenversammlung zu erscheinen hatte, genoß ich hohe Freuden im Verkehr mit den zum Theil hochbegabten, mit wahrem Feuereifer für das Missionswerk beseelten Männern aus allen Theilen des Königreiches. Nach Schluß der gemeinsamen Arbeit verwendete ich noch sechs Wochen zum Besuche von Sonntagsschulen und Kirchen presbyterianischer Gemeinden in Irland. „Wie können Sie nur daran denken, je 6000 L. St. zusammen zu bringen?“ so wurde ich dort oft gefragt. Dabei ward mir der Rath ertheilt, mich persönlich an die einzelnen Reichen zu wenden; von den Gemeindegliedern, die zur Kirche und zu den Versammlungen kämen, könne ich es unmöglich erwarten. Auch diesen wohlmeinenden

Rathgebern erklärte ich, wie anderen schon so oft, daß ich noch niemals direct an die einzelnen meine Bitten gerichtet hätte. Ich pflege meine Ziele und meine und der Brudermissionare Bestrebungen samt Mißerfolg und Gelingen wahrheitsgetreu meinen Zuhörern mitzutheilen, suche deren Herzen für unsre heilige Sache zu erwecken und überlasse das übrige den Seelen und dem Einfluß unsres Erlösers auf dieselben. Was dann auf diese Weise für das Reich Gottes gegeben oder gesendet würde, das nehme ich dankbar in Empfang und stelle eine Quittung darüber aus. Von diesem bisherigen Verfahren, auf dem schon so oft Gottes Segen geruht hatte, ging ich auch jetzt nicht ab, obgleich eine ganze Anzahl treuer Freunde der Mission mich aufforderten, Subscriptionslisten einzurichten und mir ihre Begleitung bei Besuchen von Haus zu Haus zusagten. Ich habe es stets vorgezogen, meine Mittheilungen an viele das Mittel sein zu lassen, welches der Herr benutzte, um auf die Seinigen zu wirken. „Wenn,“ so lehnte ich die Anerbietungen ab, „der Herr die 6000 L. St. geben will, so werde ich sie auf diese Weise erhalten. Wenn ich sie nicht bekomme, so wird mir der Herr die Gnade schenken, mich in seinen heiligen Willen zu ergeben; ich nehme dann meine Arbeit ohne das bessere Schiff wieder auf.“ Hunderte von Malen habe ich dies wiederholen müssen; mit bedauernden Mienen und Worten erhielt ich zur Antwort: „Sie werden nie zum Ziel kommen! Geld wird auf eine so wenig geschäftsmäßige Weise nie gewonnen.“ Im Stillen gedachte ich vertrauend des Wortes: „Silber und Gold sind mein!“ und schwieg.

Bekanntlich war das Jahr 1884 in Irland ein sehr bewegtes durch Scenen der schrecklichsten Gräuel und Ausbrüche unversöhnlichen Hasses. Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse hatte ich auf meiner Rundfahrt durch den Norden der Insel von den meist den Presbyterianern angehörigen Bewohnern mehr als 600 L. St. für unser Schiff empfangen. Soviel ich mich entsinne, war dabei keine einzige sehr große Gabe;

natürlich enthielt diese Summe die Goldstücke der Wohlhabenden, aber der weitaus größte Theil bestand aus der kleinen Münze, welche die Menge der Zuhörer aus dem Volke gespendet hatte. Auch kann ich in Wahrheit behaupten, daß ich nirgends herzlicheres Entgegenkommen gefunden habe, noch je mit Geistlichen in Verkehr kam, welche eifriger und ernster ihre Pflicht erfüllten, oder welche mehr die Liebe verdienten, welche sie in ihren Gemeinden genossen, als hier im evangelischen Norden Irlands.

Selbst ein Mann wie ich, der durch seine Jahrzehnte lange Trennung von der Heimath seinen Parteistandpunkt in politischen Dingen ganz verloren hat, muß im Norden Irlands täglich und stündlich den Eindruck empfangen, daß es die evangelische Lehre, das reine Evangelium allein gewesen ist, welches die Bewohner der nördlichen Grafschaften Irlands so verschieden von den Brüdern im Süden entwickelt hat, welches ihren Fleiß und ihre Thätigkeit fruchtbar werden ließ, so daß sie, obgleich unter genau denselben Verhältnissen lebend wie jene, in eben so guter Lage sind, wie die Bewohner andrer Länder. Eine bloße Aenderung der Regierungsform wird dem großen Elend im Süden so wenig abhelfen, wie eine etwaige Losreißung von England. Nur die Predigt des Evangeliums könnte hier Besserung bringen, nur die wahre Erkenntniß des Heilands, denn er ist die Lösung aller dieser Fragen, in diesem Lande wie in allen andern.

Nach Schottland zurückkehrend bezog ich mein Hauptquartier im Hause meines Bruders James in Glasgow, um von dort aus Tag für Tag meine Arbeiten auszuführen, je nachdem Gott mir da oder dort den Weg öffnen würde. Da ich kein Comité hatte, das wie sonst in solchen Fällen die äußern Einrichtungen trifft und Versammlungen beruft und einlädt, so mußte ich mich direct an alle Kirchen und ihre Geistlichen wenden. Ich besuchte die meisten persönlich, anderen schrieb ich und war bald inmitten einer Correspondenz, die ich ohne die Hülfe meines Bruders so wenig hätte

bewältigen können, wie das Schreiben aller der Bestätigungen und die allerpeinlichste Buchführung über die eingehenden Gaben. So aber gelang es mir rasch, jeden Sonntag dreimal sprechen zu können, täglich wenigstens ein Meeting zu halten und so oft es sich thun ließ, auch Nachmittags Zuhörer um mich zu versammeln.

Als Repräsentant der Kirche von Victoria, in welcher alle Presbyterianer glücklich vereinigt sind, hatte ich in den Gotteshäusern und Sonntagsschulen vieler verschiedenen Religionsgemeinschaften Schottlands enge Beziehungen und so konnte sich meine Arbeit über sie alle erstrecken. Ueberall wo ich zu reden hatte, suchte ich den Boten des Evangeliums mit dem Missionar in mir zu verbinden. Ich suchte jede Einzelnheit meiner Mittheilungen zu dem Gewissen der Hörer sprechen zu lassen; ich suchte den Sünder für Christum zu gewinnen, dem Gläubigen aber den Trieb einzuflößen, sein Leben und seine Kräfte noch mehr als bisher dem Herrn hinzugeben zum Dienste in seinem Reiche. Wußte ich doch, daß wenn ich diese höhern Ziele erreichte, die Gaben für die Arbeit des Herrn an den Heiden gern mitgetheilt werden würden.

Durch die Post sowohl als durch freundliche Helfer setzte ich zehntausend Exemplare eines Büchelchens in Umlauf, unter dem Titel „Bericht und Aufforderung." Es enthielt zunächst den Wortlaut meiner Vollmacht seitens der Kirche von Victoria, dann einen kurzen Abriß über das, was auf den Neuhebriden bisher geschehen war und die Gründe, welche zur Erwerbung eines Missionsdampfers fast zwingend vorlagen. Diese Schrift sowohl als meine Weigerung, mit einer Subscriptionsliste vor das Publikum zu treten, ist die Ursache, daß der weitaus größte Theil der Gaben durch Briefe an mich gelangte. Wenn es auch eine Ausnahme war, als an einem einzigen Tage der Postbote siebzig Geldbriefe bei mir ablieferte, so kamen doch täglich eine große Menge solcher Sendungen an, deren Beträge vom „Scherflein der Wittwe" bis zu des reichen Mannes fünfzig oder hundert Pfund in allen Abstufungen

vorkamen. Am meisten erstaunt und bewegt war ich über die große Anzahl von ein-Pfund-Noten (20 Mark) mit begleitenden Worten wie z. B. „von einem Dienstmädchen, das ihren Heiland liebt“, oder „von einer Magd, die für die Bekehrung der Heiden betet.“ Ueberaus zahlreich waren auch die Einsendungen von fünf und zehn Schilling (Mark), mit dem Motto: „von einem Arbeiter, der seine Bibel liebt,“ oder „von einem Arbeiter, der täglich bei der Abendandacht mit den Seinen den Segen Gottes für Ihr Werk unter den Heiden erbittet.“ Ich bedaure, daß die verschiedenen, oft rührenden und erhebenden Worte dieser Zettel nicht alle aufbewahrt worden sind; sie hätten einen tiefen Blick in die Herzen der Menschen thun lassen.

Vielfach ward ich nun auch aufgefordert, an solchen Orten zu sprechen, wohin ich mich noch nicht gewendet hatte. Eine solche Versammlung in Perth brachte mir die erste sehr große Gabe für unser Schiff und die Bekanntschaft eines Herrn aus Amerika, der sich mir vorstellte. Wir fanden uns alsbald auf gleichem Boden und als Brüder in Christo und ich erfuhr später, daß er, nachdem er als Kaufmann ein hinlängliches Auskommen für sich und seine Familie erworben hatte, nun nicht wie manche andere ausruhte und genoß, sondern sein Geschäft fort betrieb, um dessen ganzen Gewinn Jahr für Jahr im Dienste Gottes und seiner armen Mitmenschen zu verwenden! Er gab mir den größten Chec, mit dem Gott mich noch erfreut hat! Dieser Herzenskündiger weiß, daß ich niemals für mich oder die Meinen Reichthümer begehrt habe; aber in diesem Augenblick kam fast etwas wie Neid in meine Seele, daß dieser Mann solche Freude bereiten konnte. Er verwendete sein Gold als ächter treuer Haushalter seines Herrn und Heilandes. O daß er viele Nachfolger fände unter denen, welche den Segen des Wohlthuns nicht kennend ihre Schätze aufhäufen, die der Tod ihnen doch einst entreißt. Daß diese es lernten, mit ihrem Pfund zu wuchern, statt es für sich zu genießen, oder es zu vergraben!

Bei einem jährlichen Meeting in Dundee, dem ich beiwohnte, ward ich gebeten, die Versammlung mit Gebet zu schließen. Als ich darauf den Segen sprach, fehlten mir ganz plötzlich die letzten Worte desselben. Es war ein entsetzlicher Moment, als kein englisches Wort sich meinem Munde mehr entringen konnte! Lange, lange Jahre schon dachte ich in der Sprache der Aniwaner; diese bekam nun in mir ganz plötzlich die Oberhand; es war, als sei alles Englisch wie weggewischt aus meinem Gedächtniß. Trotz der größten Mühe war dieser Zustand nicht zu überwinden und ich mußte nach unvollendetem Segen mein Amen sprechen.

Und an diesem Tage sollte ich Abends in dem Missionsmeeting reden! Wer würde kommen, einen Missionar anzuhören, der beim Segen stecken geblieben war? Ich war in einem sehr traurigen verzweifelnden Zustande, da ich nicht wissen konnte, ob nicht überhaupt meine Kräfte nachließen und ich dauernd verhindert sein würde, mein Amt auszuüben. Ich suchte Hülfe im Gebet und brachte einen großen Theil der Zeit zwischen beiden Versammlungen auf den Knieen vor meinem Heiland zu, und er sandte mir Hülfe; hat er mich je mit der Gabe beschenkt, für sein Reich zu sprechen, so war es an diesem Abende der Fall. Die Spenden flossen überreichlich und ich hatte die Wahrheit der Worte wiederum erkannt: alle eure Sorge werfet auf den Herrn.

Bei dieser Versammlung sah ich drei farbige junge Mädchen in meiner Nähe sitzen, die unsern Insulanerinnen nicht ganz unähnlich waren. Am Schlusse kam die eine, sie mochte etwa zwölf Jahre alt sein, auf mich zu, reichte mir vier silberne Spangen, die sie von ihrem Arm löste, und sagte: „ich habe kein Geld, aber nehmen Sie dies! Gott segne Ihre Arbeit.“ Da ich mit der Annahme zögerte, trat eine Dame heran mit den Worten: „Bitte, nehmen Sie es für Ihr Schiff, sonst werden Sie dem Mädchen sehr weh thun.“ Ich erfuhr später, das dies indische Waisenkinder seien, daß die Dame und ihre Schwester, Töchter eines Missionars, sie zu sich genommen

hatten, und daß sie alle drei für die Zenana-Mission ausbilden ließen, um dann mit ihnen nach Indien zurückzukehren und gemeinsam ihr Liebeswerk zu treiben. — Welchen weitreichenden Segen streuen diese beiden aus! Wie manche, deren Leben es an würdigem Inhalt gebricht, könnte ihrem Beispiel folgen.

Aus den noch erhaltenen Blättern möchte ich noch einige charakteristische Beispiele mittheilen. Eine Geldsendung ohne Namen war von diesen Worten begleitet: „Ich habe meine Ausgaben eingeschränkt. Die ersten ersparten 5 Pfund sende ich Ihnen für die Bank Jesu. Ich weiß, er gibt die besten Zinsen und erstattet das Kapital auf die sicherste Weise.“ Ein Advokat aus Edinburgh schrieb mir: „Nehmen Sie diese 5 Pfund für 200 Antheile an Ihrem Schiff. Ich habe noch nie im Leben ein Kapital mit größerer Befriedigung angelegt.“ Ein Herr, dessen Kinder fleißig unter ihren Bekannten für unser Schiff geworben hatten, schrieb mir: „Ich sende Ihnen 25 Pfund, da es Ihnen gelungen ist, in meinen Kindern lebhaftes Interesse für die Heidenmission zu erwecken.“ Derselbe Herr drückte mir nach einer meiner Anreden in Edinburgh nochmals 100 Pfund in die Hand. Eine Dame, die in Glasgow nach mir frug und in mein Zimmer geführt wurde, sagte: „Ich komme, um Ihnen mein Scherflein zu bringen, aber nicht meinen Namen.“ Fast ehe ich danken konnte, war sie fortgegangen; das Couvert enthielt 49 Pfund. Eine andere Dame, die mich persönlich aufsuchte, unterhielt sich länger mit mir über die Dinge, welche ihr und mir das Herz erfüllten. Als sie aufstand, sagte sie: „Ich gebe Ihnen ein Stückchen Papier für Ihr Schiff. Gott gab es mir; durch Sie gebe ich es ihm mit Freuden zurück.“ Ich dankte mit vollem Herzen und erwartete ein Pfund, höchstens fünf zu finden. Als ich das Couvert nach ihrer Entfernung öffnete, waren es 100 Pfund. In demüthigem Dankgefühl beugte ich mich vor dem Herrn und eilte um so eifriger an meine Arbeit im Dienste dessen, der so durch seine treuen Haushalter zu helfen weiß.

Viele Schmuckgegenstände von Silber und Gold, Ringe

und Ketten wurden mir zugesandt oder fanden sich auf den Sammeltellern. Mit Hülfe christlicher Männer, welche deren Werth verstanden, wurden diese Dinge auf die denkbar beste Weise verkauft und der Betrag unserm Fonds einverleibt.

Einer in Edinburgh lebenden Dame hatte ich einen Brief ihrer und unserer Freundin, Mrs. Cameron in St. Kilda, zu bringen. Nach köstlicher Unterhaltung stand die Dame auf, entfernte sich für einen Augenblick und gab mir ein Papier mit den Worten: „Ich habe dies schon ein Jahr aufgehoben, um es dahin zu geben, wo es gut angewendet ist. Ich bat Gott oft, mir zu zeigen, wo er es verlange. Er bestimmt es für Ihr Schiff, da er Sie zu mir führt. Ich thue seinen Willen mit Freuden.“ Es waren 100 Pfund. Ich empfing die Gabe doppelt bewegt, da sie auch mir eine Gebetserhörung war, denn ich hatte gerade jenen Tag um ein besonderes Zeichen zur Ermuthigung bei der Arbeit gebeten.

Nun kam die Zeit heran, wo ich nach London zu gehen hatte, um allerlei Auskünfte zu geben und Besprechungen wegen der damals von Frankreich drohenden Annectirung der Neuhebriden zu haben. Ich beschloß den Aufenthalt zu benutzen und sandte meinen „Bericht und Aufforderung“ an alle Geistlichen der presbyterianischen Kirche in London und dessen Umgebung. Nur fünf konnten mir eine Collecte zugestehen; die übrigen hatten irgend eines finanziellen Umstandes wegen beschlossen, für eine gewisse Anzahl von Monaten ihre Gemeinden nicht für andere Bedürfnisse als die eigenen in Anspruch nehmen zu lassen. Diejenigen Kirchen, wo ich Zutritt erhielt, steuerten viel bei; aber im ganzen waren es doch nur 150 L. Sterl., die ich nach jenen Anreden erhielt nnd ich fürchte, ich empfand damals Enttäuschung. Das war ein großes Unrecht. In wie viel größeren Fällen von Noth hatte mir Gott geholfen, ich hätte viel fester auf ihn vertrauen sollen! Und schon war er bereit, mir auf anderem Wege Hülfe zu bringen.

Ich wurde durch J. E. Mathieson Esqu. aufgefordert, in

einer der jährlich gehaltenen Versammlungen in Mildmay-Hall meine Geschichte zu erzählen. Dort nun wurde ich mit so vielen Jüngern des Herrn bekannt, die aus den verschiedensten Kirchen hier auf dem Felde der Mission zusammentrafen, wie das auf eine andere Art niemals möglich gewesen wäre. Es war eine Wonne, zu solchen zu sprechen, deren ganzer Eifer an die Sache des Herrn gesetzt wird. Eine Collecte konnte ich hier nicht haben, aber ich nahm Erhebung und Stärkung mit hinweg und empfand „wahre Freude im Herrn“.

Und siehe da, wie freundlich hatte mich Gott geführt! Schon am Vormittage, welcher meiner Abendansprache in Mildmay-Hall folgte, erschien ein Herr, der mich gehört hatte, und händigte mir 300 Pf. St. ein, weitaus die größte Einzelgabe, welche ich bis jetzt für unser Schiff erhalten hatte; fünfzig Pfund von einer Dame, dann zwanzig und noch dreißig kamen unmittelbar darauf, und noch länger nachher hatte ich verschiedene Einnahmen jenem Abend zu verdanken.

Aber auch Einladungen zu Ansprachen waren in reicher Zahl ein Erfolg jenes Abends. Zum Theil hatte ich sie in London zu halten, zum Theil in näheren oder ferneren Landsitzen und Schlössern derer, welche damals anwesend gewesen waren. Die britische und ausländische Bibelgesellschaft empfing mich in einer Versammlung ihrer Directoren; ich war glücklich, diesen Herren sagen zu können, daß wir Missionare alle, die wir erst die Schrift unserer Sprachen aufzuzeichnen hatten, diese Gesellschaft als unsern größten Wohlthäter bezeichnen, da allein die Hülfe dieser großartigen Schöpfung den Druck unserer Bibeln möglich gemacht hatte. Auch diese Herren gaben mir dreißig Pfund.

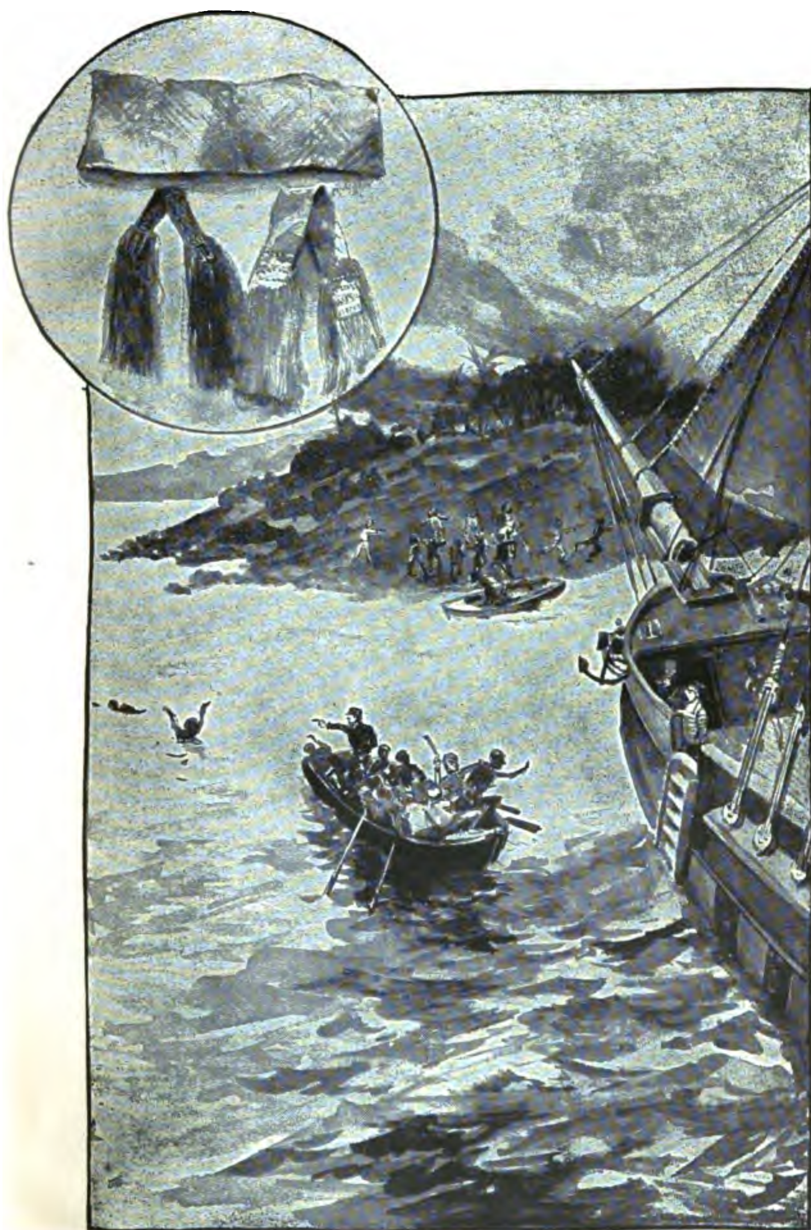
Als einen wahren Segen betrachtete ich es, auf einer dieser Reisen auch nach Bristol zu kommen, und dort die unvergleichlichen Waisenhäuser G. Müllers, eines Deutschen, zu besuchen und zu deren Bewohnern sprechen zu können. Ich sah und beobachtete diesen wunderbaren Mann des Glaubens und des Gebetes, wie er sich als weiser und liebender Vater

unter den Tausenden von Kindern bewegte, die von ihm das tägliche Brod und das Brod des Lebens empfangen. Als ich meine Erzählung beendet hatte, dankte der ehrwürdige Mann mir herzlich und sagte: „Hier sind fünfzig Pfund, welche Gott mir für ihren Zweck gesandt hat.“ Ich erwiderte: „Theurer Freund, ich kann sie nicht nehmen! Könnte ich, so gäbe ich Ihnen lieber fünfhundert für Ihre Waisen; ich weiß ja, daß Sie es gebrauchen können!“ Mit feierlicher Würde und großer Sanftmuth erwiderte Müller: „Gott trägt Sorge für seine Waisenkinder. Dies Geld kann für sie nicht verausgabt werden. Ich müßte es Ihnen nachsenden, denn es ist des Herrn Gabe für Sie.“

Oft schon, wenn ich das Thun der Menschen und die Bestrebungen der Kirchen an des Heilands eignen Worten prüfte, hat es mir scheinen wollen, als ob solche Arbeit wie die Müllers, Barnardos*) und meines Landsmanns W. Quarrier dem liebevollen Herzen des Erlösers besonders theuer sein müssen. Würde er heute in der Welt erscheinen und die Orte suchen, wo der Geist seines Evangeliums am lautersten in Thaten umgesetzt worden ist, so meine ich, seine heilige, hülfreiche göttlich-menschliche Liebe würde ihren Widerschein am reinsten in diesen und anderen Heimathsstädten der Waisen finden!

Auch von dem weithin bekannten Diener des Herrn, dem Prediger Spurgeon, erhielt ich eine Einladung, welcher ich gern folgte. In seinem Garten, wo viele seiner helfenden Freunde und seine Schüler versammelt waren, empfing er mich. Mit dem eigenthümlichen Humor, durch den seine Worte oft beflügelt werden, stellte er mich seinen Gästen als „König der Kannibalen“ vor. Aber auch seinen Ernst lernte ich kennen und schätzen und ich betrachte es als einen Vorzug, auch diesem Manne begegnet zu sein, der all' seine Kraft der Verkündigung

*) Dr. Barnardo hat in London großartige Rettungshäuser errichtet, in die er Kinder aufnimmt, die er Nachts auf den Straßen findet, weil sie ohne Heimath sind.



Kanaka Arbeits-Handel. Seite 321.

des Evangeliums weiht. Seine Frau händigte mir beim Abschied eines der Bücher ihres Mannes ein und fünf L. Sterl. von den „Kühen des Herrn“. Ich erfuhr, daß die guten Leute einige dieser Thiere halten, deren Ertrag nicht ihnen, sondern christlichen Liebeswerken zu Statten kommt.

Als ich nach Schottland zurückkehrte, waren alle Tage jener Wochen, die ich noch zu bleiben hatte, reichlich mit Versammlungen und Reden besetzt und Beiträge flossen von allen Seiten. Ich richtete jetzt vor allem meine Bestrebungen auf die Gewinnung weiterer Missionare und wendete mich natürlich an die Theologiestudenten der Universitäten in Edinburgh, Glasgow und Aberdeen. Mit mehreren waren die Verhandlungen schon dem Abschlusse nahe, aber immer zerschlugen sie sich wieder, weil die jungen Leute vorzogen, sich den bekannteren Feldern der Arbeit in China, Afrika oder Indien zuzuwenden. Mit Trauer im Herzen mußte ich die Hoffnung aufgeben und sicherte mir ein Billet zur Rückkehr nach Melbourne. Da plötzlich meldeten sich drei Studenten, die Herren Morton, Leggatt und Landells; sie standen dicht vor ihrer Ordination und waren bereit, mir zu folgen. Das verschob meine Abreise, denn nun mußten noch die Kosten für ihre Ausrüstung und ihre Reise aufgebracht werden. Ich konnte meine Schiffskarte für 6 Wochen später datiren lassen und hoffte, in dieser Zeit auch diese fünfhundert Pfund noch aufzubringen, mit welchen es dann möglich sein würde, auch drei neue Stationen auf unsern Inseln einzurichten.

Den Anfang machte ich in einem der großen schiffbauenden Districte Schottlands; als ich dort nach vielen Versammlungen nur fünfundfünfzig Pfund erhalten hatte, wollte mir der Muth sinken, da ich fürchtete, meine Gesundheit würde den vielleicht um abermals durch sechs Wochen zu verlängernden Anstrengungen nicht Stand halten. Aber die Hülfe war schon nahe; nach der letzten Anrede kamen ein Herr und eine Dame auf mich zu mit den Worten: „Wir haben das größte Interesse

für alle Ihre Arbeiten und Pläne. Sie sagten, Sie gebrauchen noch 500 L. Sterl. Wir gaben Ihnen in Dundee die ersten hundert; es ist uns eine Herzensfreude, Ihnen für den jetzigen Zweck abermals hundert Pfund geben zu können. Wir wollen Gott bitten, daß Ihr Werk rasch gelinge und stets im Segen wirke." Möchten diese edlen Geber den Segen ihrer Thaten reich an ihren Seelen empfinden.

Etwa eine Woche später trat eine Dame bei mir ein, die mir sagte: „Ich gab Ihnen früher ein Stück Papier für Ihr Schiff. Seitdem habe ich stets gebetet, Gott wolle Ihre Bestrebungen mit Erfolg krönen. Er hat es so gethan, daß Sie nun die Zahl der Missionare vergrößern können. Es ist einer der schönsten Augenblicke meines Lebens, daß ich im Stande bin, Ihnen noch ein Stückchen Papier zu geben." Als ich die Note von 100 Pfund sah, protestirte ich und sagte: „Gewiß, Sie sind zu großmüthig. Können Sie denn abermals die große Summe entbehren?" Sehr freudig erwiderte sie: „Der Herr ist sehr gnädig gegen mich gewesen; er hat mir die Gesundheit zurückgegeben und mir Glück in meinem Geschäft verliehen. Für mich bedarf ich nicht viel und Gott wird weiter helfen. Ich will nicht warten, bis der Tod mich zwingt zurückzugeben, was mir nur geliehen ist; ich gebe es von Herzen für die Bekehrung der Heiden."

Meine letzte Woche war gekommen; mitten in den Vorbereitungen zur weiten Reise traf ein Brief ein, der lautete: „Dies Geld kann seinem Eigenthümer leider nicht mehr erstattet werden. Seit ich zum Herrn bekehrt ward, habe ich hart gearbeitet, um es zurück zu legen. Ich kann meine That nicht ungeschehen machen, aber ich kann das Geld durch Sie dem Herrn geben. Beten Sie für mich und die Meinen zu Gott, der Ihr Werk segnen möge." Ein lautes „Hallelujah! Der Herr hat es gethan!" entrang sich meinen Lippen beim Anblick der zweitgrößten Gabe, die ich je erhalten! Aber meine Gefühle der Freude wurden unendlich vertieft und Thränen drängten sich in die Augen, als ich sah, daß ein



Kanaka Arbeits-Handel. Seite 321.

bekehrter Sünder sein Alles hingegeben hatte. „Gehe hin in dein Haus und zu den Deinen und verkünde ihnen, wie große Wohlthat dir der Herr gethan und sich deiner erbarmt hat." Nach wehmüthigem Abschied von Glasgow, das mit meinen frühesten Erinnerungen so eng verknüpft ist, ging ich nach London, wohin mein Bruder und seine Frau mich begleiteten. Mit den Spenden, die ich dort noch erhielt, erreichte der Fonds für die Ausrüstung drei neuer Stationen und drei neuer Missionare 650 L. Sterl. Herr, dein ist die Ehre!

Am 28. Oktober 1885 trat ich die Reise nach Melbourne an, das ich mit Gottes Hülfe glücklich erreichte. Mein Empfang war der liebevollste, das Wiedersehen ein freudiges. Meine Auftraggeber überreichten mir ein testimonial, ein Ehrengeschenk, mit überaus freundlichen Worten, das anzunehmen ich zögerte, da ich mir keinerlei Verdienst bei meinen Erfolgen zurechne; aber der wohlthuende Ausdruck der Achtung und des Vertrauens ließ mich es dennoch dankbar annehmen.

Den Auftrag, 6000 L. St. aufzubringen, hatte ich erfüllt, denn es waren 9000 L. Sterl., die ich der Kirche übergeben konnte, die mich ausgesandt. Sie bestanden aus lauter freiwillig dargebrachten Spenden der treuen Haushalter des Herrn.

Von dieser Summe sind 6000 L. für den ursprünglichen Zweck angelegt worden, während 3000 einen zweiten Fonds bilden, aus welchem neue Missionsstationen auf unsern Inseln errichtet werden, nach Maßgabe der Missionare, die bereit sind, zu uns zu kommen. Es ist der Traum meiner letzten dreißig Jahre gewesen, auf jeder der Inseln wenigstens einen Verkündiger des Evangeliums zu sehen; dann könnte ich mich niederlegen und sprechen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren."

Da die Regierung plant, regelmäßige Postfahrten von Australien nach Witi (Fiji) einzurichten, so hat man mit der Anschaffung des Dampfers noch zu warten beschlossen. Wenn wir nicht mehr gezwungen wären, bis zum australischen Continent zu fahren, so würden zwei kleinere Dampfer zum Dienst zwischen

den Inseln vielleicht nützlicher sein, als ein großer für die weitere Fahrt gebauter. Bis die Regierung sich entschlossen hat, muß mit der Entscheidung dieser Frage gewartet werden. Die Summe ist inzwischen sehr gewachsen, aber mir persönlich ist diese Zögerung ein Schmerz, da alle unsere Stationen und ihre Missionare unter der völligen Unzulänglichkeit der „Morgenröthe“ zu leiden haben, welche für den heutigen Bedarf auch nicht entfernt genügt. Was an mir war, habe ich gethan; die Sache und die Verantwortung ruht jetzt in den Händen der Kirchenbehörde. So weh es mir thut, daß alle diese Wohlthat noch entbehren, so vertraue ich doch auch hierin dem Herrn; er wird es wohl machen!

In Aniwa wurde ich von meinen lieben Insulanern empfangen, wie der Vater, der zu seinen Kindern heimkehrt. Die ganze Bevölkerung war am Strande und geleitete mich zur Station. Alles war in schönster Ordnung, im besten Gedeihen. Alle Gottesdienste waren gehalten worden, wie ich in einem früheren Kapitel erzählte. Meine Brudermissionare hatten zu verschiedenen Malen die Insel besucht und abwechselnd meine Stelle vertreten. Aniwa ist heute wie Aneityum ein christliches Land. Der Herr hat es in Besitz genommen, um es nie wieder aufzugeben! Lob, Preis und Ehre seinem herrlichen Namen!

Ich bin, wenn ich für die Sache der Heiden arbeitete, oft ein „Mann mit nur einem Gedanken“ genannt worden. Aber ist es nicht besser so, als seine Gedanken und sein Leben nach vielen Richtungen hin zu zersplittern? Und man kann nicht für einen guten Gedanken leben, ohne auch weiter hinaus damit zu wirken. Mein Leben ist von einem heiligen Zweck durchweht gewesen; aber indem ich ihn verfolgte, hat der Herr mich in den Stand gesetzt, sowohl Verkündiger seines Wortes zu sein als Missionar. Und während ich Geld sammelte um Seelen suchen und erleuchten zu können, habe ich an vielen Orten die Ruhe des Sonntags als ein Geschenk Gottes für

die sich quälenden Millionen, als ein kostbares Erstgeburtsrecht darstellen können, das um keines menschlichen Zweckes willen Preis gegeben werden darf; ich habe das Anrecht jedes Kindes in christlichen und heidnischen Ländern auf Erziehung, auf Besitz und Verständniß der heiligen Schrift, als der einzigen Grundlage aller socialen Ordnung, nationaler Größe und persönlicher Freiheit proclamiren können; ich habe einzuwirken vermocht gegen den schändlichen Kanaka-Arbeitshandel, diese neue, grausame blutbefleckte Form der Sclaverei; ich habe den heiligen Eifer der Brüder in den Colonien und in der Heimath gegen diejenigen angeregt, welche mit Leib und Seele ihrer Mitmenschen Handel treiben.

Von den Feinden des Kreuzes werden diese Arbeiten, ebenso wie die in der eigentlichen Mission, verurtheilt. Doch das kümmert mich nicht. Indem ich meine Feder niederlege, bekenne ich meine unumstößlich feste Ueberzeugung, daß es der höchste, edelste Dienst ist, dem sich ein Menschenkind widmen kann und daß, wenn ich mein Leben noch einmal vor mir hätte, ich es ohne ein noch so kurzes Besinnen, dem Herrn übergeben, daß ich wieder zu denjenigen eilen würde, welche nie den Namen des Erlösers gehört haben. Nichts von dem, was ich erlitten habe, nichts was mir etwa noch bevorsteht, macht mich zittern. Im Gegentheil, mit innigster Freude erflehe ich es täglich vom Herrn, er möge die Herzen aller meiner Kinder der Missionsarbeit zuwenden, er möge es ihren Stolz und ihr Glück sein lassen, zu leben und zu sterben in dem Bestreben, sein Wort in die Herzen der Heiden zu pflanzen. Gott gab mir sein Bestes, seinen Sohn; ich gebe ihm dafür mein bestes, mein alles!

Und nun, lieber Leser, lebe wohl! Du hast mich freundlich begleitet, — ich hoffe, du hast auch Gewinn davon gehabt, weil du vieles gehört hast, was dich treiben wird, den Herrn zu preisen, zu dessen Ehre diese Blätter geschrieben wurden. In deinem Leben, wie in dem meinigen, gibt es ein letztes Kapitel, eine Schlußscene! Gott, unser Vater, allein weiß

wann und wo! Durch seine Gnade will ich im Glauben an Jesus, in der Hoffnung auf ihn, der mich von Kindheit an geleitet hat, durch jene Stunden hindurch gehen. Wenn du dies Buch schließest, so gelobe deinem Erlöser, ihm treu zu bleiben und mit seiner Hülfe in ihm zu sterben! Möchten wir uns finden in der Gegenwart und der seligen Gemeinschaft unseres Erlösers. Leb' wohl!



Druck von Johannes Bredt, Münster i. W.